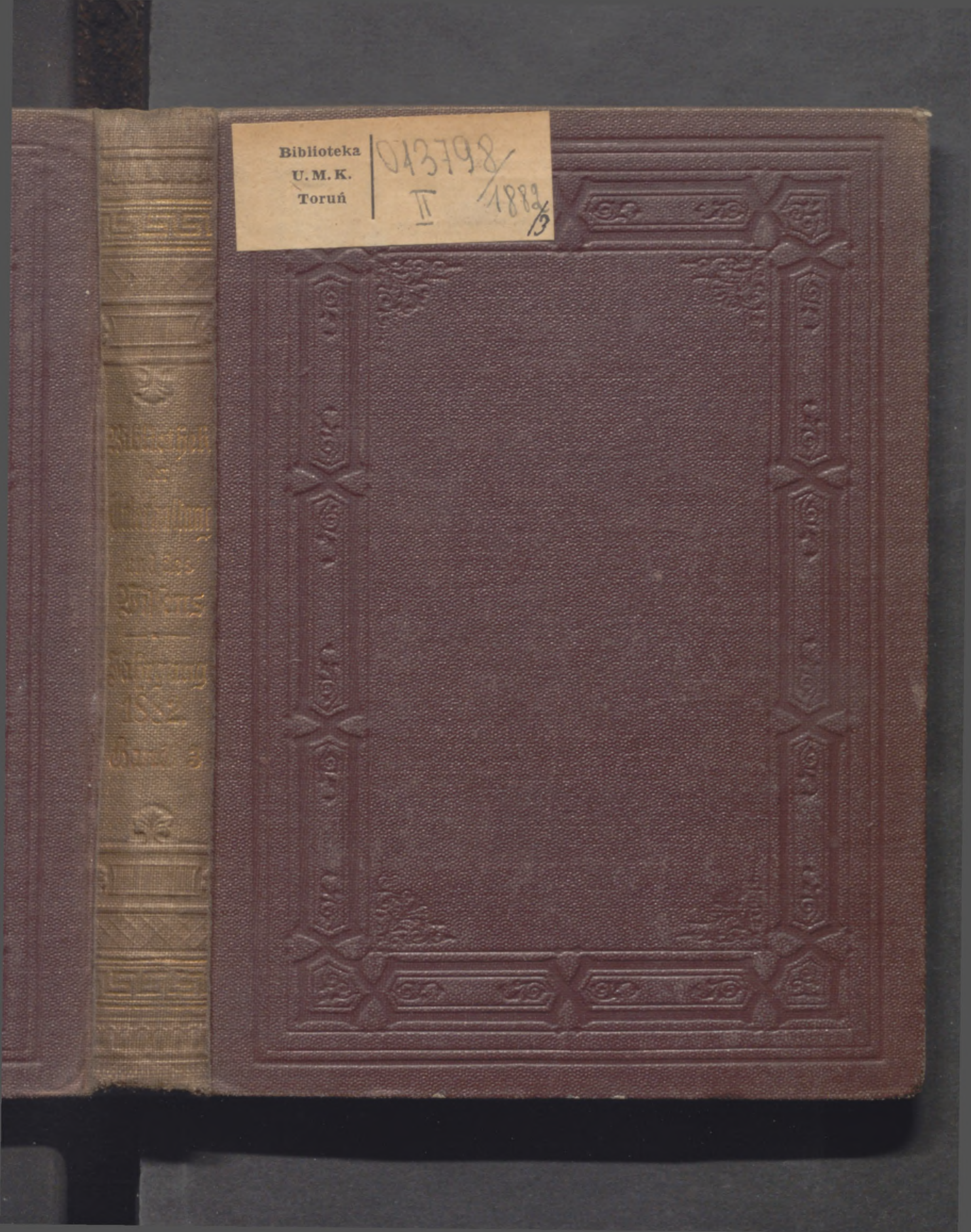
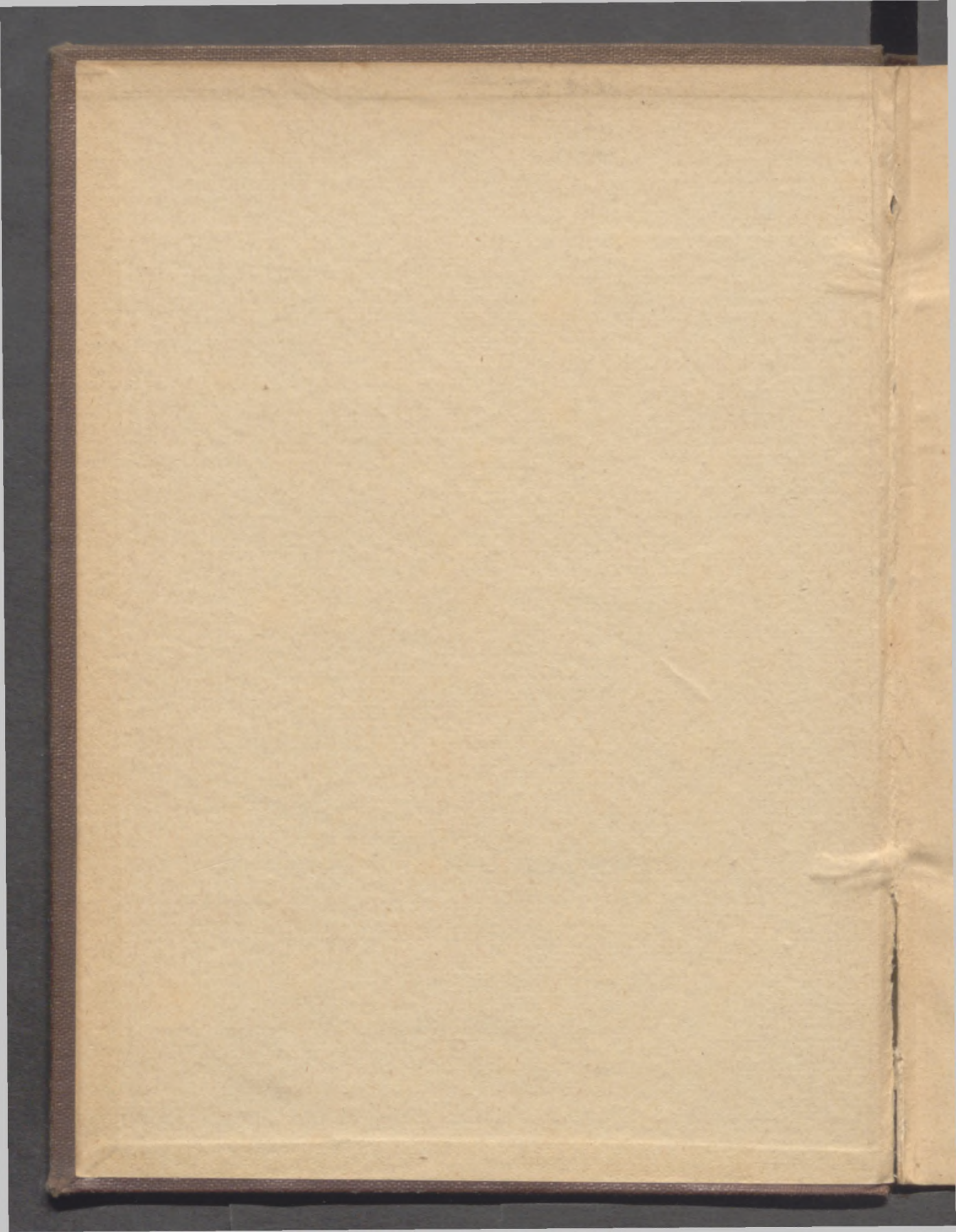
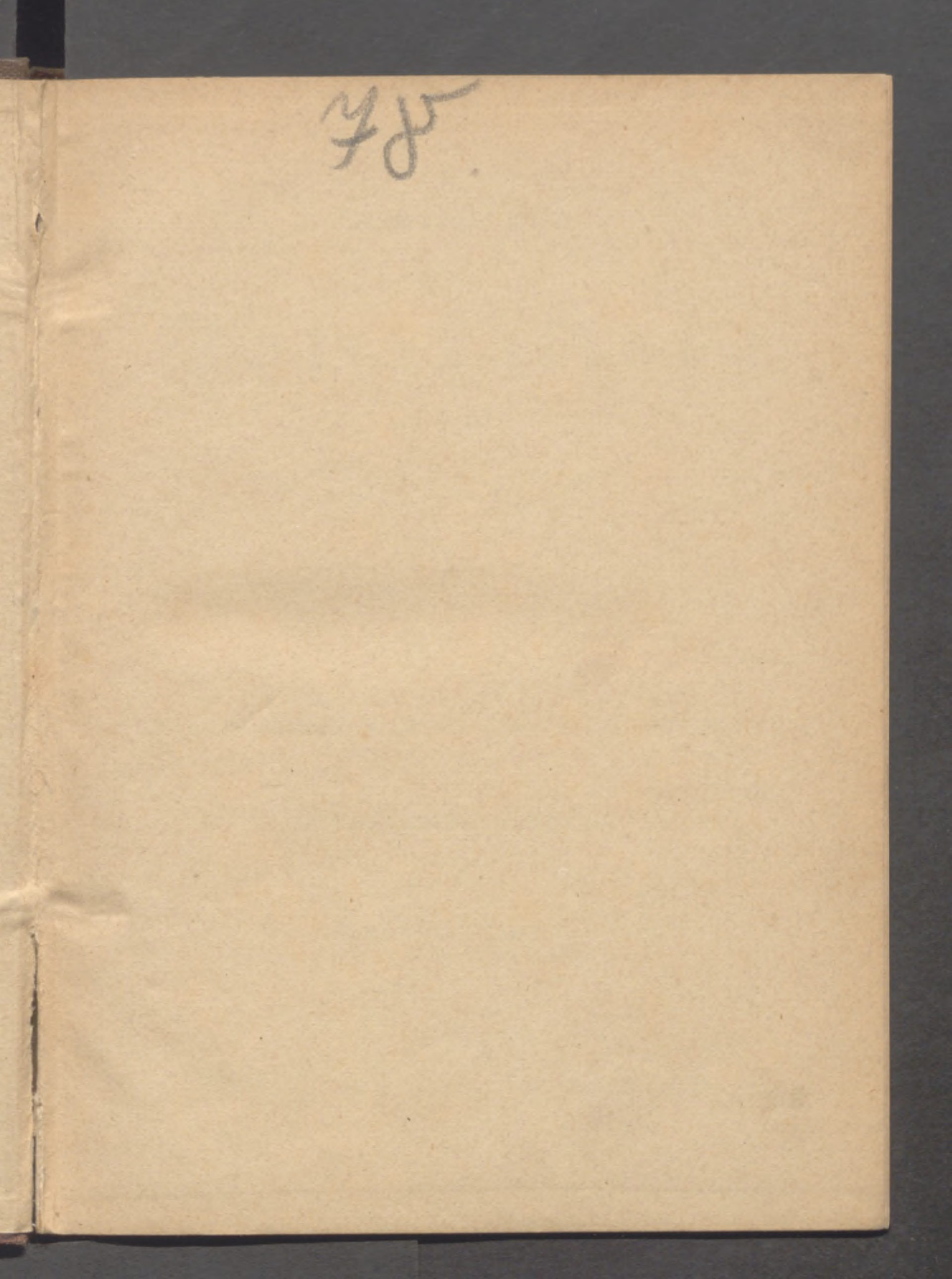
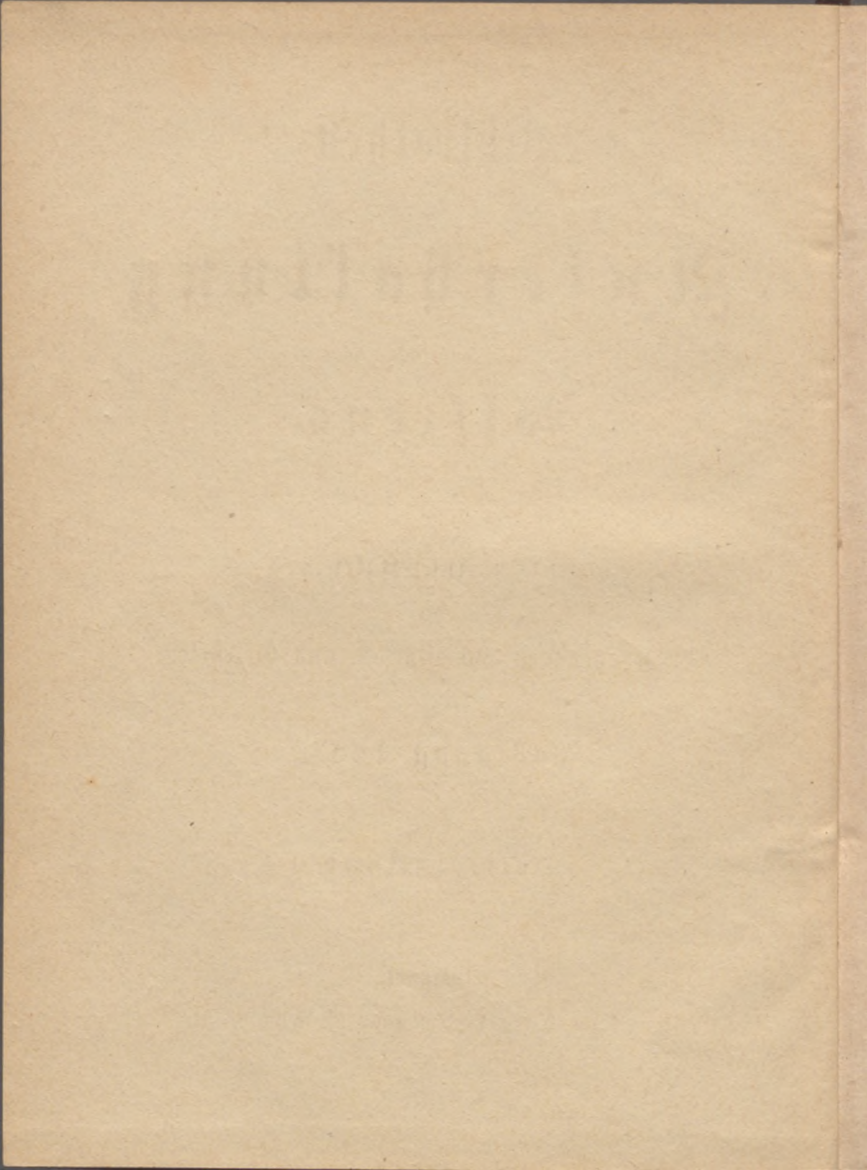

Biblioteka
U.M.K.
Toruń
043798
II
1882/13







Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

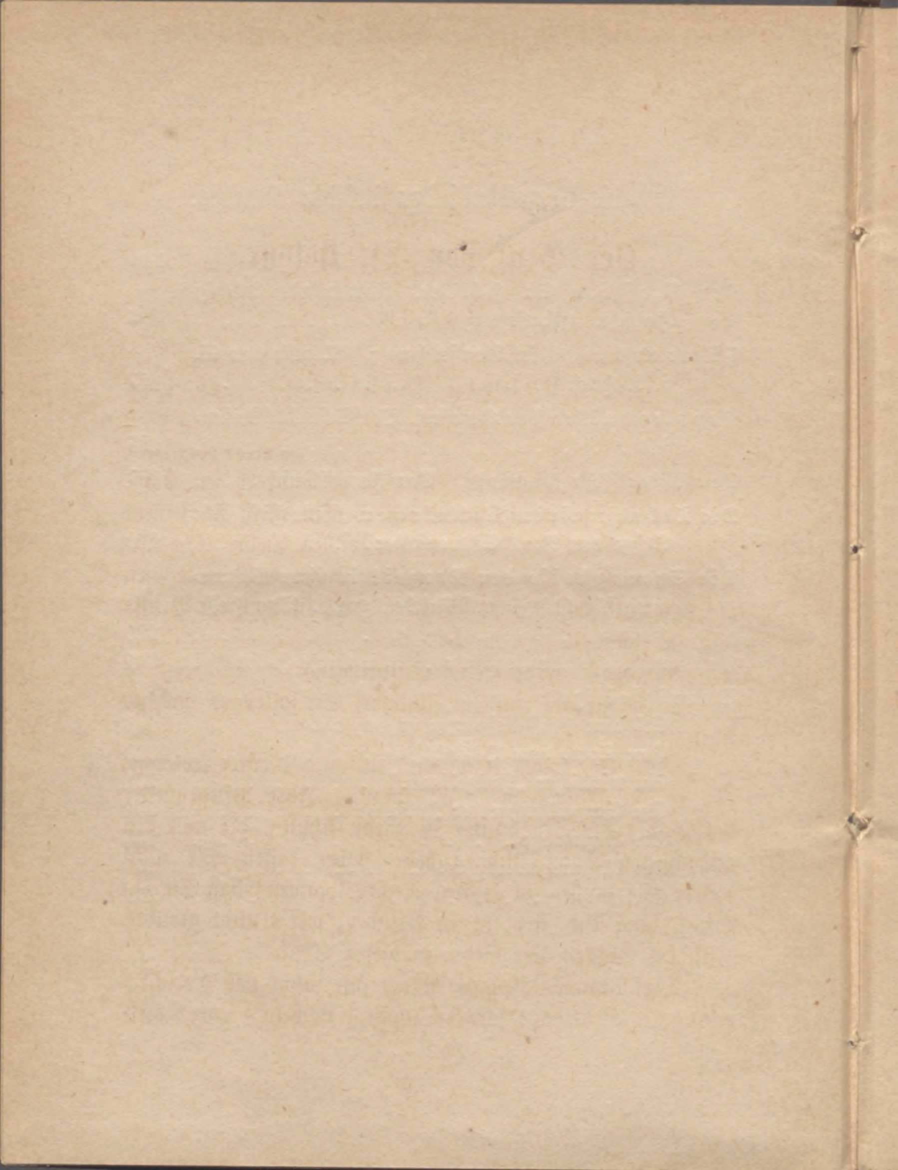
Jahrgang 1882.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.



Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.



Der Graf von St. Hélène.

Roman

von

Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

Der alte Bäckermeister schüttelte verwundert den Kopf, Riquette war so zornig gegen den Grafen, daß sie seinem Bilde eine Faust machte. „Einen solchen Sohn nicht anerkennen wollen, das Kind von dem Engel da!“ Sie wies auf das Bild von René's Mutter. „Es ist noch ein Brustbild in Aquarell von ihr da.“

„Wo, wo?“ fragte René aufspringend.

„Es hängt auf meinem Zimmer, Sie sollen es nachher sehen.“

„Nein, Sie sollen es haben,“ entschied Meister Solange, „es kommt Ihnen zu. Ich glaube, Ihre Pflegemutter hat Recht, die Stiefmutter ist daran schuld, die will den erwachsenen Sohn nicht haben. Aber lassen Sie nicht locker, Sie müssen zu Ihrem Rechte kommen; daß Sie ein St. Hélène sind, sieht ja ein Blinder; wer's nicht glauben will, den schicken Sie hieher in diesen Saal.“

„Die stummen Zeugen gelten nur nicht vor Gericht,“ entgegnete René mit schwermüthigem Lächeln, „aber viel-

leicht könnten Sie mir doch behilflich sein, noch lebende aufzufinden."

„Von Herzen gern, aber wie?"

„Meine Pflegemutter meinte, es lebten vielleicht hier noch ehemalige Diener unseres Hauses."

„Möglich, möglich," nickte Herr Solange, „die Wahrheit zu gestehen, wir haben uns nicht viel um die Leute hier herum bekümmert, sie sehen uns immer noch scheel an; aber wir wollen sie schon ausfindig machen. Bleiben Sie nur ein paar Tage hier."

„Sie sind zu gütig, Herr Solange, ich —"

„Keine Umstände, Sie machen mir ein Vergnügen."

„Sie bleiben hier!" jubelte Riquette, in die Hand klatschend, „das ist köstlich, das ist herrlich, ich führe Sie in den Park, ich —"

„Weißt Du, vor allen Dingen führe unseren Gast auf ein Zimmer, damit er sich dort einrichtet," unterbrach sie der Vater, „ich werde sogleich nach Cognac schicken und Ihr Gepäck holen lassen."

„Wundervoll," lachte Riquette, „kommen Sie, ich weiß, wo ich Sie unterbringe, es soll Ihnen schon gefallen."

Nur schwer trennte sich René von dem Ahnensaal, aber sie faßte ihn ohne Umstände unter dem Arm und führte ihn wie im Triumph fort.

16. Ein erster Schmerz.

Seit drei Tagen war Kapitän Dussole bereits der Gast des Bäckermeisters oder — wie sich der alte gemüthliche Herr weit lieber nennen hörte — des „Rentiers" Solange,

und noch immer wollte sein Wirth nichts von einer Abreise hören. Er hatte sich förmlich in den jungen Mann verliebt und erklärte den Grafen St. Hélène kurz und gut für unzurechnungsfähig, daß er sich solchen Sohn entgehen ließ.

„Wenn Sie einmal daher gekommen wären und hätten gesagt: ‚Solange, alter Knabe, ich bin Dein Sohn!‘ hol' mich der Kukuk, ich hätte nicht das Herz gehabt, ‚Nein‘ zu sagen!“ erklärte er eines Tages beim Dessert zum großen Entsetzen seiner Gattin, so daß sie sich zu einem vorwurfsvollen: „Aber Vater!“ ermannte.

Der Rentier ließ sich dadurch nicht stören. „Gelt, Riquette, Du hättest auch nichts dagegen gehabt und würdest gern mit ihm getheilt haben — es wäre auch für Euch zwei genug da,“ fügte er mit pfiffigem Augenzwinkern zu seiner Tochter gewandt hinzu, „nun, die Sache ließe sich ja noch überlegen.“

Riquette wurde blutroth und spielte verlegen mit dem silbernen Dessertlöffel, mit welchem sie soeben eine Schale Blanc-Manger ausgelöffelt hatte; aber auch der Kapitän ward verlegen und verließ, sobald dies unter einem schicklichen Vorwande geschehen konnte, das Zimmer.

Dussole befand sich in einer peinlichen Lage.

Von Natur eigentlich mittheilsam, hatte ihn das Beispiel verschiedener Kameraden, welche bei der Erzählung von den Feldzügen die eigenen Thaten und Abenteuer ungebührlich in den Vordergrund stellten, in das Gegentheil getrieben; er schilderte ganz unpersönlich, als ob er nicht Theilnehmer, sondern nur Zuschauer bei dem großen

Kriegsdrama gewesen wäre. Diese Gewohnheit hatte er auch auf andere Verhältnisse übertragen, und während man ihn für sehr offenherzig hielt, war er im Grunde verschlossen und am allerwenigsten geneigt, von dem zu sprechen, was im Allerheiligsten seines Herzens ruhte. Das war aber seine Liebe zu Elisabeth, sein schönes, reiches, hochbeglücktes Eheleben.

Während der ganzen Zeit, die er im letzten Feldzuge fern von ihr zugebracht, war der Name seiner Gattin gegen die Kameraden nicht über seine Lippen gekommen, kaum daß Einer von ihnen wußte, daß er verheirathet sei; auch hier in St. Hélène hatte er von Elisabeth nicht gesprochen. Ganz flüchtig war er in der Erzählung seiner Kriegsabenteuer darüber hingegangen, daß er in der Schlacht bei Nollendorf schwer verwundet worden und lange auf dem Siechbette gelegen habe; aber seine Liebesgeschichte hatte er mit keiner Silbe berührt. Seiner Pflege-Eltern hatte er gedacht, den Auftritt mit dem Grafen St. Hélène geschildert, das Alles gehörte zur Sache, das mußte sein freundlicher Wirth wissen, um ihm wirksam beizustehen; Elisabeth war das Geheimniß seines Herzens, das theilte er so leicht mit Niemand.

Und nun hatte dieses Verschweigen eine Folge gehabt, an die er am allerwenigsten gedacht und die ihn in hohem Grade beunruhigte. Er war kein Geck, der sich einbildete, jedes Frauenherz müsse ihm zufliegen; aber er hätte blind sein müssen, hätte er nicht gesehen, daß in Riquette eine lebhafte Neigung für ihn aufgekeimt war. Das junge Mädchen gab sich auch gar keine Mühe, ihre Gefühle zu

verbergen, es schien ihr ebenso natürlich und berechtigt, daß sie den schönen, tapferen, interessanten Mann liebe, wie selbstverständlich, daß sie von ihm wieder geliebt werde. Von frühester Kindheit an hatte sie jede Puppe, jedes Spielwerk, jede Näscherei bekommen, die sie gewollt, die Mutter war zu bequem, der Vater viel zu sehr vernarrt in sie, um ihr etwas zu versagen. Weshalb sollte sie den Mann nicht bekommen, dem ihre erste Neigung galt?

„Weshalb sollte sie ihn nicht bekommen?“ fragte sich auch Vater Solange und sah keinen vernünftigen Grund dagegen ein. Besaß der junge Mann den Titel Graf von St. Hélène, so besaß er das Schloß; was lag näher, als beide getrennte Hälften wieder zu vereinigen?

Verlor Dussole den Prozeß, den er um Erlangung des Titels mit seinem Vater anstellen mußte, — auch gut — dann blieb er doch immer Kapitän des Kaisers und konnte im Besitze der Herrschaft St. Hélène den Inhaber des leeren Titels auslachen. Auf jeden Fall war der Kapitän ein sehr passender Schwiegersohn und Riquette für ihn eine sehr passende Frau; Vater Solange ließ sich angelegen sein, ihm das deutlich zu machen und gab, wo es sich im Gespräche nur anbringen ließ, vernehmliche Winke.

René sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, seine Ehe zu verschweigen und fürchtete, man werde ihm andere und unlautere Motive für dieses Verhalten unterlegen, ach, und jetzt ward es ihm noch viel schwerer, davon zu reden. Es kam ihm vor, als sei seine Liebe zu Elisabeth schon entweiht, da er dem Gedanken nachhing, daß eine Andere ihre Augen liebend und hoffend auf ihn gerichtet

habe. Und doch war diese Andere ein liebes, süßes, herziges Kind, dem ein freier Mann sich wohl mit voller, inniger Zärtlichkeit zuwenden konnte. Der Kapitän kam sich wie ein Verbrecher vor, daß er diesem jungen, lebensfreudigen Herzen den ersten Schmerz, die erste Täuschung bereiten mußte.

Er beschloß abzureisen, am liebsten heute noch, ging das nicht an, am anderen Morgen bei guter Zeit. Er konnte das auch, denn was auch Vater Solange und Riquette sagen mochten, um ihn noch zurückzuhalten, ein längeres Verweilen auf Schloß St. Hélène konnte ihn in seinem Vorhaben nicht weiter fördern. Er hatte viel und wenig erreicht, je nach der Auffassung.

In moralischer Hinsicht war seine Reise vom glänzendsten Erfolge gekrönt gewesen: für ihn stand es jetzt fest wie die Waldberge seiner neugefundenen alten Heimath, daß er in der That ein St. Hélène sei. Die stummen Vorfahren im Ahnensaale, inmitten derer er allein oder mit Riquette noch manche Stunde geweilt, hatten durch ihre Züge eine sehr beredte Sprache geredet zu dem Enkel, der ihnen glich, als wäre Einer von ihnen aus dem Rahmen getreten.

Und auch lebendiges Zeugniß hatte er erhalten. Im Dorfe fand er, wie seine Pflegemutter vermuthet, noch Leute, welche die Grafen von St. Hélène gekannt hatten und sie noch heute als ihre eigentlichen Herren verehrten. Ein alter Bauer redete René nur mit dem Namen und Titel seines Großvaters, der Vice-Connetable gewesen war, an. Männer und Frauen behaupteten, er sei seinem Vater

wie aus den Augen geschnitten; eine Bäuerin, die viel auf das Schloß gekommen war, wenn die Herrschaft sich dort aufgehalten, entdeckte sogar am Halse des Kapitäns ein kleines Mal, das der Vater ebenfalls gehabt. Sie hatten auch seine schöne Mutter gekannt und erinnerten sich ihrer mit andächtiger Bewunderung, obgleich sie nur einmal in St. Hélène gewesen war. Endlich besannen sich diese Leute auch darauf, wie im Sommer 1788 die Nachricht von der Geburt eines Erben nach dem Dorfe gekommen war, und des Festes, das der Graf ihnen zu Ehren des kleinen René hatte geben lassen — ach, es war das letzte Fest, was ihr Herr ihnen bereitet.

Das war sehr, sehr viel, waren unumstößliche Beweise für René; für die Richter freilich, welche in dem Streite zwischen Vater und Sohn angerufen werden mußten, konnte es nur unwesentlich sein.

Etwas schwerer in's Gewicht fiel die Aussage eines früheren Dieners seines Vaters, der nach der Flucht des Grafen von Paris in die Heimath zurückgekehrt war und jetzt im Dorfe wohnte. Er entsann sich, daß das Kind nach dem Tode der Gräfin zur Frau Dussole gekommen wäre, und daß es der Graf dort häufig besucht hätte; er erklärte sich auch bereit, das zu beschwören. Das war etwas, aber viel — das mußte sich René selbst sagen — war es auch nicht, und worauf Alle den meisten Werth legten, der Ring, der war eher ein Beweis gegen, als für ihn. Er war in seinen Besitz gelangt durch einen Zufall oder vielmehr durch eine jener wunderbaren geheimniß=vollen Fügungen, vor welchen der grübelnde Verstand ohn=

mächtig still steht. Das Mittelalter hätte diesen Vorgang möglicherweise als einen sichtbaren Wink des Allmächtigen gelten lassen, das 19. Jahrhundert sah vielleicht darin die erste Masche zu einem Gewebe des Truges.

Dies Alles überdachte René, während er in den Gängen des Parkes auf und ab schritt, in den er sich geflüchtet, nachdem er das Speisezimmer eilig verlassen hatte.

Terrassenförmig zog sich der Garten und der sich daran schließende Park vom Schlosse bis zum Flusse herunter, von der Außenwelt durch eine hohe Mauer abgetrennt.

In der Nähe des Schlosses dufteten die Spätrosen, blühten Granaten, Myrten und Orangen noch im Freien, weiterhin trat man in das Labyrinth der Taxushecken und Gänge, aus denen weiße Götterbilder hervorschimmerten; gegen die Mauer hin, an welcher an Spalieren Pfirsiche, Trauben, Feigen und köstliche Birnen und Pflaumen reiften, standen schöne alte Linden, Ulmen, Ahorn und Platanen, auch Kastanien und Mandelbäume fanden sich darunter.

„Ist die Ausbeute gering für den Richter, so ist sie unermeßlich für mich und mein Bewußtsein, und darauf hin wage ich es, das Recht wird und muß siegen. Aber fort, fort, meine Aufgabe ist hier vollendet, jede Stunde, die ich länger bleibe, ist ein Unrecht gegen Riquette und gegen Dich, meine Elisabeth. Noch heute will ich abreisen!"

Er hatte die letzten Worte laut hinausgerufen; ein silberhelles Lachen antwortete ihm, aus einem Bosket schlüpfte Riquette hervor.

„Haha, mein Herr, da müßten Sie uns heimlich ent-

fliehen und das sollte Ihnen schwer werden, ohne unsere Erlaubniß kommen Sie nicht fort."

„Sie werden Ihrem Ritter die Entlassung nicht weigern, holdes Burgfräulein," suchte er unter einem Scherze seine Betroffenheit zu verbergen.

„Doch; Sie sollen mich unterhalten, mit mir reiten, jagen, spazieren gehen, was weiß ich Alles. Was haben Sie denn in Paris zu versäumen?"

„Sie wissen es ja, Fräulein Riquette."

„Den Prozeß mit Ihrem Vater anfangen, brr" — sie schüttelte sich — „wie häßlich!"

„Da haben Sie Recht, aber es muß sein."

„Warum denn? Es will mich bedünken, Sie thäten besser, dem Grafen St. Hélène seinen Titel zu lassen und Kapitän Dussole zu bleiben, es kann ja gar nichts Schöneres geben."

„Vielleicht wäre es klüger gewesen, vielleicht wäre ich glücklicher, ich hätte es gethan, jetzt kann ich nicht mehr zurück; ich bin zu weit gegangen, nun heißt es vorwärts."

„Ueberlegen Sie es doch, gehen Sie gar nicht nach Paris zurück, bleiben Sie hier bei uns auf St. Hélène," sagte sie und sah ihn kindlich bittend und doch mit Blicken an, in denen sich ihrer unbewußt ihre heiße Liebe aussprach. Den Kapitän überlief es eiskalt; er mußte zu Ende kommen.

„Ich kann nicht," sagte er gepreßt.

„Papa freut sich, wenn Sie bleiben, und ich —" sie stockte.

Er nahm ihre kleine Hand in die seinige. „Ich kann nicht hier bleiben, Riquette."

„So versprechen Sie, bald wiederzukommen.“

„Auch das kann ich nicht, ich weiß nicht, ob wir uns jemals wiedersehen.“

„René!“ rief sie, und in diesem einen Worte lag so viel Liebe und so viel Schmerz, daß es ihn mit unsäglichem Mitleid erfüllte. Hier war nur unumwundene, aber schonungsvolle Offenheit am Platze.

Ihre Hand in der seinigen haltend, führte er sie zu einem Sitze unter einer Kastanie, durch deren sich schon leicht färbendes Laub die Sonne grüngoldene Streifen auf den Rasenteppich warf. In einiger Entfernung murmelte ein Springbrunnen, den eine Hebe aus ihrer Kanne in die Schale goß, sonst herrschte ringsum tiefe, feierliche Stille ... und inmitten derselben erzählte René mit halblauter Stimme, wie er als Todtwunder nach Schloß Wendelberg gekommen, wie Elisabeth ihn gepflegt, wie ihre Liebe entkeimt sei und sie beglücke.

Er sprach sehr sanft, sehr zart, so zart, wie er, der Krieger, sich selbst nicht zugetraut hätte, und dennoch galt auch hier das Wort: „Du mühst Dich viel, um zu versagen, der Andere hört von Allem nur das Nein“ — Riquette vernahm aus seiner Erzählung doch nur, daß der Mann, dem die erste Neigung ihres jungen Herzens gehörte, diese nicht erwiedere, nicht erwiedern könne, daß er eine Andere liebe und durch die heiligsten Bande an sie geknüpft sei. Sie senkte das Köpfchen und eine große Thräne nach der anderen rollte die zarten Wangen herab.

René gab sich den Anschein, als halte er ihre Thränen für Zeichen des Mitgefühls. „Diese edle, holde Frau, die

so unendlich viel für mich gethan, die ihren Rang, ihre Heimath, ihren Vater um meinetwillen aufgegeben, sitzt einsam in Paris und harrt meiner Rückkehr," schloß er, „nicht wahr, Riquette, Sie wollen mich nun nicht länger halten?"

Sie verharrte noch eine Weile schweigend, dann blickte sie auf, setzte die Spitze des kleinen Fußes fest auf den Boden und fragte schmollend:

„Warum sagten Sie mir nicht gleich, daß Sie verheirathet seien?"

„Weil ich überhaupt nicht gern von meinem innersten Leben spreche, Riquette, aber Sie haben Recht, ich hätte es thun sollen, es war leichtsinnig, gedankenlos von mir, verzeihen Sie mir."

Er bot ihr wieder die Hand, aber sie nahm sie nicht an. „O René, René, warum haben Sie mir das gethan!" schluchzte sie auf und verbarg in heißer Beschämung ihr Gesicht an seiner Schulter.

Er nahm sie in seine Arme und berührte leise mit seinen Lippen ihre Stirne. „Meine liebe Riquette, meine kleine, gute Schwester, darf ich Ihr Bruder sein? O, wenn meine Elisabeth Sie kännte, sie würde Sie lieben."

Sie weinte noch lange leise, dann ermannte sie sich, strich mit dem Taschentuch über ihr glühendes Gesicht, stand auf und reichte René die Hand.

„Ich will Ihre Schwester sein," sagte sie, „morgen, René, morgen wollen wir uns Lebewohl sagen, heute lassen Sie mich." Sie schritt dem Schlosse zu, ihr zierlicher, hüpfender Gang war so müde und langsam geworden...

Vater Solange saß seelenvergnügt in seinem Lehnstuhl und überlegte, ob er es dem Kapitän, der es sicher nicht wagte, um seine Tochter anzuhalten, noch etwas deutlicher machen solle, daß er ihm als Schwiegersohn genehm sei, da trat Riquette still und bleich bei ihm ein.

„Was hast Du, Kleine, wie siehst Du aus?“ rief er, erschrocken auffahrend. „Hat der Kapitän gesprochen?“

„Ja, Papa.“

„Nun, dann brauchst Du doch nicht solch' erbärmliches Gesicht zu machen, wenn der Kapitän Dich heirathen will —“

„Er will mich nicht heirathen, er kann mich nicht heirathen —“

„Warum denn nicht?“

„Weil er schon eine Frau hat,“ sagte sie leise.

„Was?“ schrie der ehemalige Bäckermeister und sein gutmüthiges Gesicht wurde hochroth vor Zorn, „das ist ja abscheulich, hinterlistig, eine solche Tücke hätte ich dem Menschen nicht zugetraut.“

„Daß er verheirathet ist?“

„Nein, daß er uns das nicht gesagt hat.“

„Haben wir ihn danach gefragt?“

„Das nicht, aber man spricht doch von seiner Frau, wenn man eine hat, man gibt sich nicht den Anschein, als ob man ledig wäre, das habe ich in meinem Leben nicht gethan,“ tobte der kleine Mann.

„Der Kapitän konnte doch nicht wissen —“

„Daß Du Gänschen Dich in ihn vergaffen würdest,“ vollendete der Vater den Satz. „Nun, er soll und braucht

es auch nicht zu erfahren, wie gut, daß ich noch nicht mit der Sprache herausgegangen bin.“

Er lief ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Riquette stehen, streichelte ihr die Wangen und sagte: „Weine nur nicht, Kleine, Du kannst Schönere und Vornehmere bekommen, die einzige Tochter des reichen Solange hat Freier an allen Fingern.“

„Ich mag aber keinen, ich bleibe bei Dir, Papa.“

„Papperlapapp, bis der Nächste kommt, das kenne ich besser.“

Anstatt aller Antwort füllten sich ihre sonst so hellen, lachenden Augen mit Thränen.

„Weine nicht, Kind,“ rief er, mit dem Fuße stampfend, „ich kann das nicht sehen, ich wünschte, der Kapitän —“

„Ich weine ja nicht, ich bin ganz vergnügt,“ entgegnete sie beinahe heftig, ihre schmerzliche Bewegung tapfer niederkämpfend, „aber versprich mir eines, Papa —“

„Was Du willst, mein Lämmchen,“ schmunzelte er, sie lebhaft unterbrechend, „was soll ich Dir kaufen?“

„Nichts, Papa, Du sollst es nur den Kapitän nicht entgelten lassen, sollst freundlich gegen ihn sein, er kann ja nichts dafür.“

„Alle Wetter, Kleine, das ist viel verlangt.“

„Lieber, einziger Papa, ich bitte Dich,“ schmeichelte sie.

„Nun ja, nun ja, wird's denn noch lange?“

„Nein, morgen früh reist er ab.“

„Na denn, meinetwegen, ich will mich zusammennehmen.“

Der Kapitän machte dem guten Manne seinen Vorsatz

leicht; er ließ sich beim Abendessen entschuldigen und blieb für den Rest des Tages auf seinem Zimmer.

Noch einmal stand er am folgenden Morgen im Ahnensaale und ließ seine Blicke auf den Bildern seiner Vorfahren ruhen, am längsten verweilte er vor dem Bildniß der Mutter, die er nie gekannt hatte, des Vaters, der ihn nicht kennen wollte und der jetzt in seinem Gesichte nur noch geringe Aehnlichkeit mit dem schönen jungen Manne hatte, dessen vornehmes, geistvolles und gütiges Gesicht da von der Leinwand herabschaute. Noch einmal stieg der Kapitän hinauf auf die Zinnen des Schlosses und schaute über das liebliche, gesegnete Land hin, über den funkelnden Fluß, die grünen Wiesen, die dunklen Wälder, über den Park und den Wald von St. Hélène. Er nahm Abschied vom Hause seiner Väter, in dem er ein Fremdling war und das ihm doch so theuer geworden, Abschied auf Nimmerwiedersehen . . .

Das Brustbild der Mutter nahm er als ein kostbares Geschenk mit sich.

Der Abschied von Riquette war kurz und herzlich, die Kleine hielt sich tapfer und trug ihm sogar Grüße an seine Frau auf. Dann aber eilte sie mit einem: „Auf Wiedersehen!“ aus dem Zimmer, um sich ungesehen auszuweinen.

Vater Solange geleitete den Gast die Treppe hinunter, schüttelte ihm dort die Hand und wehrte seinen Danksagungen.

„Ich hatte es anders mit Ihnen im Sinne, Kapitän,“ brummte er in den Bart, „es hat nicht sein sollen. Nun, ich denke, wenn Sie Graf von St. Hélène sind, werden

Sie doch St. Hélène nicht vergessen," trotz seiner Rührung konnte er sich nicht enthalten, den wohlfeilen Witz zu belachen.

„Nie, nie," betheuerte René und schwang sich in den Sattel des Pferdes, das sein Wirth ihm zum Ritt nach Cognac hatte vorführen lassen.

Herr Solange schaute dem Davonsprengenden eine Weile nach. „Wie der Bursche zu Pferde sitzt," murmelte er; „Kapitän des Kaisers, Graf von St. Hélène, es hätte Alles so schön gepaßt, und die Kleine weint sich die Augen um ihn roth. — Der hätte wahrhaftig auch was Gescheidteres thun können, als sich da auf einem alten Schlosse in Böhmen zu verplempern, als ob wir in Frankreich keine Schlösser und keine Mädchen hätten, und was für welche!"

17. Ein Ballabend.

Als René nach Paris zurückkehrte, fand er daselbst seinen Schwiegervater, der Tags zuvor angekommen war.

Der Freiherr, welcher die Rückkehr der Tochter und des Schwiegersohnes erwartet hatte, war im ersten Augenblicke unangenehm überrascht gewesen, als statt jener ein Brief eingetroffen, der ihr Kommen in unbestimmte Ferne schob; aber der Grund ihres Verbleibens in Paris söhnte ihn mit der Thatsache aus. Sein Scharfblick feierte keinen kleinen Triumph — was René selbst nicht gewußt und in sehr schroffer Weise abgewiesen hatte, das war von ihm sofort erkannt worden; der vorgebliche Kapitän Duffole war nicht der Sohn eines Bauern, sondern der Abkömmling eines der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs — seine

Tochter hatte keine Mesalliance gemacht. Der letztere Umstand, obgleich gar nicht unwichtig für ihn, trat doch für den Augenblick zurück vor der Genugthuung, die er empfand, den Edelmann unter der Hülle herausgefunden zu haben.

Mit Spannung erwartete er weitere Nachrichten und als diese kamen und die überraschende, unglaubliche Meldung brachten, daß der Graf von St. Hélène seinen Sohn verleugne, ihn einen Betrüger und Abenteurer schelte, da litt es ihn nicht mehr daheim auf seinem einsamen Bergschlosse. Er mußte den Ereignissen an Ort und Stelle folgen und versuchen, das Gewicht seines Namens und seines Einflusses in die Wagschale zu werfen, um seinem Schwiegersohne zum Rechte zu verhelfen, denn daß René ein wirklicher echter Graf von St. Hélène sei, darin setzte er auch nicht den geringsten Zweifel.

Ohne viel zu überlegen, ließ Freiherr v. Wendelberg packen und reiste ohne Aufenthalt nach Paris. Bei Elisabeth angekommen, hatte er nicht übel Lust, dem Grafen sofort einen Besuch zu machen und bei ihm die Sache seines ungerecht verleugneten Sohnes zu führen; die Tochter bat ihn jedoch, nichts zu übereilen und ehe er einen solchen Schritt thue, die Rückkehr René's abzuwarten. Er ließ sich, wenn auch nicht ohne Mühe, dazu bestimmen; dafür war aber am anderen Morgen sein erster Weg nach der österreichischen Botschaft, wo Kaiser Franz wohnte, um sich dort Rath und Beistand zu holen. Als er von diesem Ausgange nach der Rue St. Honoré zurückkam, wo er ebenfalls Wohnung genommen, ward ihm zu seiner großen

Genugthuung von der alten Lena die Ankunft des Kapitäns gemeldet.

„Nun wird halt unserer Heimreise wohl nichts mehr im Wege stehen, Euer Gnaden,“ fügte die Alte hinzu, die sich als Haus- und Erbstück etwas herausnehmen konnte, „es ist recht, daß Sie gekommen sind, die jungen Herrschaften abzuholen, sie scheinen sonst den Weg nicht finden zu können.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich ihnen den weisen will, Lena?“ lachte der Freiherr belustigt, „wenn ich nun gekommen wäre, um mit ihnen noch lange Zeit in Paris zu verleben?“

„O Du grundgütiger Heiland, das kann ja Euer Gnaden Ernst nicht sein!“ rief Lena, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „wenn's lustig leben wollen, gehen's halt nach Wien! Machen Sie, daß Sie aus dem welschen Babel kommen, 's gibt hier ein Unglück, 's gibt ein Unglück, denken's an mich.“

Der Freiherr wollte ihr mit einem Scherz antworten, aber er erstarb ihm auf der Zunge, denn die Alte hatte das Ansehen einer verzückten Wahrsagerin; ein unheimliches Frösteln beschlich den alten Herrn und um es abzuschütteln, begab er sich schnell nach dem Zimmer seiner Tochter, wo ihn der Anblick des jungen Paares, das nach der kurzen Trennung im Glücke des Wiedersehens schwelgte, schnell wieder guter Laune machte.

„Jetzt, mein hochgeborener Herr Graf,“ scherzte er nach der ersten Begrüßung, „bitten Sie einmal vor allen Dingen Ihren Schwiegervater um Verzeihung wegen der Ausfälle,

die Sie sich gegen ihn erlaubt, als er Ihre adelige Geburt behauptete."

„Knieend, Papa?" fragte René, auf den Scherz eingehend.

„Das will ich Dir erlassen, da Du es vor der da bereits gethan zu haben scheinst," erwiederte der Freiherr, „Du wirst Dich aber künftig in Acht nehmen, einen alten Edelmann, der sich auf Rasse versteht, Lügen zu strafen, wenn er Dir die Abkunft vom Gesichte abliest."

„Was hilft das Alles," sagte René, wieder ernst werdend, „Jeder liest mir die Abkunft vom Gesichte ab, im Ahnensaal des Schlosses St. Hélène habe ich sie von den Porträts abgelesen, aber mein Vater verleugnet sie doch."

„Unfaßlich!" versetzte der Freiherr, den Kopf schüttelnd; „also Deine Reise nach der Charente ist von Erfolg gekrönt gewesen?"

„Ich weiß kaum, ob ich es so nennen darf," antwortete der Kapitän und erzählte von der freundlichen Aufnahme, die er bei dem gegenwärtigen Besitzer von St. Hélène gefunden.

„Wunderliche Zustände," unterbrach ihn der Freiherr. „Ein ehemaliger Bäckermeister ist der Besitzer eines alten Schlosses und Hüter der Ahnengallerie der St. Hélène."

„Der alte Herr hatte zuweilen mir gegenüber das Ansehen, als fürchte er mit seinem Besitz im Unrecht zu sein," bemerkte René.

„Machte er nicht Miene, Dir das Schloß zu schenken?" scherzte Elisabeth und rief mit dieser harmlosen Bemerkung eine dunkle Gluth in das Gesicht ihres Gatten; er gedachte

der Andeutungen, welche Herr Solange ihm gemacht, Riquette's naiver Liebe, und kam sich seiner Frau gegenüber wie ein Schuldiger vor. Zum Glücke ließ der Freiherr ihm nicht Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen, denn er bestürmte ihn mit Fragen nach den stummen und lebenden Zeugen für seine Geburt, die er im Schlosse und in der Umgegend gefunden.

„Diesen Beweisen gegenüber kann der Graf nicht länger in seiner ganz unbegreiflichen Verblendung beharren!" rief der Freiherr, nachdem René seinen Bericht beendet.

„Verzeihe, lieber Vater," antwortete Elisabeth ruhig, „ich fürchte, damit wird beim Grafen St. Hélène wenig auszurichten sein."

„Was!" fuhr der Freiherr auf, „das nennst Du noch keine Beweise? Geh', Elisabeth, Du bist nur so verstockt, weil Du die romantische Grille hast, lieber Frau Dussole bleiben, als Gräfin St. Hélène werden zu wollen. Hast mich ja gestern gleich damit empfangen."

„Freilich wäre ich das lieber geblieben," sagte die junge Frau, „und heute noch wünschte ich —"

„Aber ich nicht," unterbrach sie der Vater. „Unsinn, Kind, es ist unwürdig, sich ein gutes Recht nehmen zu lassen!"

„Du hast mich nicht ausreden lassen, Vater," erwiederte sie sanft, „ich wollte sagen, mein Wunsch sollte mich nicht verblenden, aber wird man René's Aehnlichkeit mit den im Schlosse St. Hélène hängenden Bildern, wird man die unbestimmten Aussagen der wenigen unsicheren Zeugen als Beweise gelten lassen?"

„Ich lasse den ganzen Ahnensaal von St. Hélène nach Paris kommen, wenn uns der Graf zum Prozeß treibt,“ rief der Freiherr heftig; „aber so weit läßt er es ja nicht kommen. Die zweite Frau hat ihm den Kopf warm gemacht, wenn er jedoch sieht, daß es Ernst wird, zieht er gewiß andere Saiten auf. Willst Du jetzt noch einmal zu ihm gehen, René?“

„Nein, Papa, das thue ich nicht,“ entgegnete René fest, „die wenigen Minuten, die ich ihm gegenübergestanden, haben mich davon überzeugt, daß er freiwillig mich niemals anerkennen wird.“

„Aber warum nicht? Warum nicht?“ grübelte der Freiherr. „Er kann doch nicht wünschen, daß sein Name ausstirbt, und er hat, wie ich höre, nur eine Tochter.“

„Hier liegt ein Räthsel, das die Zeit vielleicht aufklärt,“ sagte Elisabeth; René schwieg und blickte finster vor sich hin, seinem Geiste schwebte eine Lösung des Räthsels vor, sie war aber so ungeheuerlich, daß er ihr nicht Worte zu geben wagte.

„Liegt es noch in Deiner Absicht, zum Grafen zu gehen und mit ihm zu verhandeln, Papa?“ fragte Elisabeth.

Der Freiherr ward verlegen. „Ja schaut's, Kinder,“ sagte er, „ich bin halt schon heute Morgen bei unseren Leuten gewesen und habe mit ihnen über die Sach' geredet. Daß der Wenzel nichts davon hören und nichts damit zu thun haben will, nimmt mich nicht Wunder; der ist ein Narr, ein Hofschranze und hat immer Furcht, er verscherzt sich 'was. Aber meine alten Freunde, Graf Hohenwarth und Fürst Carolath, mit denen ich ein Langes

und Breites sprach, haben auch abgelehnt, sich darein zu mischen. Graf St. Hélène ist Liebkind beim König Ludwig, man hat so viel Rücksichten zu nehmen — na, Ihr kennt ja die Geschichten."

„Ja, ich kenne sie," seufzte René, „der Graf ist mächtig und reich, ich bin arm —"

„Oho," unterbrach ihn der Freiherr und schüttelte ihn am Arme, „wer sagt Dir denn das, mein ganzes Vermögen setze ich daran —"

„Das werde ich nie annehmen!"

„Schau 'mal an, wer sagt Dir denn, daß ich's für Dich thue?" spottete der Freiherr, ihn von oben bis unten betrachtend. „Ich thu's für die Gräfin St. Hélène, ich thu's für meine zukünftigen Enkel."

„Aber Vater!" rief Elisabeth, er ließ sie nicht weiter reden. „Wenn Du den richtigen adeligen Sinn hättest, müßtest Du's machen wie Elisabeth Stuart, die zu ihrem Gemahl, dem Kurfürsten von der Pfalz, die bekannten Worte sagte: ‚Hast Du den Muth gehabt, um eine Königstochter zu freien, so habe auch den Muth, nach einer Königskrone zu greifen.'"

„Vater, das ist ein Beispiel, das eher warnt als spornt, die Königskrone bekam ihnen schlecht," versetzte Elisabeth.

„Und dennoch ist es richtig! Ja, Papa, habe ich um eine Wendelberg gefreit, setze ich Alles daran, sie zu einer St. Hélène zu machen!" rief René lebhaft und reichte dem Freiherrn die Hand.

„Recht so," antwortete dieser kräftig einschlagend, „wir wanken und weichen nicht, bis wir den Sieg errungen

haben, ich stehe auch meinen Mann, verlaß Dich darauf. Für heute Abend habe ich schon ein recht schweres Stück Arbeit auf mich genommen," fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Was denn?" riefen Tochter und Schwiegersohn verwundert.

„Ich will zum Ball gehen. Was meint Ihr wohl, wie lange es her ist, seit ich so etwas nicht mehr unternommen?" Er machte ein so komisch trübseliges Gesicht, daß Beide laut auflachen mußten.

„Was hast Du vor, Papa?" fragte Elisabeth.

„Graf St. Hélène gibt heute einen großen Ball; die Herzöge von Angoulême und Berry wollen ihn besuchen, und Kaiser Alexander von Rußland hat auch zugesagt. Graf Hohenwarth meinte nun, das wäre für mich eine gute Gelegenheit, den Grafen, die Gräfin und den Zuschnitt ihres Hauses kennen zu lernen, ohne daß sie in mir etwas anderes sähen als einen ausländischen Standesherrn, als solchen wird er mich einführen. Also gehe ich heute auf einen Ball, ermeßt das Opfer, das ich damit bringe!"

Es war so, wie dem Freiherrn berichtet worden war; Graf St. Hélène gab an diesem Abend ein großes Ballfest, obgleich die warme Witterung des Septembers der Veranstaltung eines solchen wenig günstig schien. Es war jedoch in diesem Jahre in Paris einmal Alles anders als sonst: der Friedensschluß und mit demselben die Abreise der fremden Monarchen aus Frankreich stand in naher Aussicht und wer die Ehre haben wollte, diese oder wenigstens ihre hervorragenden Begleiter noch in seinen Räumen

zu sehen, der mußte sich mit seiner Einladung beeilen. Graf St. Hélène hatte aber sogar die Hoffnung, Kaiser Alexander bei sich bewirthen zu dürfen. Er erließ die Einladungen zu dem Balle, mit dem er noch den Zweck verband, seine Tochter in die Welt einzuführen und ihr den ihr bestimmten Bräutigam, den Grafen v. Hauteville, vorzustellen.

Das Hotel St. Hélène strahlte in einem feenhaften Glanze. Die Vorhalle und die Treppen waren durch hochstämmige Sträucher und seltene Topfgewächse in einen Park umgewandelt worden, in dessen Mitte ein plätschernder Springbrunnen in kostbarer Marmoreinfassung angenehme Kühle verbreitete und durch seine Wasserstrahlen, in denen der Glanz der Kerzen sich brach, einen dauernden Regenbogen schuf. Hohe Spiegel an allen Seiten ließen den ohnehin nicht kleinen Raum in doppelter und dreifacher Ausdehnung erscheinen.

Equipage auf Equipage rollte heran, schnell füllten sich die weiten Säle mit Gästen, deren Namen der Thürsteher mit lauter Stimme verkündete; worauf Graf St. Hélène, der im ersten Salon Posto gefaßt hatte, sie begrüßte und zu seiner Gemahlin geleitete, welche im Mittelpunkt der Zimmerreihe auf einem Divan saß und die Huldigungen in Empfang nahm. Sie trug ein weißes Damastkleid und darüber einen goldgelben Ueberwurf von ebenfalls sehr schwerem Stoffe, der mit Lilien garnirt war, Lilien bildeten den Kopfputz, Hals, Arme, Ohren und Brust waren mit Schmucksachen geziert, die aus Perlen, Smaragden und Gold wiederum Lilien bildeten.

Graf St. Hélène war im Hofkleide mit dem Stern des heiligen Ludwig und einem russischen Orden auf der Brust; man sah überhaupt nur das Galakleid oder die modische Civilkleidung; erschien eine Uniform, so war es eine fremdländische; die hier versammelten Franzosen verschmähten es vorderhand noch, das militärische Kleid zu tragen, da die Armee des Usurpators noch immer nicht aufgelöst war.

Mit einer ängstlichen, ja wie mancher Spötter bemerken wollte, allzu ängstlichen Sorgfalt war Alles vermieden worden, was an das Kaiserreich erinnerte; keine Persönlichkeit, die mit demselben in Verbindung gestanden, hatte Zutritt erhalten zu einem Feste, das, wie der Lilienschmuck der Gräfin bekundete, eine Verherrlichung des legitimen Königthumes sein sollte.

Man konnte einen Augenblick wähnen, die Revolution und die Kaiserzeit sei nur ein Traum gewesen; die Köpfe, welche die Schreckenszeit abgemäht, säßen wieder hochtoupirt auf den Schultern jener alten Herzoginnen und Marquisen, welche im Reifrock und hochhakigen Schuhen ganz wie am Hofe Marie Antoinette's erschienen waren, oder gepudert auf den Schultern einer Gruppe alter Ludwigsritter. Lange währte die Täuschung jedoch nicht.

Das verbannte Kaiserreich ragte dennoch überall in das Fest hinein und je mehr man es zu verleugnen bemüht war, um desto sichtbarer schrieb es sein mene tekel an die Wand.

Es waren doch im Großen und Ganzen die Toiletten, welche jene Gesellschaft getragen, die sich um die Kaise-

rinnen Josephine und Marie Louise gesammelt hatte; die Möbel, die Geräthe, die Kunstwerke aus der Zeit des Kaiserreiches bildeten den Hintergrund und den Rahmen für eine Gesellschaft, welche sich aus den Ueberbleibseln einer versunkenen Welt wieder aufzubauen versuchte. Und man konnte sich dieser Wahrnehmung nicht entziehen, ja man wollte es gar nicht.

Auf zwei einander gegenüberstehenden Causeusen in dem Eckfenster eines Salons, von wo aus man die Zimmerreihe bequem überschauen konnte, saßen einige Damen in vertraulichem Gespräche.

„Und ich behaupte doch, es ist ein Wagniß, verstehen Sie mich wohl, meine Damen, ich sage ein Wagniß, daß die Gesellschaft das Hotel St. Hélène besucht," sagte die Herzogin v. Frichemont mit Nachdruck und legte den goldenen Löffel, mit dem sie den Inhalt einer Schale mit Gefrorenem zum Munde geführt, mit leisem Klirren in die letztere zurück.

„Aber bedenken Sie, die Herren Prinzen erscheinen; Seine Majestät der Kaiser Alexander hat zugesagt," bemerkte die Marquise Vavel de Versey.

„Nur das Erstere hat mich bestimmt, die Einladung anzunehmen," entgegnete die Herzogin mit scharfer Betonung.

„Der Graf ist ein entschiedener Liebling des Königs," wandte die Marquise ein.

„Er war auch ein Liebling des — des Bonaparte," ließ sich eine dritte Dame vernehmen, Alles an ihr war grau, die Robe, die alten Spitzen, der Shawl, das hoch=

aufgethürmte Haar und das Gesicht, aus dem nur die schwarzen Augen scharf und spitz hervorblickten.

Die Marquise legte wie beschwörend ihre kleine beringte Hand auf die schmale, knochige der Dame. „Um Gottes willen, liebe Gräfin, nennen Sie den Namen nicht."

„Was hilft es, ihn nicht zu nennen," lachte die Gräfin Raucourt spöttisch. „Sehen Sie sich doch um, redet nicht jedes Stück, das uns hier umgibt, von dem kleinen bemalten Teller, den ich hier in der Hand halte, bis zu jenem Divan da, reden nicht all' die Säulen, Consolen, Büsten, die uns hier umgeben, von einer Zeit, die nicht die unsere ist."

„Der Graf St. Hélène kann doch nicht dafür, daß sein Hotel zerstört ward," mischte sich die vierte Dame, die Gräfin Lanmari, die bis dahin geschwiegen hatte, in's Gespräch.

„Nein," entgegnete die Gräfin Raucourt, „dafür kann er nicht, so wenig wie wir Alle; aber dafür kann er, daß er sich an der Stelle, wo das Haus seiner Ahnen gestanden, von — von dem Korsen ein neues erbauen und es von ihm ausschmücken ließ."

„Wenn ich dort die Bilder unserer heiligen Märtyrer sehe," fuhr die Herzogin fort und deutete nach der mit blauem Stoff ausgeschlagenen Wand, an welcher in breiten Goldrahmen die lebensgroßen Bildnisse Ludwig's XVI. und Marie Antoinette's hingen, „so ist es mir, als sähe ich darunter die Napoleon's und Josephinens zum Vorschein kommen, sie sind nur abgenommen, um jenen Platz zu machen."

„Sie haben Recht, Frau Herzogin,“ fiel die Gräfin ein, „auch ich kann es einem alten Edelmann nicht vergessen, daß er in die Dienste des Korsen getreten ist; mag er nachher noch so königlich gesinnt sein, das wäscht für mich den Flecken nicht ab.“

„Man merkt dem Grafen auch den Parfüm des Emporkömmlings an, die schlechten Sitten des sogenannten Kaiserhofes schimmern überall durch,“ bemerkte die Gräfin Laumari.

„Bei alledem kennt man seine Abstammung,“ sagte die Herzogin; „aber seine Gemahlin, diese Gräfin St. Hélène —“

„Die Tochter eines spanischen Granden,“ bemerkte die Marquise.

Die Gräfin Raucourt bewegte mit einer ausdrucksvollen Geberde den Fächer: „Haben Sie Einblick in den Stammbaum erhalten, meine Liebe? Sehen Sie die Haltung dieser Gräfin.“ Sie deutete nach einem Nebensaal, in welchem die Gräfin St. Hélène sich soeben sehr lebhaft mit einem Herrn in preußischer Uniform unterhielt.

„Wie unpassend, Lilien als Schmuck zu tragen,“ grollte die Herzogin, „das Symbol des Königshauses ist viel zu hehr und heilig, als daß man es durch eine solche plumpe Huldigung profaniren dürfte. Der eine Zug belehrt mich darüber, daß die Frau nicht aus altem guten Hause ist.“

„Ich begreife die Gräfin d’Hauteville nicht,“ seufzte die Gräfin Raucourt.

„Der Wunsch Seiner Majestät,“ versetzte die Herzogin achselzuckend, „was mich anbetrifft —“

Sie unterbrach sich, sämmtliche Damen sprangen wie

elektrisirt auf und rangirten sich mit den übrigen Gästen; das Zeichen war gegeben worden, Wirth und Wirthin hatten sich bis an den Fuß der Treppe verfügt, um die Herzöge von Angoulême und Berry zu empfangen. Der Erstere hatte der Gräfin den Arm gereicht und führte sie in den Saal, der jüngere Bruder folgte mit dem Grafen. Beide machten dann bei den sich tief verneigenden Gästen Cercle und zeichneten hier eine Dame und dort einen Herrn durch ihre Anrede aus.

Graf St. Hélène war durch die Ankunft seiner hohen Gäste aus einer ziemlich peinlichen Lage erlöst worden. Im sogenannten Spiegelzimmer hatte ihn eine kleine Gesellschaft alter Herren in ihre Mitte genommen, Leute, die sämmtlich mit dem Könige und den Prinzen aus der Verbannung zurückgekehrt waren und denen er sonst gern auszuweichen pflegte; er liebte es nicht, wenn man seiner Vergangenheit allzuscharf nachforschte. Auch heute hatte er auf alle Weise versucht, diesen Herren, die einzuladen er nicht umhin gekonnt, zu entgehen; aber der alte Chevalier v. Maison-Rouge ergriff ihn beim Arm, zog ihn in eine Art von Separatraum, der innerhalb des Saales durch Blumenterrassen gebildet ward, und rief:

„Kommen Sie, lieber Graf, wir sprechen soeben von Ihrem Vater. Wie oft sind wir im Hotel St. Hélène gewesen, freilich damals sah es anders hier aus."

„Sie wissen, welches Schicksal das Hotel hatte," versetzte der Graf ausweichend.

„Die Wenigsten von uns haben wiedergefunden, was sie verlassen," sagte der alte gütige Herzog v. Bracas, „es

ist Ihnen wohl nicht ein einziges Porträt Ihrer Ahnen geblieben; wenn ich nicht irre, besaßen die St. Hélène eine ununterbrochene Reihe derselben."

„Verzeihung, Eure Hoheit, die Ahnengallerie befand sich nicht hier, sondern im Schloß St. Hélène in Angoulême," berichtigte Herr v. Maison-Rouge, „ist es nicht so, Herr Graf?"

Graf St. Hélène verbeugte sich zustimmend.

„Man vergißt und verwechselt doch sehr viel," seufzte der Herzog, indem er seinem Nachbar aus einer goldenen Tabatière mit dem Bildniß Ludwig's XIV. eine Prise bot.

„Ganz richtig, anderes haftet dagegen wie eingeätzt," ließ sich der Vicomte v. Vitrolles vernehmen, „so könnte ich, wenn ich Maler wäre, Ihre Ahnenbilder aus dem Gedächtniß ergänzen, Herr Graf, ich war sehr oft im Schloß St. Hélène."

„Wie schade, daß Sie nicht Maler sind!" entgegnete St. Hélène, immer nach einer Gelegenheit spähend, von den Herren loszukommen.

„Es ging eine Familienähnlichkeit durch sämmtliche Bilder, wie man sie ausgeprägter nicht leicht findet," schwatzte der Vicomte weiter, „merkwürdigerweise haben Sie jetzt nur noch wenig davon."

„Richtig!" rief der Herzog, „jetzt besinne auch ich mich, als junger Mann besaßen Sie das Familiengesicht in hohem Grade. Auf einem Balle bei der Frau Herzogin v. Bourbon sah ich Sie zum ersten Male und erkannte Sie sogleich als einen St. Hélène. Sie haben das wohl vergessen?"

„Doch nicht, Hoheit,“ stammelte der Graf, „es ist freilich so viel darüber hingegangen.“

„Das ist, das ist,“ nickte der Herzog, „reden wir nicht mehr davon, wir haben Alle so unsäglich viel verloren. Sie auch, lieber Graf.“

Mit schmerzlicher Miene neigte der Graf das Haupt.

„Auch den berühmten Familienring?“ fragte hinzutretend der Marquis v. St. Marsan, der bis dahin im Anblick der trefflichen Kopie eines Murillo versunken, etwas abseits gestanden, aber das Gespräch mit angehört hatte. Ganz erschrocken wandte sich der Graf zu dem neuen Angreifer herum.

„Ich hatte schon vor einiger Zeit die Ehre, Ihnen zu bemerken, Herr Marquis, daß mir der Ring gestohlen worden ist,“ sagte er.

„Gestohlen!“ riefen die Herren im Chor. „Wie ist das möglich?“

„Die Grafen St. Hélène ließen den Ring ja nie vom Finger!“

„Das that auch ich nicht, indeß — Verzeihung, meine Herren, Ihre Königlichen Hoheiten, die Herren Prinzen,“ unterbrach er sich und eilte davon.

Die alten Herren folgten ihm, konnten sich aber nicht enthalten, einander verwundert und kopfschüttelnd anzusehen.

„Ein St. Hélène ohne den Ring ist für mich keiner,“ beharrte der Marquis.

„Wir werden den Grafen doch wohl dafür nehmen müssen, so lange der König und die Prinzen ihn aner=

kennen," sagte der Herzog mit einem bezeichnenden Blick auf die soeben durch die weitgeöffneten Flügelthüren schreitenden Herzöge von Angoulême und Berry.

Der Graf war durch das Gespräch in die größte Aufregung versetzt worden und raunte dessen Inhalt seiner Gemahlin zu, während sie die Treppe hinabstiegen. „Der Ring, der Ring," murmelte er mit einem Fluche zwischen den Zähnen, „wo hast Du ihn gelassen?"

„Still, still, Charles," mahnte sie.

„Morgen muß die Heirath mit dem Grafen in's Reine kommen," fuhr er fort, „wie stehen die Sachen?"

„Gut, er weicht nicht von ihrer Seite."

„Und sie?"

„Albern wie immer."

„Sie soll mich kennen lernen; die Heirath muß geschlossen werden, sie muß es und zwar bald!"

Voll Unruhe, aber mit strahlendem Gesichte und demüthigem Lächeln begrüßte der Graf die Prinzen, sobald er indeß von ihnen loskommen konnte, suchte er seinen Schwager auf, der in höchst eleganter Toilette die Honneurs in den Sälen machte, wo man die Spieltische aufgestellt hatte.

„Schaffe den Ring!" schnob er ihn an, „Du hast mich darum gebracht, Du mußt ihn wieder erlangen."

Don Pedro v. Tortosa betrachtete ihn mit einem mitleidigen Lächeln.

„Ruhig, ruhig, Herr Graf von St. Hélène, vergessen Sie nicht, daß Sie zwei königliche Prinzen in Ihren Salons haben und einen Kaiser erwarten."

„Eben deshalb,“ grollte der Graf, „der Boden wankt unter mir, diese alten Herzöge und Marquis graben die Vergangenheit aus.“

„Laß die alten Maulwürfe graben,“ höhnte Don Pedro, „die Dinge, die sie zum Vorschein bringen, haben doch einen Modergeruch. Zu große Stürme sind über die Welt gebraust, es kann sich Niemand mehr recht auf was besinnen.“

„Meinst Du?“ fragte der Graf, der sich nur zu gern beruhigen ließ.

„Gewiß,“ nickte der Schwager, „auf jeden Fall sehen wir uns vor. Hast Du heute noch gar nichts in Erfahrung gebracht?“

„Doch,“ entgegnete der Graf und trat Don Pedro noch einen Schritt näher, konnte aber seine Heimlichkeit nicht an den Mann bringen, denn es näherte sich ihm der österreichische Graf Hohenwarth und sagte, auf einen neben ihm stehenden hochgewachsenen Greis deutend:

„Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich Sie mit dem Freiherrn v. Wendelberg bekannt mache, mein Freund ist gestern erst in Paris angekommen und ich habe mir erlaubt, ihn bei Ihnen einzuführen. Guten Abend, Don Pedro,“ fuhr Hohenwarth, sich zu dem Letzteren wendend, fort, während sich zwischen dem Grafen von St. Hélène und dem Freiherrn ein Gespräch entspann.

Don Pedro blieb die Antwort auf die höfliche Anrede schuldig; mit offenem Munde, unfähig, sich vom Flecke zu rühren, starrte er das freundliche, würdevolle Gesicht des

Freiherrn an, als ob er etwas Entsetzliches vor sich sähe, dann machte er sich unter einem Vorwande los und eilte davon. Der Freiherr hatte ihn aber doch bemerkt, und während er mit dem Grafen höfliche Redensarten wechselte, beschäftigte ihn die Frage: „Wo habe ich den Menschen schon gesehen? Das Gesicht ist irgendwo vor mir aufgetaucht, aber nicht im Salon.“

Er konnte sich nicht darauf besinnen und verschob das Grübeln auf eine gelegenere Stunde, jetzt hatte er zu viel zu beobachten.

Nach kurzer Zeit gab sich eine neue große Bewegung unter den Gästen kund, Kaiser Alexander war angekommen und schritt, die Gräfin am Arme, durch die Säle, Alles durch seine Liebenswürdigkeit entzückend. Am längsten weilte er unter der Jugend, die in dem großen Tanzsaal mit Ungeduld seiner Ankunft und damit des Zeichens zum Beginne des Balles gewartet hatte. Von allen jugendlichen Schönheiten, deren Herzen dem ritterlichen Zaren entgegenklopften, fand aber keine vor seinen Augen mehr Gnade als die Tochter des Hauses, die ihm von der Gräfin vorgestellt ward.

Estrella war aber in der That auch eine Erscheinung, welche die Blicke auf sich zog. Dem strengen Gebot der Mutter gehorsam, hatte sie eine reiche, aber doch, ihrem Geschmacke folgend, ganz eigenartige Toilette gemacht. Ein weißes Kleid von feiner indischer Crêpe floß über ein sich eng an ihre Figur anschmiegendes Unterkleid von weißer Seide herab und ward unter der Brust von einem dunkelrothen Gürtel mit einer Diamantagraffe gehalten. Die

Aermel waren ebenfalls durch dunkelrothe Spangen mit Diamantschnallen gepufft, in den Locken des dunklen Haares leuchteten Rubinen, ein Rubinhalsband mit einem Diamantschloß umgab den Hals. Das südliche Kolorit und die dunkeln Augen, in denen es feucht wie von verhaltenen Thränen schimmerte, und ein rührender Leidenszug um den kleinen purpurrothen Mund gaben ihr etwas Märchenhaftes, Ueberirdisches.

Alexander unterhielt sich lange und mit sichtlichem Wohlgefallen mit dem lieblichen Mädchen, das bescheiden, aber ohne Verlegenheit und voll Geist antwortete, endlich sich mit Mühe losreißend, sagte er zur Gräfin:

„Sie sind eine Zauberin, Madame, die in ihren Salons immer neue Ueberraschungen bereit hält, welche fesseln und berücken; aber ich darf über meinem Vergnügen das der jungen Welt nicht vergessen, die schon sehnsüchtig auf den Tanz harrt. Auf Wiedersehen, Comtesse, ich lasse Sie in guten Händen," fügte er mit einem beziehungsvollen Blick auf einen semmelblonden jungen Mann mit wasserblauen, nichtssagenden Augen hinzu, der hinter Estrella's Stuhl stand.

Das Zeichen zum Beginn des Balles ertönte, den der Kaiser mit der Gräfin eröffnete.

Estrella vermochte sich nicht dagegen zu wehren, daß Graf v. Hauteville, denn er war der junge Mann, auf den der Kaiser angespielt, ihr Partner bei diesem Tanze wurde, den ganzen Abend über kaum von ihrer Seite wich und auch beim Souper, das später an kleinen Tischen eingenommen ward, ihr Tischnachbar blieb. Es war ein

öffentliches Geheimniß, daß Beide für einander bestimmt waren, man betrachtete sie deshalb als zu einander gehörig und der Graf hatte das Ansehen eines Menschen, der Besitz ergriffen hat und ihn behauptet.

Das schöne junge Mädchen hatte bei der ersten Vorstellung einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie dies bei einem so oberflächlichen, unbedeutenden Menschen überhaupt nur möglich war; er verwandte kein Auge von ihr und unterhielt sie in seiner faden Weise, die er doch für unwiderstehlich hielt. Wäre der ihr aufgedrungene Bräutigam so bedeutend und geistvoll gewesen, wie der Graf v. Hauteville unbedeutend und hohl war, so würde Estrella ihm doch ihr Herz nicht zugewendet haben, denn ihre Liebe und Treue war Emile Dupont's köstliches Eigenthum; des Grafen alberne Aufgeblasenheit machte aber die Aufgabe, einen ganzen Ballabend in seiner Nähe zu verbringen und sich seine Huldigungen mit lächelnder Miene gefallen lassen zu müssen, beinahe unerträglich. Wagte Estrella einmal, sich ihm zu entziehen und sich unter Gruppen jüngerer Damen zu mischen, so scheuchte sie ein Zornesblick oder eine harte Drohung der Gräfin, die sie nicht aus den Augen ließ, immer wieder in den Bann des Verhaßten zurück, der stets süßlich lächelnd bereit stand, das Opfer in Empfang zu nehmen.

Einmal glaubte sie sich doch glücklich in eines der entlegeneren Zimmer geflüchtet zu haben und stand im Begriffe, durch dasselbe in den Garten zu entweichen, der in geschickter Weise mit den Festräumen in Verbindung gebracht und durch farbige Lampen beleuchtet worden war.

Es war ihr, als sei sie dort Emile näher und stehe unter seinem Schutze. Sie hatte soeben den Fuß auf die Treppe gesetzt, da fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter und hörte hinter sich eine heisere Stimme.

„Halt, halt, liebe Nichte, wohin? Wie leichtsinnig die Jugend doch ist, aus der Gluth der Säle in die kühle Nachtluft hinaus, daraus wird nichts, es ist ein wahres Glück, daß so ein Onkel die Augen überall hat."

Damit faßte sie Don Pedro v. Tortosa unter dem Arm und führte sie zurück.

Estrella sträubte sich. „Lassen Sie mich!" sagte sie kurz.

Er bog sich ganz dicht an ihr Ohr. „Wolltest Du zu Emile Dupont, mein Täubchen?" höhnte er. „Nimm Dich in Acht, das Stelldichein könnte dem Galan übel bekommen, Dein Vater schießt ihn nieder wie einen tollen Hund."

„Warum spüren Sie mir nach?" fragte sie außer sich.

„Weil ich meine liebe Nichte vor Thorheiten behüten und zu ihrem Glücke zwingen will," zischelte er und zog sie wieder nach dem Tanzsaal. In der Thüre stieß er auf den Freiherrn, abermals trafen sich die Blicke der beiden Männer und wieder suchte Tortosa sich unsichtbar zu machen. Er ließ sein Opfer fahren; aber schon hatte Graf Hauteville Estrella erspäht und bemächtigte sich ihrer von Neuem.

Sie ergab sich für diesen Abend in ihr Geschick, aber fest und unbeugsam ward in ihr der Entschluß, lieber das Härteste zu ertragen, lieber ihr Leben zu opfern, als dieses Mannes Gattin zu werden.

„Gib auf Dein Töchterchen Acht," zischelte Don Pedro

im Vorübergehen seiner Schwester zu, „sie stand soeben im Begriffe, eine Mondscheinpromenade in den Garten zu machen.“

„Die nichtswürdige Kreatur!“ erwiederte die Frau Gräfin, die Hand ballend, „wenn es nach mir ginge —“

„Machtest Du eine große Dummheit,“ unterbrach sie der Bruder, „und bist sonst eine so kluge Frau. Wie steht's mit den Einkäufen?“

„Nicht schlecht,“ nickte sie lächelnd.

„Du bist immer auf dem Posten, sehen wir uns jetzt einmal nach dem Herrn Grafen um.“

Er fand seinen Schwager nach langem Suchen in dessen Arbeitszimmer, wohin er sich mit einigen Herren zurückgezogen, denen er die sinnreiche Einrichtung seines Kamins zeigte, welcher gleichzeitig als diebessicherer und feuerfester Geldschrank diente. Die Folge davon war, daß einige der Herren ebenfalls Mittheilungen über ähnliche Einrichtungen in ihren Häusern machten und den Grafen einluden, sie zu besuchen und sie sich anzusehen.

Ganz leise zog Don Pedro sich zurück.

„Stören wir den lieben Schwager nicht, er ist im guten Fahrwasser,“ sagte er.

Die Stunden verrauschten. Kaiser Alexander und die Prinzen hatten sich lange schon zurückgezogen, ein Wagen nach dem anderen rollte vor dem Portale des Hotels St. Hélène die stille Straße Nicaise entlang; aber noch immer wogte der Tanz, noch immer flimmerte und glänzte, rauschte und flüsterte eine bunt bewegte Menge in den weiten Sälen. Endlich verstummte die Musik, die letzten

Gäste verließen das Hotel, die Lichter erloschen und der erste bleiche Schimmer des Tages beleuchtete kalt und grau die Stätte, wo so viel Leben und Lust gewogt, wo sich so viel angesponnen, enthüllt, verknüpft und gelöst, wovon die meisten der fröhlich Genießenden keine Ahnung gehabt....

18. Graf und Freiherr.

„Es hilft nichts, mein Sohn, im Guten ist der Graf zu nichts zu bewegen, also müssen wir den Prozeß anstrengen,“ mit diesen Worten trat der Freiherr v. Wendelberg am zweiten Tage nach dem Ballabend beim Grafen St. Hélène zu seinen Kindern ein.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt, lieber Vater, daß der Gang ein vergeblicher sein würde,“ entgegnete René, „ich will nicht hoffen, daß er sich gegen Sie in einer solchen Weise vergangen hat, wie gegen mich.“ Die Erinnerung an die ihm vom Grafen angethane Schmach trieb dem Kapitän wiederum die heiße Zornesröthe in's Gesicht.

„Das hat er nicht gethan; gegen den Freiherrn von Wendelberg, der ihm vom Grafen Hohenwarth vorgestellt ist, nahm er sich doch zusammen,“ erzählte der alte Herr, „aber hart ist es ihm angekommen, das merkte ich, der Mann muß furchtbar jähzornig sein, sobald es einmal in ihm losbricht. Lieb ist's mir indeß doch, daß ich persönlich dort gewesen, man weiß jetzt, woran man ist — das Parlamentiren hat ein Ende und der Krieg beginnt!“

„Ein Federkrieg,“ seufzte René.

Der Freiherr hatte darauf bestanden, noch einmal persönlich mit dem Grafen zu verhandeln, ehe weitere Schritte

geschähen; er schrieb deshalb an ihn, bat ihn in einer wichtigen Angelegenheit um eine Unterredung und begab sich, nachdem eine höflich einladende Antwort des Grafen erfolgt, zu ihm.

Ohne weitere Einleitung stellte sich der Freiherr von Wendelberg als Schwiegervater des sogenannten Kapitäns Dussole vor und sagte, er sei gekommen, vom Grafen zu hören, aus welchen Gründen er den jungen Mann, der volle Beweise für seine Abkunft habe, der den Stempel derselben im Gesicht trage, nicht als seinen Sohn anerkennen wolle.

Graf St. Hélène verfärbte sich bis in die Lippen, die fatale Geschichte, die er schon für abgethan gehalten hatte, lebte da wieder vor ihm auf, und zwar in einer viel bedenklicheren Form. Er hatte es nicht mehr mit einem abgedankten Kapitän, sondern mit einem Herrn vom ältesten Adel zu thun, der dessen Sache zu der seinigen machte. Am liebsten hätte er dem Freiherrn auch die Thüre gewiesen, das ging jedoch nicht an, solche Blöße durfte er sich nicht geben. Er hielt an sich und spielte den Biedermann.

In wohlgesetzten Worten drückte er dem Freiherrn sein Bedauern darüber aus, daß er das Opfer eines Betrügers geworden sei; man finde dergleichen Leute leider viel unter den Offizieren Napoleon's. Da kam er aber bei dem alten Wendelberg übel an.

„Besudeln Sie nicht selbst die Uniform, die Sie getragen haben, Herr Graf," entgegnete der Greis gehalten. „Ich kann allerdings nicht wissen, welche Erfahrungen Sie gemacht haben, das aber weiß ich, der Mann, dem ich

meine einzige Tochter zur Frau gegeben, ist ein Cavalier in des Wortes vollster Bedeutung."

Graf St. Hélène biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, der Zorn übermannte ihn dergestalt, daß ihm ganz dunkel vor den Augen ward, und doch fühlte er, daß er sich beherrschen müsse.

„Ich bin weit entfernt, dem Kapitän Dussole zu nahe treten zu wollen," brachte er nicht ohne Anstrengung hervor, „Sie müssen ihn jedenfalls besser kennen als ich, Herr Baron; ist er kein Betrüger, so ist er ein Betrogener, wie Sie — verzeihen Sie — es auch zu sein scheinen."

„Durch wen?" fragte der Freiherr kurz, aber höflich.

„Mein Gott, das liegt doch klar zu Tage, durch die Eltern des Kapitäns, die alten Bauersleute in — in — wie heißt doch das Dorf?"

„Villiers bei Sèvres, haben Sie das wirklich vergessen, Herr Graf?"

„Wie sollte ich nicht? Ich habe ja den Ort nur einmal durch den Kapitän nennen hören."

„Die alten Dussoles erzählen, Sie wären oft bei Ihnen gewesen, um Ihren Sohn zu sehen."

Jetzt hatte der Graf seine Ruhe gewonnen, er lächelte mitleidig. „Das ist wahrscheinlich ein Theil des Märchens, das sie erzählen," sagte er. „Die alte Frau benutzt eine zufällige Kenntniß von meinen früheren Familienverhältnissen, um mir ihren Sohn unterzuschieben; man weiß nicht, was man dabei mehr bewundern soll, ihre Einfalt, welche eine solche plumpe Lüge durchzusetzen hofft, oder die Leichtgläubigkeit anderer Leute!"

„Und wenn sich nun noch andere Zeugen gefunden hätten?“ fragte der Freiherr ruhig und anscheinend den letzten Ausfall überhörend.

Der Graf verfärbte sich. „Zeugen?“ wiederholte er, nach Athem ringend, „da wäre ich doch neugierig.“

„Mein Schwiegersohn war im Schloß St. Hélène in der Charente,“ erklärte der Freiherr, „der gegenwärtige Besitzer hat ihm den Besuch des Ahnensaales gestattet und —“

„Nun,“ drängte der Graf.

„Er sowohl wie seine Tochter und der Kapitän sind betroffen gewesen von der überraschenden Aehnlichkeit, die der Letztere mit den Ahnenbildern hat und namentlich mit dem Bildniß, das Sie, Herr Graf, in Ihrer Jugendzeit darstellt.“

Graf St. Hélène lachte laut auf, aber es klang heiser und gezwungen.

„Das nennen Sie Zeugen, Herr Baron? Aehnlichkeiten liegen immer in dem Auge des Beschauers, wer sie sucht, der findet sie. Indeß will ich das Vorhandensein einer solchen Aehnlichkeit nicht einmal leugnen, es gibt seltsame Naturspiele; es ist auch gar nicht undenkbar, daß die Frau Dussole dadurch zuerst zu ihrem Betruge verleitet worden ist.“

„Es haben sich aber auch alte Diener gefunden, welche die Aehnlichkeit bestätigen.“

„Warum nicht? Ein Narr macht mehr Narren,“ entgegnete der Graf kalt.

„Die Bauern im Dorfe erinnern sich genau des Festes,

das Sie ihnen aus Anlaß der Geburt eines Sohnes gegeben haben."

„Habe ich je in Abrede gestellt, einen Sohn besessen zu haben?" fragte der Graf, indem er seiner Stimme eine Weichheit zu geben versuchte, die ihm schwer gelang. „Leider starb er bald."

„Sie stellen in Abrede, das Kind der Frau Dussole übergeben zu haben?"

„Ganz und gar."

„Auch das will ein früherer Diener von Ihnen beschwören."

„Das werde ich abwarten," versetzte der Graf kühl.

Der Freiherr stand auf. „Sie beharren also darauf, die Ansprüche Ihres Sohnes abzuweisen?"

Jetzt änderte der Graf den Ton, er ward pathetisch. „Herr Baron," sagte er, die Hand des Freiherrn ergreifend, die dieser ihm mit einigem Widerstreben überließ, „wir stehen uns hier gegenüber als Edelmann dem Edelmanne. Wünscht nicht Jeder von uns den Namen, den er von den Vätern ererbt, weiter fortgesetzt zu sehen? Müßte ich mich nicht glücklich preisen, einen Sohn wiedergefunden zu haben, den ich verloren hätte?"

Der Freiherr neigte zustimmend das Haupt.

„Nun wohl, welchen vernünftigen Grund könnte ich haben, mich ablehnend gegen den jungen Mann zu verhalten, der Ansprüche auf die Rechte eines Sohnes macht, wenn nur der Schatten einer Möglichkeit vorhanden wäre, er könnte es sein?"

„Diese Frage lege auch ich mir vor," erwiederte der Freiherr v. Wendelberg kühl und höflich.

„Es gibt nur eine Antwort darauf," fuhr der Graf mit steigendem Eifer fort: „meine positive Ueberzeugung von der Grundlosigkeit der Behauptung."

Er hielt einen Augenblick inne, als erwarte er eine Aeußerung des Freiherrn, da dieser jedoch schwieg und ihn nur mit seinen klaren, stahlgrauen Augen ruhig und fest anblickte, sprach er hastig und aufgeregt weiter: „So gern ich einen Sohn hätte, so hochwillkommen eine Freiin von Wendelberg, Ihre Tochter, Herr Baron, mir als Schwiegertochter sein würde, ich kann nicht die Hand zu einem ungeheuren Betruge bieten und den Sohn eines Bauern als wilden Schößling auf den Stammbaum der St. Hélène pfropfen."

Die Rede des Grafen war zur Deklamation geworden, in theatralischer Haltung stand er vor dem Freiherrn, zerstörte aber dadurch gerade den Eindruck, den seine Worte sonst vielleicht doch hervorgerufen hätten. Herr v. Wendelberg verbeugte sich und sagte: „Leben Sie wohl, Herr Graf, ich werde meinem Schwiegersohn Ihren Bescheid überbringen."

„Und werden ihn hoffentlich bestimmen, von weiteren thörichten Schritten abzustehen, welche ihn nur in Ungelegenheiten bringen könnten?" fragte der Graf lauernd.

„Das muß ich ablehnen," war die gemessene Antwort, „ich muß meinem Schwiegersohn seine Entschlüsse völlig vorbehalten." Eine nochmalige sehr steife Verbeugung und der Freiherr verließ das Zimmer, eine weitere Begleitung des Grafen mit einer höflichen, aber sehr entschiedenen Handbewegung ablehnend.

Nachdem der Freiherr den Verlauf seiner Unterredung mit dem Grafen geschildert, sagte René mit mühsam erkämpfter Fassung: „Sie glauben ihm, Papa, Sie wollen mir anrathen, meinen thörichten Kampf um eingebildete Rechte aufzugeben? Ich kann es Ihnen freilich nicht verdenken.“

„Wer sagt Dir denn das?“ fuhr der Freiherr auf. „Im Gegentheil, hätte ich noch an Deinen Rechten gezweifelt, das Gespräch mit dem Grafen würde mich von ihrer Begründung überzeugt haben. An dem Manne war nichts wahr, als sein mit Mühe bekämpfter Jähzorn.“

„Was er Dir gesagt hat, ist doch aber richtig und einleuchtend, Vater,“ wandte Elisabeth ein.

„So würde es vielleicht in einem anderen Munde geklungen haben,“ entgegnete der Freiherr, „dem Grafen glaube ich nicht ein Wort davon; welche Gründe er hat, Dich zu verleugnen, mein Sohn, das mag Gott wissen; aber er spielt ein falsches Spiel, Du bist sein Sohn, bist ein Graf St. Hélène.“

„Ich bin ein Graf St. Hélène,“ wiederholte René mit großem Nachdruck.

„Recht so,“ stimmte der Freiherr lebhaft zu, „Du bist ein St. Hélène, mit jenem Manne, der Dir das Leben gegeben und die Existenz bestreitet, haben wir nur noch vor dem Richter etwas zu schaffen; Du wirst unverweilt die Klage gegen ihn anhängig machen.“

„Das will und werde ich!“ rief René; Elisabeth seufzte.

„Wir wollen uns des Beistandes der geschicktesten Advokaten versichern,“ fuhr der Freiherr lebhaft fort, „und

von heute an nennst Du Dich Graf von St. Hélène und trittst als solcher auf."

„Aber, Vater, wozu das?" fragte Elisabeth vorwurfsvoll.

„Es ist nothwendig, um der Angelegenheit den Nachdruck und die Oeffentlichkeit zu geben, die sie haben muß," entgegnete der Freiherr. „In Frankreich gilt die öffentliche Meinung viel, sie muß sich mit dem Prozesse beschäftigen. Wir werden sofort ausgehen und eine Wohnung miethen, wie sie sich für einen Grafen von St. Hélène geziemt."

„René, René, thue das nicht," bat die junge Frau, „o, wenn Du wüßtest, welche entsetzliche Angst mir der ganze Handel einflößt; ich bliebe so gern hier in der kleinen Wohnung, wo ich um Dich gebangt habe und wieder mit Dir vereinigt worden bin."

Der Kapitän streichelte ihr begütigend das Haar, der Freiherr wurde aber, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, heftig und ungerecht gegen seinen Liebling.

„Laß die Kindereien, laß die Sentimentalität, Elisabeth!" fuhr er sie an. „Kannst Du nicht begreifen, wie Männer und Edelleute in Fällen, wie der vorliegende, zu fühlen und zu handeln haben, so störe uns wenigstens nicht mit Deinen Einreden."

Die junge Frau schwieg tief bekümmert; sollte diese unglückliche Geschichte ihr den Vater und den Gatten entfremden?

Es geschah Alles nach den Anordnungen des Freiherrn. Noch an demselben Tage wurde in der Anjoustraße ein stattliches Quartier gemiethet, das René und Elisabeth

unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von St. Hélène bezogen; auch für die zu einem gräflichen Hausstand gehörende Dienerschaft ward Sorge getragen. Ganz in der Nähe nahm auch der Freiherr eine seinem Range entsprechende Wohnung.

„Ich bleibe hier, Kinder," sagte er, „bis die Sache entschieden ist, und werde es mir noch überlegen, ob ich nachher nicht gänzlich meinen Aufenthalt in Paris nehme; habe lange genug allein auf Wendelberg gehaust." Er betrieb den Prozeß, der nun anhängig gemacht und dem ersten Advokaten der Hauptstadt zur Führung übergeben worden, mit einem noch weit größeren Eifer als René selbst.

19. Traum oder Erinnerung.

Nach der zwischen dem Freiherrn v. Wendelberg und dem Grafen von St. Hélène stattgehabten Unterredung hatte sich die Thüre kaum hinter dem Ersteren geschlossen, als die mühsam erzwungene Ruhe des Grafen einem völligen Wuthanfall wich. Sein Gesicht verzerrte sich, dunkelroth brannte die sein Gesicht verunzierende Narbe, er ballte die Fäuste, stampfte mit den Füßen und brach in eine Fluth von Verwünschungen aus. Damit war aber seinem Zorne noch nicht Genüge geschehen, er sah sich nach einem Opfer dafür um und fand es in einem Rauchservice aus Sèvres-Porzellan, das auf einem Seitentischchen stand. Ein Fußtritt schleuderte den kleinen Tisch sammt seinem Aufsatz auf den Boden, klirrend zerbrach das kostbare Geschirr und was der Zerstörung durch den Fall entgangen war, das zerstampfte schonungslos des Grafen bespornter Stiefel.

Das Geklirr hatte einen lauten Widerhall gegeben; die soeben von einer Ausfahrt heimkehrende Gräfin öffnete die Thüre, um zu sehen, welcher Poltergeist in den Gemächern ihres Gemahls hause; hinter ihr tauchte das Gesicht ihres Bruders auf. Don Pedro v. Tortosa schien das Geheimniß zu kennen, immer gerade da zu sein, wo es etwas für ihn Wichtiges gab.

„Aber, Charles, was hast Du schon wieder?" fragte die Gräfin in einem Tone, aus dem hervorging, daß sie an ähnliche Ausbrüche bei ihrem Herrn Gemahl gewöhnt und nicht allzu erschrocken darüber sei.

„Der Herr Graf unterhalten sich einmal wieder in echt cavaliermäßiger Weise," spottete Don Pedro und verzog sein häßliches Gesicht zu einer wo möglich noch abscheulicheren Fratze.

Eine neue Auflage spanischer und französischer Flüche aus dem Munde des Grafen war die nächste Antwort auf die Fragen seiner Frau und seines Schwagers, dennoch schien die heftigste Gewalt des Zornes gebrochen. „Laßt die Albernheiten," stöhnte er, „kommt herein und schließt die Thüre, es ist gut, daß Ihr Beide da seid, ich habe mit Euch zu reden."

Die Gräfin schritt, ihre Robe zusammennehmend, um nicht mit den Trümmern des Tisches und den Scherben des Porzellans in Berührung zu kommen, bis zu einem Sessel, warf den Shawl zurück und setzte sich. Don Pedro schnupperte mit seinem Wolfsgesicht im Zimmer umher, betrachtete mit einer Art Behagen die angerichtete Verwüstung und sagte: „Lieutenant-Colonel, Graf von St. Hé-

lène, Ritter des Ludwigsordens und des russischen St. Annenordens — von der Ehrenlegion darf man ja nicht mehr reden — sage uns, gegen welchen Feind hast Du diese glorreiche Schlacht geschlagen?"

„Schweig, schweig, verdammter Possenreißer, oder ich erwürge Dich!" schrie der Graf und wollte sich auf ihn stürzen, „Du kommst mir gerade recht, ich könnte jetzt mit Wollust einen Mord begehen —"

„Und nachher in's Bagno spazieren; Du weißt, Brüderchen, die Wollust wäre nicht so groß," antwortete Don Pedro kaltblütig und stellte sich ganz ruhig vor den Grafen hin. „Aengstige Dich nicht, Schwester," fügte er zu der Gräfin gewendet hinzu, die eine unruhige Bewegung machte, „wir alten Freunde werden fertig miteinander." Mit einem freundlichen Grinsen legte er dem Grafen die Hand auf die Schulter und sagte: „Alter Bursche, ruhig Blut! Erzähle einmal ordentlich, was hat's gegeben?"

„Ja, Charles, sprich endlich, was ist los?" fragte die Gräfin.

„Was los ist?" fuhr der Graf wieder auf. „Der Kerl, der sich einen Sohn des Grafen von St. Hélène nennt, macht sich von Neuem unnütz, ich dachte, der Böse hätte ihn geholt und wir hätten Ruhe vor ihm."

„Was nicht ist, kann noch werden," nickte Don Pedro und dicht an seine Schwester herantretend, flüsterte er ihr zu: „Ich hatte den Burschen seit etlichen Tagen ganz aus dem Gesicht verloren, gut, daß er sich wieder meldet."

Die Gräfin beachtete dieses Geflüster anscheinend nicht, sondern sagte vorwurfsvoll zu ihrem Manne: „Da hast

Du es nun, hättest Du Dich nicht von Deinem Jähzorn hinreißen lassen, so würde der Mensch mit einem Stück Geld abzufinden, auf alle Fälle hinzuhalten gewesen sein, bis“ — sie wechselte einen verständnißvollen Blick mit ihrem Bruder — „bis man mit ihm auf die eine oder die andere Art fertig geworden wäre.“

„Das wäre gar nicht nöthig gewesen, einen abgedankten Kapitän fertigt ein Mann wie ich mit einem Fußtritt ab — Jener steht aber nicht allein.“

Jetzt wurde die Gräfin aufmerksamer; sie stand auf und trat dicht neben den Grafen. „Was steckt dahinter?“

„Ein alter österreichischer Freiherr, der sein Schwiegervater ist, er war soeben bei mir.“

„Alle Wetter!“ schrie Pedro.

„Erinnere Dich, Ines, er wurde auf unserem Ballfeste vom Grafen Hohenwarth bei uns eingeführt,“ fuhr der Graf fort; „da er an mich schrieb und in einer wichtigen Angelegenheit eine Unterredung von mir verlangte, habe ich mich nach ihm erkundigt, er ist sehr reich und hat großen Einfluß.“

„Und der Mann ist der Schwiegervater des Kapitäns Dussole?“ fragte die Gräfin, den Kopf hochmüthig zurückwerfend.

„Unfaßbar für eine Gräfin St. Hélène, Tochter des Philipp Tortosa, Granden von Spanien,“ höhnte Pedro.

„Schweig jetzt!“ schnob sie ihn an. „Was hast Du ihm gesagt, Charles? Warst Du grob gegen ihn?“

„Sanft wie ein Lamm, obgleich ich ihn am liebsten die Treppe hinuntergeworfen und ihm das Genick gebrochen

hätte," grollte der Graf. „Ich habe geredet, Talleyrand könnte es nicht besser, und das Ende vom Liede ist doch, daß mir mein vorgeblicher Herr Sohn und sein Schwiegervater einen Prozeß auf den Hals hetzen werden."

„Sie können nichts gegen Dich ausrichten," sagte die Gräfin, „Du hast sämmtliche Papiere"

„Nein, sie können mir nichts anhaben, aber die Geschichte macht Skandal und den möchte ich gern vermeiden."

„Vielleicht ließe sich der Prozeß aus der Welt schaffen?" fragte Pedro lauernd. Die Blicke der beiden Männer trafen und sie verstanden sich.

„Vorsicht, Pedro, Vorsicht," mahnte der Graf, „man darf nicht argwöhnen —"

„Wem sagst Du das?" unterbrach ihn der Schwager, „bin ich ein Neuling?"

„Laß die Geschichte lieber erst ihren Anfang nehmen," rieth die Gräfin.

Pedro stampfte mit dem Fuße. „Entweder Ihr laßt mich das Geschäft machen, wie ich es will, oder ich lasse die Hände ganz davon."

„Wenn ich nur den Ring hätte," seufzte der Graf. „Es ist nicht zu sagen, wie mich die alten Herren um den Ring plagen, ich glaube, wenn ihnen der Kapitän den Ring zeigte, sie würden Alle darauf schwören, er sei wirklich ein St. Hélène.

„Er hat ihn," flüsterte ihm Don Pedro mit einem satanischen Grinsen zu.

„Hölle und Teufel!" fuhr der Graf auf, „das weißt Du, und —"

„Ganz gewiß weiß ich's erst seit dieser Stunde," sagte Pedro, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen; „wie heißt denn der böhmische Freiherr?"

„Was geht das Dich an?"

„Viel, sehr viel."

„Nun meinetwegen: Wendelberg."

„Und sein Schloß liegt in der Gegend von Nollendorf?"

„Kann schon sein."

„Nein, es ist so," nickte Pedro, die Hände reibend, „es ist so, jetzt bin ich auf der richtigen Fährte, sei ganz ruhig, Schwager, Du bekommst den Ring und wirst den Sohn los, laß mich nur machen." Ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen, eilte er davon.

„Ich traue dem Schalksnarren nicht," sagte der Graf zu seiner Gemahlin, „und selbst wenn ihm sein Plan gelingt, der Eclat ist nicht zu vermeiden, der Prozeß ist jetzt wahrscheinlich schon anhängig gemacht. Ich muß mir einen Rückhalt schaffen; Estrella muß mit dem Grafen v. Hauteville verheirathet sein, ehe die Geschichte ruchbar wird, sonst wird er am Ende noch kopfscheu."

„Der Tropf ist bis über die Ohren in die Kleine verliebt, da ist nichts zu befürchten," lachte die Gräfin wegwerfend.

„Wenn die Alte und die Familie aufsässig wird, darf er nicht," entgegnete der Graf kopfschüttelnd. „Wir wollen morgen oder übermorgen, je eher je lieber, den Heirathskontrakt unterzeichnen."

„Dann sei so gut und setze Deiner Comtesse Tochter

den Kopf zurecht," bemerkte die Gräfin giftig, „die ist sonst im Stande und macht Dir noch einen größeren Skandal. Ich traue ihr zu, daß sie sich weigert, den Heirathskontrakt zu unterschreiben."

„Sie soll es nicht wagen, sonst zermalme ich sie!" tobte der Graf. „Ich werde ihr ein- für allemal meinen Willen kund thun, und das sogleich und ohne weitere Ceremonien," setzte er in seiner heftigen Weise hinzu und stürzte aus dem Zimmer.

Mit einem Blicke des Triumphes sah ihm die Gräfin nach. „Endlich habe ich ihn soweit," murmelte sie, und ihre Augen funkelten wie Dolchspitzen, „endlich werde ich einmal mein Müthchen an der verhaßten Dirne kühlen können. —

Estrella, das schöne, liebreizende, holde Wesen, das alle Welt entzückte, war von Kindheit an für die eigene Mutter ein Gegenstand der Abneigung gewesen, seit dem Ballfeste hatte sich aber diese Empfindung zum bitteren Hasse gesteigert. Die Gräfin trug es der Tochter nach, daß ihre verwelkenden Reize von dem aufblühenden jungen Mädchen in den Schatten gestellt wurden, besonders waren aber die der Kleinen von dem Kaiser Alexander dargebrachten Huldigungen ein scharfer Stachel für die Gräfin gewesen und sie hatte seitdem das arme Kind mit den ausgesuchtesten Quälereien verfolgt.

Traurig und niedergeschlagen, ihrem harten Loose nachgrübelnd, saß Estrella in ihrem glänzend ausgestatteten Boudoir — ein armer gefangener Vogel in goldenem Bauer. Seit mehreren Tagen war es ihr unmöglich gewesen, Emile

zu sprechen, kaum daß sie den Geliebten flüchtig vom Fenster aus zu sehen vermochte. Ohne daß ihr das Ausgehen verboten gewesen wäre, stand sie doch unter einer unausgesetzten Ueberwachung. Sie mochte es anstellen wie sie wollte, in dem Augenblicke, wo sie mit Emile oder mit Frau Dupont zusammenzutreffen hoffte, trat ihr die Gräfin oder deren Kammerfrau oder Onkel Pedro entgegen und führte sie in das Hotel St. Hélène zurück.

Und es wäre doch für Estrella eine so große Erleichterung gewesen, sich am Herzen der alten mütterlichen Freundin auszuweinen und sich bei ihr Rath und Trost zu holen, hätte sie selbst auf Emile's Anblick verzichten müssen. Sie war in einem zu gewaltigen Zwiespalt mit sich selbst und wußte sich nicht zu helfen.

Das junge Mädchen hatte, so lange sie denken konnte, unter der abweisenden Kälte der Mutter gelitten, sich aber dabei gestehen müssen, daß auch sie kein kindliches Herz für die Gräfin habe. Der Vater, obwohl zu Hause heftig, ja beinahe roh, war gütig gegen sie und beschützte sie öfter gegen die bösen Launen der Mutter; aber er war viel abwesend, sie sah ihn nur in unregelmäßigen Zwischenräumen und wenn sie auch Dankbarkeit und eine gewisse Zuneigung für ihn hatte — die rechte Liebe war es nicht, das empfand sie instinktmäßig, als sie bei Duponts das schöne Verhältniß zwischen den Eltern und dem Sohne kennen lernte — das wurde ihr klar, als sie während ihres Aufenthaltes im Kloster ihre Gefährtinnen von Mama und Papa plaudern hörte, Briefe las, welche zärtliche Mütter an ihre Töchter schrieben, oder solche, die

von den Töchtern an die Mütter gesandt wurden. Ihre Mutter schrieb nie an sie, verlangte keinen Brief von ihr, der Bericht der Oberin über ihr Verhalten genügte; sie ließ Estrella auch in den Ferien nicht nach Hause kommen, wenn die ganze Schaar der Klosterzöglinge jubelnd davon flog, blieb Estrella zurück mit ein paar armen, verwaisten Mädchen, die keine Heimath hatten.

Estrella hatte jedoch ein Herz, das sich nach Liebe sehnte, sie hatte eine lebhafte, glühende Phantasie, und da ihr das traute, liebereiche Elternhaus mangelte, schuf sie sich in ihren Träumen ein anderes. Der Prunk, der Glanz waren dann von ihr genommen ... sie war keine Comtesse von St. Hélène, sondern das arme Kind einer blassen Frau mit schönen, aber vergrämten Zügen, mit der sie in einem kleinen Stübchen wohnte. Aber dieses Stübchen hatte die Aussicht auf einen Garten, in dem Lorbeer und Granaten, Myrten, Orangen- und Mandelbäume im Freien blühten, und wenn sie Abends mit der Mutter auf das platte Dach des Hauses stieg, da sah sie im Mondscheine weiße Marmorpaläste wunderbar, geisterhaft glänzen und schimmern. Dann hörte sie den Klang der Mandoline und es tönten Gesänge zu ihr herauf in den tiefen melancholischen Lauten Hispaniens ... das ja in der That das Land ihrer Geburt war, dessen Sprache sie als Kind gelernt und nicht vergessen hatte ...

Der Traum spann sich weiter ... Sie sah eine vornehme, reichgekleidete Dame zu ihrer Mutter eintreten, sie sprach lange und überredend mit ihr; aber die Mutter schüttelte den Kopf und die Dame ging. Doch sie kam

wieder, öfter und öfter und endlich eines Tages drückte die Mutter Estrella unter heißen Thränen an die Brust und übergab sie der Dame, die sie in einen Wagen hob, ihr Weinen durch Süßigkeiten beschwichtigte und mit ihr davonfuhr.

Das Alles waren verworrene Träume und Estrella hielt sie auch lange Zeit für nichts Anderes. Es waren dunkle Erinnerungen an Spanien, wo sie die ersten Jahre ihres Lebens zugebracht, verwebt mit der Sehnsucht nach wahrer Mutterliebe. Die Gestalt dieser Mutter hatte sie aber einer ärmlich gekleideten, blassen Frau entlehnt, die ihr öfter auf ihren Wegen begegnet war, sie voll Theilnahme anblickte, aber nie ein Wort zu ihr redete; und nach ihrer Rückkehr aus dem Kloster hatte sie die Frau häufiger als je bemerkt.

Seit jenem Tage, an welchem die Eltern ihr so harte Vorwürfe wegen ihrer Liebe zu Emile Dupont gemacht und ihr angekündigt hatten, sie müsse die Frau des Grafen v. Hauteville werden, war Estrella aufmerksamer auf die Gebilde ihrer Phantasie geworden und fragte sich, ob sie es dabei nicht doch mit der Erinnerung an wirkliche Erlebnisse zu thun habe, die schlummernd in ihrer Seele gelegen. Die Gräfin hatte in ihrem Zorne so wunderliche Redensarten geführt, die beinahe klangen, als habe Estrella kein Recht auf den Namen einer Comtesse St. Hélène.

Waren der Graf und die Gräfin nicht ihre Eltern? — Sie sann und sann ... und immer mehr wurde diese Vermuthung zur Gewißheit, besonders nach jenem Ballfeste. — So konnte eine Mutter ihr Kind nicht quälen und verfolgen, einen solchen erbärmlichen Tropf konnten liebende

Eltern ihrer einzigen Tochter nicht als Gemahl aufdringen wollen. Nein, sie brauchte diesen Leuten nicht zu gehorchen, die sie nicht liebten, für die sie eine Fremde, nichts als ein Werkzeug für ihre ehrgeizigen Pläne war... Aber sie war macht- und wehrlos ihrer Willkür preisgegeben, das empfand sie schaudernd, als der Graf, in dem noch der ganze Zorn über die soeben durchlebten Ereignisse nachbebte, ungestüm in ihr Zimmer stürzte und ihr hart und befehlend verkündigte: sie solle sich bereit halten, morgen werde die Unterzeichnung ihres Heirathskontraktes stattfinden; sie hob flehend die Hand und sank weinend vor ihm nieder. Er sah und hörte nicht, die ganze Wildheit seiner Natur, die Estrella gegenüber selten zum Vorschein gekommen war, brach sich Bahn.

„Steh' auf!“ herrschte er sie an, „keine Theaterscene! Du heirathest den Grafen v. Hauteville. Denke nicht, Du wollest den Heirathskontrakt nicht unterschreiben oder bei der Trauung vielleicht Nein sagen. Ich werde meine Maßregeln treffen und Notar und Priester so wählen, daß davon keine Notiz genommen wird. Verstanden?!“

„Vater, um der Barmherzigkeit Christi willen —“

„Spare Deine Worte, mein Wille ist unabänderlich, und ist es in der That ein so schweres Unglück, eine der vornehmsten und reichsten Frauen Frankreichs zu werden?!“ spottete er.

„Ich kann den Grafen nicht heirathen, und ich thue es nicht!“ rief sie sich aufrichtend mit dem Muthe der Verzweiflung.

„Du thust es nicht!“ schrie er, sein Auge funkelte, wie

das eines Raubthieres; drohend hob er die Faust. „Wurm, ich zermalme, ich zertrete Dich, bei den Haaren schleife ich Dich zum Altar. Du bist in meiner Gewalt, wage nicht, Dich dagegen aufzulehnen, Du findest nirgends Hilfe, weder bei Gott, noch bei den Menschen.“

Dröhnend die Thüre hinter sich in's Schloß werfend ging er von dannen.

„Bravo,“ zischelte es draußen, „so hast Du es gut gemacht, Charles.“ Die Frau Gräfin hatte sich das Vergnügen nicht versagen können, dem Auftritt zwischen Vater und Tochter als Lauscherin am Schlüsselloch beizuwohnen.

20. In der Kirche.

„Weder bei Gott, noch bei den Menschen,“ schluchzte Estrella, die rohen Worte, mit denen der Graf sie verlassen hatte, wiederholend. „Bei den Menschen — nein, ich bin ja so mutterseelenallein, so macht- und hilflos; sie lassen Dich, mein Mütterchen Dupont, Dich, meinen geliebten Emile, nicht über die Schwelle, sie halten mich wie in einem Zauberkreise, ich kann nicht zu Euch, wir wären einander nicht ferner, wenn das Weltmeer zwischen uns läge, als jetzt, wo wir nur durch wenige Schritte von einander getrennt sind. Außer den Beiden habe ich aber Niemand auf der Welt, von den Menschen kann ich keine Hilfe hoffen! — Aber auch nicht von Dir, mein Gott?!“ fuhr sie fort und blickte voll Inbrunst nach oben. „Bist Du nicht in den Schwachen mächtig, kannst Du nicht Wunder thun? Herr und Heiland, gnadenreiche Gottesmutter, Ihr werdet mich nicht verlassen!“

Sie athmete tief auf, reichlicher, aber sanfter flossen ihre Thränen, sie vermochte es nicht mehr im Zimmer auszuhalten, es war als ersticke sie die Luft dieses Hauses. Schnell warf sie einen leichten Mantel um, setzte einen Hut auf, dessen Schleier sie über das Gesicht zog, und schlüpfte aus dem Zimmer und aus dem Hause auf die vom letzten Strahle der untergehenden Herbstsonne röthlich beleuchtete Straße.

Das arme Kind wollte den Herrn, auf den sie ihre einzige Hoffnung noch setzte, aufsuchen in seinem Hause; es war ihr, als habe ihr Gebet eine stärkere Kraft, wenn sie es im geweihten Kirchenraume verrichte, als könne sie ihre schwerbedrückte Brust besser entlasten, wenn sie vor dem Altar der Jungfrau im Staube liege.

Anscheinend unbemerkt verließ sie das Hotel, aber in geringer Entfernung folgte ihr eine verhüllte weibliche Gestalt — die Kammerfrau der Gräfin, die sie schon seit Wochen nicht aus den Augen ließ. Sie folgte ihr Straße auf Straße bis zu Notre-dame. Als sie das junge Mädchen allein in die Kirche eintreten sah und auch nirgendwo etwas bemerkte, was auf eine Verabredung für eine Zusammenkunft schließen ließ, setzte sie sich auf eine Bank in der Nähe des Hauptportales und wartete; hier war Estrella eingetreten, hier mußte sie auch wieder zurückkommen. Das junge Mädchen nahm Weihwasser und schritt dann durch die bereits von den Schatten der Dämmerung erfüllten Seitengänge des altehrwürdigen Gotteshauses bis zu einem der heiligen Jungfrau geweihten Altar.

Nur wenige Beter und Beterinnen knieten in den Gängen, Estrella achtete ihrer nicht, leichtfüßig eilte sie vorwärts, und bald stand sie vor dem Altar, den sie gesucht. Nicht die Jungfrau mit dem rosigen Jesusknaben auf dem Arme, nicht die Himmelskönigin im Glorienschein... die schmerzensreiche Gottesmutter mit den sieben Schwertern in der Brust sollte ihr heißes, inbrünstiges Gebet empfangen.

Vor den Stufen des Altares warf sie sich nieder, die Hände gefaltet, die Stirne tief zu Boden geneigt. Der ganze Jammer ihres äußerlich so glänzenden, innerlich so leeren, so elenden Daseins kam über sie. Der Zwiespalt ihrer jungen Seele wühlte schneidend wie ein Messer in ihrer Brust. Sie dachte voll Liebe und Sehnsucht an Emile, von dem man sie trennte, und dann mit kaltem Schauer an den Grafen v. Hauteville, mit dem man sie gegen ihren Willen verbinden wollte; sie hörte die giftigen, hämischen Bemerkungen der Gräfin, sah ihre haßerfüllten Blicke und erinnerte sich mit Entsetzen der furchtbaren Drohungen des Grafen.

„Bei den Menschen ist kein Erbarmen, ist keine Gnade, ist keine Hilfe," schluchzte sie, „allerbarmende, schmerzensreiche Gnadenmutter, siehe Du auf Dein armes, verstoßenes Kind; schütze mich, rette mich, nimm mich zu Dir in Dein Reich der Herrlichkeit!"

Ganz überwältigt von ihrem Schmerze drückte sie sich tiefer und tiefer an den Boden und benetzte den kalten Stein mit ihren heißen Thränen.

Als sie sich von ihrer knieenden Stellung erhob, war

die Dämmerung in Dunkelheit übergegangen. Die auf dem Altare brennenden Kerzen verbreiteten nur in der Nähe desselben ein falbes, unbestimmtes Licht, und dies fiel auf ein blasses Gesicht, spiegelte sich in einem Paare dunkler Augen, deren Glanz erloschen war, die aber jetzt feucht von Thränen schimmerten. Mit einem leisen Schrei trat Estrella einen Schritt zurück; die blasse Frau ihrer Träume, noch blasser, noch vergrämter, als sie sie jemals gesehen, stand wieder vor ihr ... mit unsäglicher Traurigkeit, aber auch mit unsäglicher Liebe waren die dunklen Augen auf sie gerichtet, und diesmal öffnete sich der blasse, feingeschnittene Mund.

„Ich kann Ihre Verzweiflung, Ihren Gram nicht mehr mit ansehen, mein armes Kind," sagte sie mit leiser, süßer, wohllautender Stimme, „wenn ich Ihnen doch Trost, wenn ich Ihnen doch Hilfe gewähren könnte!"

Estrella fühlte sich vom Tone dieser Stimme bis in's tiefste Herz bewegt; so müßte es, dachte sie, dem Menschen zu Muthe sein, der im harten Lebenskampfe plötzlich mit dem Ohr und dem Herzen des Kindes wieder dem Wiegenliede lauschte, das ihn einst sanft in Schlummer gesungen. Sie schwieg und sah nur in dieses liebe, sanfte Duldergesicht.

„Kann ich Ihnen helfen?" fragte die Frau noch einmal.

„Sprechen Sie weiter," bat Estrella, „es thut mir so gut, Ihre Stimme zu hören, es ist mir, als beschwichtige und lindere sie mein Leid."

„Armes, armes Kind, was hat man Ihnen gethan," fragte die Frau, „können Sie es mir nicht anvertrauen?"

„Ja, ich kann es und will es!" rief Estrella, die Hand

der Fremden ergreifend. „Ihnen will ich Alles sagen!“ Ein wunderbares Vertrauen zu der Fremden erfüllte ihre Brust; die heilige Jungfrau hatte Erbarmen gehabt und ihr in ihrer Gebrochenheit ein Herz gesandt, in das sie ihr Leid ergießen, an dem sie sich aufrichten konnte.

„Kommen Sie dort zu jener Kapelle, da sind wir ungestört,“ flüsterte die Fremde, schlang ihren Arm um Estrella's Schulter und führte sie zu einer Grabkapelle, die nur schwach von einer „ewigen Lampe“ erhellt war.

Eng aneinander geschmiegt ließen sich die beiden Frauen auf eine der Stufen nieder, welche zu dem prächtig in Marmor gehauenen Grabstein emporführten, und Estrella erzählte mit leiser, von häufigem Schluchzen unterbrochener Stimme von ihrer kalten, liebeleeren Kindheit und von dem Jammer, der jetzt über ihr junges, kaum erblühtes Leben hereingebrochen sei.

Je weiter sie sprach, um so fester und krampfhafter fühlte sie sich von den Armen ihrer Zuhörerin umschlungen; ein heftiges Beben und Zittern ging durch den Körper der Frau, als aber Estrella in den Jammerruf ausbrach: „Ich kann es nicht mehr ertragen, Herr mein Gott erlöse mich durch den Tod, wenn es keine andere Rettung für mich gibt . . .“ da vermochte sich die Frau nicht mehr zu beherrschen, sie ließ Estrella aus ihren Armen, sank auf ihr Knie und stöhnte.

„Herr, Herr, Du strafst mich hart, aber gerecht für meine schwere Schuld! Aus dem Munde meines Kindes muß ich die Anklage hören, ich habe es so elend, so unglücklich gemacht, daß es sich am Morgen des Lebens den

Tod wünschen muß! Estrella, vergib, vergib Deiner sündigen Mutter!"

Auf ihren Knieen bewegte sie sich zu Estrella hin, umschlang deren Füße und barg das Gesicht in den Falten ihres Kleides.

„Du, Du bist meine Mutter?" flüsterte Estrella und schlang die Arme um den Hals der Knieenden. „So hat meine Ahnung mich doch nicht betrogen, so waren es Erinnerungen und keine Träume."

„Du hast noch Erinnerungen an die Mutter, die Dich von sich ließ, Dein Sinn war treuer als mein Herz, o, mein Kind, verzeih, verzeih, ich glaubte es ja gut zu machen und bedachte nicht, daß der Mensch nicht ungestraft die Bande zerreißt, die Gott geknüpft hat."

„Steh auf, liebe, süße Mutter," bat Estrella, „steh auf, Du darfst nicht vor mir knieen, komm her und erzähle Du mir jetzt, wie ich Dir erzählt; wer bin ich?"

„Die Tochter eines braven Mannes," antwortete die Frau, indem sie sich erhob und wieder neben Estrella Platz nahm, „der im Kampfe für seinen König und für sein Vaterland das Leben verloren hat. Du warst noch ganz klein, als er im Seetreffen bei Trafalgar gegen die Engländer blieb und mich ganz arm zurückließ."

„Wir wohnten in einem kleinen Zimmer und blickten in einen großen schönen Garten, wo es blühte und duftete, wo — wo war das?" fragte Estrella.

„In Sevilla, mein Liebling," flüsterte die Mutter.

„Es war so schön, so schön," sagte das junge Mädchen träumerisch, „o, weshalb konnte ich nicht bei Dir bleiben!"

„O, weshalb, weshalb!“ stöhnte die arme Frau, „Kind, mein Kind, gehe nicht zu schwer mit mir in's Gericht. Ich war arm, ich war krank und elend, die Verwirrung im Lande groß, ich konnte nicht für Dich sorgen, ich mußte Dich darben sehen, mein süßer Liebling, ich fürchtete zu sterben und Dich allein in der Welt zurückzulassen. Da nahte die Versuchung: Ein vornehmer Franzose, der in Spanien im Exil lebte, hatte Dich gesehen, er war mit einer Spanierin verheirathet und sie hatten keine Kinder,“ erzählte die Frau mit leiser, tiefbewegter Stimme weiter. „Sie wollten Dich an Kindesstatt annehmen. Sie kamen zu mir und boten mir Gold; aber ich wies sie von mir. Sie ließen nicht ab, sie kamen immer wieder, sie schilderten mir, wie Du es gut haben würdest; Du solltest ihr Kind, solltest vornehm, solltest reich sein! Und jetzt hungertest Du. War es nicht besser, Dich von mir zu geben, als im Elend verkommen zu lassen? Ich gebot meinem laut schreienden Herzen Schweigen, riß Dich von mir, gab Dich hin und habe Dich unglücklich gemacht . . . Estrella, meine Tochter, fluche mir nicht!“

„Arme, arme Mutter,“ flüsterte das junge Mädchen, die Mutter fest mit ihren Armen umschlingend und ihr Gesicht mit Küssen bedeckend, „was mußt Du gelitten haben!“

„Schwer war die Sünde, schwer war auch die Strafe,“ fuhr die Frau fort, „während der langen Jahre, die Du von mir getrennt warest, hatte ich keine Ruhe, wohin die Gräfin auch gehen mochte, ich folgte ihr wie ihr Schatten.“

„Ich sah Dich oft, Mutter, sehr oft, jetzt erst besinne

ich mich darauf," sagte Estrella, „und immer waren Deine Augen so traurig und so liebevoll auf mich gerichtet; aber warum sprachst Du nie zu mir?"

„Weil mir der Graf meine Mutterrechte abgekauft hatte, ja, Estrella, wende Dich schaudernd von mir, um schnödes Gold abgekauft hatte," setzte sie krampfhaft schluchzend hinzu, „weil ich ihm geschworen, Dir nie mit einer Silbe zu verrathen, daß ich Deine Mutter sei."

„Der Grausame!" stieß das junge Mädchen hervor, wieder sah sie das wuthverzerrte Gesicht mit der brennend rothen Narbe vor sich, wie sie es heute geschaut.

„Ich habe meinen Schwur gehalten, so schwer es mir ward," sprach die Mutter weiter, „aber heute, als ich Dich in Deinem grenzenlosen Jammer vor dem Bilde der Schmerzensmutter knieen sah, da konnte ich nicht länger schweigen."

„Gott segne Dich, daß Du gesprochen hast, Mutter, Gott segne Dich dafür!" rief Estrella. „Der Himmel hat mein Gebet erhört und mir die Befreiung geschickt . . . Mutter, wir trennen uns nicht wieder."

„Wie, mein Kind, Du wolltest?" fragte die Mutter nicht ohne Aengstlichkeit. „Ich bin arm, habe nur ein kleines Stübchen."

„Es wird Raum für mich haben," fiel ihr Estrella in's Wort, „ich kann für Dich arbeiten, Mutter."

„Aber der Graf wird Dich zurückfordern, ich habe Dich ihm abgetreten."

„Verbirg mich nur kurze Zeit, nur bis morgen," bat Estrella, „morgen gehst Du zu Emile und seiner Mutter

und sagst ihnen Alles, sie werden Mittel und Wege finden, uns zu schützen."

„So komm in Gottes Namen," sagte die Mutter aufstehend; aber Estrella zog sie mit einer Geberde des Schreckens zurück. „Verbergen wir uns, verbergen wir uns," flüsterte das junge Mädchen und drängte die Mutter in die Tiefe der Grabkapelle, wo sie sich in eine in dichtester Finsterniß liegende Nische kauerten.

Estrella's scharfes Ohr hatte durch das in der Kirche herrschende Schweigen trippelnde Schritte den Gang heraufkommen hören, die ihr nur zu bekannt erschienen. Sie hatte sich nicht getäuscht; aus ihrem Versteck hervor sah sie die Kammerfrau der Gräfin, welche sich ängstlich suchend nach allen Seiten umblickte und dann wieder in einem anderen Seitengange verschwand.

Der Aufpasserin war doch allgemach die Zeit lang geworden und sie war in die Kathedrale gegangen, um Estrella aufzusuchen und zur Heimkehr aufzufordern; aber sie fand sie nicht.

Sie lief von Altar zu Altar, sie fragte die Beter, die Kirchendiener, Niemand wollte das Mädchen bemerkt haben, — Notre-dame ist eine Welt für sich. Immer ängstlicher suchte die den Zorn ihrer Herrschaft fürchtende Dienerin; Estrella sah sie noch ein paarmal an ihrem Versteck vorüberkommen. Aber die Finsterniß in der Kirche ward immer tiefer, die Einsamkeit immer schauriger, ein Grauen bemächtigte sich der Suchenden; sie gab endlich ihre fruchtlosen Bemühungen auf und eilte davon. Estrella und ihre Mutter verharrten noch lange in ihrem Versteck und schlichen

erst, als sie Alles still und sicher glaubten, durch ein Seitenpförtchen in's Freie. —

Graf St. Hélène stand soeben im Begriffe, sich mit seiner Frau und dem unvermeidlichen Schwager Pedro zu Tische zu setzen, als die Kammerfrau hereingestürzt kam und zitternd und bebend bekannte, sie habe die Comtesse in Notredame aus den Augen verloren und sie sei verschwunden.

Brüllend wie ein gereizter Stier sprang der Graf auf, ergriff ein schweres silbernes Tischmesser und schleuderte es nach der Unglücklichen, die Don Pedro noch im rechten Augenblicke zur Seite riß; das Messer fuhr hart an ihr vorüber und bohrte sich mit der Spitze in die Thüre.

„Bist Du rasend!" schrie Don Pedro dem Schwager zu, nachdem er die Gefährdete glücklich aus dem Zimmer spedirt hatte. „Der Mensch hätte bei einem Haar im eigenen Hause einen Mord begangen, man muß doch bei allen Dingen wissen, wo man ist und weshalb man etwas thut!"

„Weshalb man es thut!" tobte der Graf. „Ist das noch kein Grund, wenn die elende Dirne das Mädchen entwischen läßt?! Was steht Ihr noch da, bietet Leute auf, sucht das Kind!"

Er wollte nach dem Klingelzug stürzen, der Schwager fiel ihm in den Arm. „Sachte, sachte, Brüderchen, mache doch nicht so viel Lärm, laß uns den Fall erst in Ruhe berathen."

„Sie wird nicht weit sein," sagte die Gräfin mit giftigem Hohn, „sucht sie nur bei ihrem Galan, dem Dütendreher, oder besser, sucht sie nicht, laßt sie laufen,

ich bin froh, wenn ich die Dirne nicht mehr zu sehen brauche."

Mit einer Heftigkeit, wie die Gräfin sie sehr wohl an ihrem Gatten kannte, wie er sie aber ihr gegenüber doch noch nicht zum Ausdruck gebracht hatte, fuhr der Graf auf sie ein:

„Deine Schuld ist es, daß das Mädchen entflohen ist, Du hast mich heute so lange gehetzt und aufgestachelt, bis ich im Zorne die härtesten Drohungen gegen sie ausstieß."

„Das arme, süße Kind!" rief die Gräfin, ein höhnisches Gelächter aufschlagend. „Zärtlicher, besorgter Vater, fürchtest Du etwa, Deine holde Tochter habe sich ein Leid gethan?"

„Ja, das fürchte ich!" antwortete der Graf und die Angst übermannte den Zorn; „in ihrer Verzweiflung wird sie in die Seine gegangen sein."

„Da ist's naß und kalt, das überlegt man sich, in Emile's Armen ist es wärmer, aber da oder dort, lassen wir sie, wo sie ist."

„Weib, Weib, bist Du denn ganz und gar von Stein? Hast Du gar kein Mitleid mit dem Kinde, das wir doch als das unserige aufgezogen?" fragte der Graf, und es nahm sich seltsam aus, wie sich in seinen sonst so festen Zügen eine ungewöhnliche Weichheit ausprägte. Er liebte ja die Kleine so tief und wahrhaft, wie er es nicht wärmer vermocht hätte, wenn sie sein eigenes Fleisch und Blut gewesen wäre; ja, er hatte längst vergessen, daß Estrella nicht sein leibliches Kind sei. In diesem wild=

schäumenden Herzen war die Liebe zu der Kleinen stets der Sonnenstrahl gewesen, der den Sturm seines Innern besänftigt hatte ... Was er an edlen und reinen Empfindungen noch besaß, verdankte er seiner Tochter, war in der Liebe zu ihr erblüht.

„Ich habe die Last, die Du mir aufgebürdet hast, lange genug geschleppt,“ antwortete die Gräfin schnippisch, „jetzt hab' ich's satt, ich will den Balg nicht mehr in meinem Hause.“

„In Deinem Hause?!“ rief der Graf und schüttelte ihr drohend die Faust vor der Nase, „wer ist hier Herr, wer hat zu gebieten? Das Haus gehört mir!“

„Jawohl, der Kaiser hat es Dir geschenkt, warst ihm ja so treu,“ höhnte sie, „ein Graf von St. Hélène —“

„Der bin ich!“ unterbrach er sie, mit dem Fuße stampfend.

„Wer machte Dich dazu?“

„Die Papiere sind in meinem Besitz, nur der Ring fehlt, der Ring, der Ring, den Ihr verschleudert habt.“

„Das wird ja immer besser,“ kreischte jetzt die Gräfin, in wenig salonmäßiger Haltung die Arme in die Seite stemmend, „Du, Du willst mir Vorwürfe machen über das, was nicht mehr da war, auf den Knieen sollst Du mir danken für das, was ich gelassen habe. Wenn ich reden wollte!“

„Wage es, wage es!“ tobte der Graf, „es fragt sich, wer dabei mehr riskirt!“

Don Pedro v. Tortosa hatte dem Auftritt mit untergeschlagenen Armen und einem Behagen zugeschaut, als

befände er sich im Theater; jetzt schien ihm aber doch der Augenblick gekommen, wo er einzuschreiten hatte.

„Seid doch vernünftig, Kinder,“ mahnte er in ernstem Tone. „Leute, wie wir, dürfen sich nicht zanken, das kann böse Folgen haben. Während Ihr aufeinander einschreit, vergeßt Ihr ganz die Hauptsache, was geschehen soll, um das Mädchen wieder herbeizuschaffen.“

„Ich mag sie nicht wieder haben!“ schrie die Gräfin, mit dem Fuße stampfend.

„Und ich will sie haben, muß sie haben!“ rief der Graf auf den Tisch schlagend.

„Du bist toll, Charles.“

„Nein, Du bist vom Bösen geblendet.“

„Fangt nicht wieder an,“ mahnte Pedro. „Du bist im Unrecht, Ines; freilich müßt Ihr sie wieder haben. Ihr könnt doch Eure Comtesse Tochter nicht so ohne Weiteres in der Welt herumfahren lassen, und was wollt Ihr denn dem Grafen sagen, wo sein Bräutchen geblieben ist?“

„Hm, den Tropf nehme ich auf mich,“ sagte die Gräfin mit einer verächtlichen Geberde, „dem werde ich schon ein Märchen erzählen, weshalb mein geliebtes Töchterchen jetzt unsichtbar geworden ist.“

„Aber die Welt wird etwas schwieriger sein. Nehmt Euch in Acht, Ihr wohnt in einem Glashause, ich habe Euch immer gewarnt, Euch hineinzusetzen.“

„Und wirfst selbst mit Steinen danach,“ grollte der Graf. „Deine neuesten Operationen —“

„Werden Dich nicht in Verlegenheit setzen, dafür laß mich sorgen,“ unterbrach ihn der Schwager; „kommen wir

nicht von unserem Gespräch ab. Das Mädchen muß wieder herbeigeschafft werden, sie muß den Grafen heirathen."

Die Gräfin zuckte die Achseln und sagte mit geringschätziger Miene: „Thut, was Ihr wollt, ich gebe mich mit der Dirne nicht mehr ab."

„Du wirst Estrella wie Deine Tochter behandeln, oder Du sollst mich kennen lernen," drohte der Graf; „aber wo finden wir sie?"

„Schwachkopf, nebenan bei der Wittwe Dupont," lachte die Gräfin.

Der Graf wollte fortstürzen, Pedro ergriff ihn am Arm. „Ich habe im Allgemeinen vor der Klugheit meiner lieben Nebenmenschen keine allzu große Hochachtung," sagte er, „aber für so dumm kann ich selbst Herrn Emile Dupont nicht halten, daß er sein Liebchen, falls er es entführt hat, im Hause seiner Mutter verborgen hält."

„Wo soll sie denn sein?"

„Das werden wir erfahren."

„Sie hat sich ein Leid gethan, sie irrt hilflos umher," jammerte der Graf.

„Elender Weichling!" murmelte die Gräfin.

„Es muß etwas geschehen, schon zu viel Zeit haben wir verloren," drängte der Graf.

„Ist sie todt, machen wir sie nicht wieder lebendig; irrt sie umher, greift die Polizei sie auf und führt sie Dir wieder zu," versetzte Pedro phlegmatisch; „aber sei ruhig, zärtlicher Vater, Dein Vögelchen wird ein Nest gesucht haben und wir wollen es schon aufspüren."

„Wie? Wie?"

„Das überlaß mir nur."

„Was willst Du thun?"

„Zunächst das Terrain rekognosziren; erwartet mich hier, in einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Ohne sich näher zu erklären, verließ er das Zimmer. Die Gräfin warf sich schmollend in ein Sopha, ohne es jedoch möglich machen zu können, an der geraden harten Rück- oder Seitenlehne ihr Gesicht zu verbergen; der Graf ging mit dröhnenden Schritten, die selbst der weiche Teppich nicht zu dämpfen vermochte, im Zimmer auf und ab. Die Uhr auf dem Kamin tickte so laut, als wolle sie jede Minute, die über der von Pedro für sein Wegbleiben ausbedungene Viertelstunde verfloß, recht eindringlich anzeigen. Sie hatte auf diese Weise reichlich eine halbe Stunde gemeldet, als der von beiden Gatten sehnlich Erwartete wieder eintrat.

„Nun?" rief ihm der Graf entgegen.

„Wo warst Du?" fragte die Schwester.

„Ich habe den zärtlichen Oheim gespielt, bin, von Besorgniß um meine liebe Nichte, die auf unerklärliche Weise verschwunden ist, getrieben, zur Frau Dupont gegangen und habe sie gebeten, sich der Verzweiflung trostloser Eltern zu erbarmen und mir zu sagen, ob sie etwas über den Verbleib des jungen Mädchens wisse."

„Und?" riefen die beiden Gatten gleichzeitig.

„Sie weiß nichts und ihr Sohn ebensowenig."

„Da habt Ihr es!" schrie der Graf.

„Komödie! Sie werden es Dir wohl gleich auf die Nase binden," warf die Gräfin hin.

„Du wirst mir wohl zutrauen, daß ich mich auch etwas auf dergleichen verstehe," sagte der Bruder mit überlegener Miene; „der Schreck der alten Frau und die Angst des verliebten Patrons um sein verlorenes Schätzchen waren echt."

„So muß man die Polizei aufbieten, auf der Stelle!" rief der Graf.

„Ich an Deiner Stelle möchte mit der nicht allzu viel zu thun haben," spottete Pedro.

„So will ich selbst hinaus."

„Daran wollen wir Dich nicht hindern, thue, wozu Dein Herz Dich treibt, nicht wahr, Ines? Nur sei hübsch vorsichtig; es klingt doch nicht gut, wenn es morgen im Faubourg St. Germain heißt, Comtesse Estrella von St. Hélène habe sich heimlich entfernt."

„Vorsicht oder nicht, ich muß sie finden!" rief der Graf.

„Vorläufig habe ich einen guten Windhund auf ihre Spur gehetzt," fuhr Pedro fort, „der schöne Emile soll uns das Wild aufspüren und apportiren."

„Er wird sie mir wahrlich nicht zurückbringen, wenn er sie findet," knirschte der Graf.

„Ist auch kaum von ihm zu verlangen," antwortete Pedro gleichmüthig; „aber wir jagen sie ihm ab, heisa, das wird lustig! Ich lasse ihn nicht mehr aus den Augen, ich habe sichere Leute an allen Ecken des Dupont'schen Hauses postirt, kein Vogel, der aus- oder einfliegt, entgeht mir. Wollen sehen wie lange es dauert, bis das Schätzchen ihrem Herzallerliebsten ein Zeichen gibt!"

„Das dauert mir Alles zu lange, ich muß sie noch heute finden!" rief der Graf und stürzte aus dem Zimmer.

„Gute Verrichtung, ich halte Dich nicht, wirst bald genug wiederkommen und Deine Zuflucht zu Pedro nehmen!“ rief ihm der Schwager nach. „Nun aber ein Wort im Vertrauen zu Dir, meine theure Ines. Auftritte, wie der heutige, würde ich das hochgräfliche Paar doch zu vermeiden bitten; die Wände haben Ohren. Du bist genau nur so lange Gräfin, wie er Graf von St. Hélène ist, merke Dir das.“

Die Melodie eines Gassenhauers pfeifend, verließ er das Zimmer.

21. Eine Entführung.

In den Kreisen der hohen Aristokratie zu Paris herrschte große Erregung.

Es waren nicht blos die Verfügungen des Gouverneurs General Müffling und die Maßregeln des alten Marschall Vorwärts, der Paris wie eine eroberte Stadt betrachtete und sich wenig um die Anwesenheit Seiner Majestät Ludwig **XVIII.** in seiner getreuen Residenz kümmerte, was die Herzoginnen und Marquisen, die Grafen und Chevaliers des ancien régime außer sich brachte; es war nicht blos das Für und Wider der sich ihrem Ende zuneigenden Friedensverhandlungen, was die Gemüther bewegte, auch nicht die bittere blutige Abrechnung, welche das Königthum mit der Revolution zu halten begann, so sehr man diesem Vorgehen Beifall klatschen mochte. Seit einer Woche und länger waren es Vorgänge privater Natur, welche einen wahren Sturm hervorgerufen hatten. Es gab in dem ganzen Faubourg St. Germain und wo sonst die vornehme Welt ihre Hotels besaß, keinen Salon, aus dem nicht seit Jahr

und Tag irgend ein kostbarer Nippesgegenstand auf räthselhafte Weise verschwunden war; es gab selten eine Dame oder einen Herrn, denen nicht einmal auf einem Feste ein kleiner Schmuckgegenstand von hohem Werthe abhanden gekommen wäre, ohne daß sich auch nur der leiseste Anhalt für deren Verbleib hätte finden lassen, selbst die königlichen Säle und Gemächer waren von diesen Plünderungen nicht ausgeschlossen und es ging die Sage, der Dieb, wenn überhaupt ein solcher vorhanden war, habe schon zur Zeit des Kaiserreiches sich wie jetzt bemerkbar gemacht, sei aber nie zu fassen gewesen.

Eine eigenthümliche Beunruhigung kam über die Gesellschaft; die Verluste waren empfindlich, denn die Reihe traf immer die ausgesuchtesten und kostbarsten Sachen, weit empfindlicher war aber noch das Bewußtsein, daß irgend ein unreines Element sich in diese hoch über den gemeinen Lebenssphären schwebenden Kreise eingeschlichen haben mußte, denn kein Diener, sondern ein Mitglied der Gesellschaft mußte dies lichtscheue Wesen treiben. Man schämte sich des unbestimmten Mißtrauens, das man gegen einander gefaßt hatte und konnte es doch nicht bannen; es war, als seien die Zeiten Cardillac's zurückgekehrt, nur daß die Besitzer herrlicher Schmucksachen diese und nicht das Leben selbst einbüßten.

Zu diesen Diebereien im Kleinen hatten sich in letzterer Zeit mehrere Einbrüche im großen Maßstabe gesellt, obgleich Einbruch für die Art der Ausführung des Verbrechens eigentlich nicht die richtige Bezeichnung ist. Werthpapiere und Geldsummen, ganz besonders aber die letzteren,

waren verschwunden ohne einen Anschein von Gewalt, ohne daß die Bestohlenen ganz genau den Zeitpunkt angeben konnten, wann die That vollführt sein mußte, sie hatten ihren Verlust gewöhnlich erst entdeckt, wenn sie ihren Trésor aufgeschlossen, um Geld daraus zu entnehmen. Und es waren nicht etwa solche Personen, die leichtsinnig mit der Aufbewahrung ihrer Schätze umgingen, welche der Dieb oder die Diebe sich als Opfer auserseben; im Gegentheil, es schien, als suchten sie etwas darin zu beweisen, daß ihnen kein Versteck zu sinnreich, kein Schloß zu fest sei.

Beim Herzog v. Fermont hatte man den doppelten Fußboden seines Kabinets, zwischen welchem er seine Kassette aufbewahrte, aufgehoben, diese geleert und die Oeffnung auf's Genaueste wieder verschlossen, der alten Gräfin v. Hauteville war aus einem Geheimfache eines Sekretärs, der als ein Wunder der Tischler- und Schlosserarbeit galt, eine bedeutende Summe Goldes entwendet worden; am übelsten hatten aber die Diebe dem präsumtiven Schwiegervater ihres Sohnes, dem Grafen von St. Hélène mitgespielt. Er hatte im Kamin seines Arbeitszimmers einen Geldschrank, feuerfest und diebessicher, wie er wähnte; er wurde grausam enttäuscht, denn er fand ihn eines Tages vollständig ausgeräumt. Die Polizei entfaltete die großartigste Thätigkeit; es war vergeblich, die geraubten Gegenstände schienen vom Erdboden verschwunden.

Auf den Grafen St. Hélène konnte man übrigens das Sprichwort anwenden, daß ein Unglück nicht allein komme; er hatte das unangenehme Geschick, noch durch zwei andere Vorfälle der Gesellschaft Stoff zur Unterhaltung

und Anlaß zur Aufregung zu geben, so daß die Herzogin v. Frichemont bereits erklärt hatte, diese Leute — der Graf und seine Gattin — wären, man möge sagen, was man wolle, doch „mauvais genre“, in einem wirklich vornehmen Hause falle nicht so viel vor, was zu Gerüchten Anlaß gäbe.

Das Eine, was man sich außer dem Diebstahl vom Grafen St. Hélène erzählte, war, daß sein Sohn aus der ersten Ehe mit Renée von Luynes, der im zartesten Alter verstorben sein sollte, plötzlich in der Gestalt eines Kapitäns der Lanciers erschienen sei und Anerkennung vom Vater gefordert habe. Darin wäre nun noch nicht einmal etwas so Besonderes gewesen; die Revolution war als ein solches Hagelwetter unter den Adel gefahren, hatte Alles dergestalt auseinandergerissen, hier- und dorthin geschleudert, verschüttet und vergraben, daß es wohl geschehen konnte, daß ein Kind vom Vater als todt beweint ward und eines Tages als frisch, kräftig und erwachsen wieder zum Vorschein kam. Waren doch dergleichen Fälle schon mehrfach dagewesen!

Das Pikante an der Sache war aber, daß Graf St. Hélène von dem vermeintlichen Sohn und Erben schlechterdings nichts wissen wollte, daß er ihn für einen Betrüger und Abenteurer erklärt und aus dem Hause geworfen hatte, und daß der Sohn nun auf seinem Rechte beharrte und jetzt eine Klage gegen den Vater anhängig gemacht hatte, um ihn auf gesetzlichem Wege zur Anerkennung zu zwingen.

Noch mehr: dieser Kapitän Dussole oder Graf St. Hélène, wie er sich jetzt nannte, war mit einer Tochter des

Freiherrn v. Wendelberg verheirathet, und die in der Genealogie der adeligen Häuser Europa's wohlbewanderten Herren und Damen des Faubourg St. Germain erklärten die Wendelberge für eine der ältesten und makellosesten adeligen Familien. Der Freiherr selbst war nach Paris gekommen, um seinen Schwiegersohn bei der Verfechtung seines guten Rechtes nachdrücklich zu unterstützen, man konnte ihn täglich mit Tochter und Schwiegersohn in geschmackvoller Equipage im Bois de Boulogne spazieren fahren sehen.

Der junge Mann nannte sich Graf von St. Hélène, er bewohnte ein aristokratisches Quartier in der Rue d'Anjou; aber er hatte, wie beifällig bemerkt ward, den feinen Takt, keinerlei Versuch zu machen, sich den Adelskreisen zu nähern, selbst Freiherr v. Wendelberg, dem doch jedes Haus offen gestanden hätte, hielt sich davon fern. Wer die drei Personen sehen wollte, die so plötzlich zu einer Pariser Merkwürdigkeit geworden waren, konnte seine Neugierde nur im Théâtre français befriedigen, wo sie beinahe allabendlich in einer Loge erschienen, oder, wie erwähnt, bei der Ausfahrt, wo der alte Freiherr mit der Tochter im Fond, der sogenannte Graf St. Hélène auf dem Rücksitz ihnen gegenüber saß.

So imponirend die hohe Greisengestalt des Freiherrn v. Wendelberg war, so lebhafte Theilnahme und Bewunderung die schöne junge Frau mit dem Goldhaar und den tiefblauen Augen erregte, der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und Neugier blieb doch der junge Mann, in dem Leute, die es wissen konnten, einen echten St. Hélène

erkannten. Er hatte die Augen der St. Hélène und er sollte, wie man sich erzählte, auch deren Ring haben.

Aber der alte Graf St. Hélène besaß die unzweifelhaftesten Dokumente über seine Herkunft, was doch sicherer war als eine Aehnlichkeit, die immerhin trügerisch sein konnte; er erklärte, sein Sohn sei als kleines Kind gestorben, bedauerte den alten Freiherrn v. Wendelberg, der in die Hände eines geschickten Abenteurers gefallen sei, und meinte lachend, der falsche Graf von St. Hélène werde recht unsanft heimgeschickt werden.

Mit der größten Spannung erwartete man die gerichtliche Verhandlung; es bildeten sich förmlich Parteien für den alten und für den jungen Grafen St. Hélène; wäre man in England gewesen, so würden gewiß Wetten für und wider den Ausgang des Prozesses gemacht worden sein.

Während sich die große Welt in dieser Art mit der Familie St. Hélène beschäftigte, tauchte noch eine fernere, Sensation erregende Neuigkeit auf. Die Heirath des Grafen v. Hauteville mit der schönen Comtesse Estrella, für die sich der König lebhaft interessirte, deren Vollziehung man in den nächsten Tagen entgegengesehen, hatte verschoben werden müssen, weil die Braut erkrankt sei, hieß es öffentlich, — weil das junge Mädchen auf räthselhafte Weise aus dem Elternhause verschwunden, flüsterte man sich leise zu, verfehlte aber nicht, sich beim Grafen und der Gräfin theilnahmsvoll nach dem Befinden der Tochter zu erkundigen und den Bräutigam zu trösten, der ebenso laut über die Krankheit seiner Braut, wie darüber jammerte, daß die Corbeille — das in Frankreich übliche Hochzeits-

geschenk des Bräutigams an die Braut — nun schon seit mehreren Tagen arrangirt sei, ohne überreicht werden zu können.

In der That war das junge Mädchen an jenem Abende mit ihrer Mutter unbehindert nach deren Wohnung, einem bescheidenen Stübchen in einem Hinterhause der alten Augustinerstraße gelangt.

Die Einrichtung war im höchsten Grade ärmlich, die Mutter konnte der wiedergefundenen Tochter nur ein kärgliches Mahl vorsetzen und mußte ihr Bett mit ihr theilen, dennoch fühlte sich Estrella glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Unzählige Male sagte sie im Laufe des Abends „Mutter", nur um das Glück zu haben, das heilige Wort an rechter Stelle auszusprechen, wieder und wieder bat sie: „Sprich zu mir, o, Du glaubst nicht, wie wohl es mir thut, Deine Stimme zu hören. Nenne mich Dein Kind, ich habe es ja so lange entbehren müssen!"

Als sie sich mit der Mutter zur Ruhe begeben, schmiegte sie sich selig wie ein Kind an sie und schlief sanft und friedlich ein, als könne ihr in dieser Obhut kein Unheil nahen.

Am anderen Morgen ging Frau Palaccio, dies war der Name der hartgeprüften Mutter, selbst zur Frau Dupont, um ihr und Emile Kunde von Estrella zu bringen.

„Sie müssen wissen, wo ich bin, müssen erfahren, daß der Graf und die Gräfin St. Hélène keine Rechte auf mich haben, daß ich ihnen keinen Gehorsam schuldig bin, erst wenn wir mit ihnen berathen haben, können wir weitere Pläne für unsere Zukunft fassen," sagte Estrella.

Frau Palaccio ging. Nach Verlauf von etlichen Stunden kehrte sie zurück.

„Du kommst allein, Mutter?“ rief ihr Estrella offenbar enttäuscht entgegen. „Hast Du sie nicht getroffen? Lieben sie mich nicht mehr? Wollen sie sich nicht mehr um mich kümmern? Warum hat Emile Dich nicht begleitet?“ Große Thränen rollten aus ihren schwarzen Augen langsam die Wangen herab.

„Weine nicht, mein Herz, er liebt Dich und sehnt sich nach Dir,“ tröstete die Mutter.

„Weshalb kommt er denn nicht? Wir haben uns ja so lange nicht gesehen.“

„Weil er es nicht wagt, er fürchtet der Graf lasse ihn beobachten; gestern Abend hat man schon nach Dir bei Frau Dupont gefragt. Emile war in Verzweiflung und hat bereits die ganze Stadt nach Dir durchsucht.“

„Kommt er gar nicht?“

„Doch, heute Abend im Schutze der Dunkelheit, bis dahin müssen wir uns ganz still halten, der Graf wird nichts unversucht lassen, Dich wieder in seine Gewalt zu bekommen.“

Langsam verrannen die Stunden. Erst in später Abendstunde pochte es leise an die Thüre. Ein Mantel mit hohem Kragen fiel, eine Mütze, die tief hinabgezogen das Gesicht verhüllt hatte, ward zu Boden geschleudert, ein falscher Bart abgerissen, erst dann breitete Emile die Arme aus und Estrella sank an die Brust des Geliebten.

„Endlich, endlich habe ich Dich wieder, meine Estrella, mein geliebtes Mädchen,“ jubelte er, „wie lange habe ich

Dein süßes Gesicht nicht gesehen, ich konnte ja nicht zu Dir dringen."

„Ich war schlimmer als gefangen," schluchzte Estrella.

„Und wie haben sie Dich gequält, ich kam mir so elend, so erbärmlich vor, das Alles geschehen lassen und unthätig bleiben zu müssen," knirschte er, „aber wir leben ja in geordneten Zuständen, ich durfte nicht in das Haus meines Nachbars brechen und ihm die Tochter rauben, wenn er sie auch zu Tode marterte."

„Ich bin nicht seine Tochter!" rief Estrella unter Lachen und Weinen. „Der Graf hat keine Macht mehr über mich, nichts hindert unser Glück, denn Du, gute Mutter, gibst uns Deinen Segen." Sie zog Emile zu der blassen Frau hin, die gerührt die Hände auf den Scheitel der jungen Leute legte.

„Unsere Mütter segnen uns, nichts steht anscheinend unserem Glücke entgegen und doch müssen wir es noch verbergen, süße Estrella," sagte Emile traurig.

„Warum?" fragte sie.

„Weil Graf St. Hélène Alles aufbieten wird, Dich wieder aufzufinden und in sein Haus zurückzuführen."

„Wie kann er das, da ich doch jetzt weiß, daß er nicht mein Vater ist?" fragte sie in ihrer weltfremden Kindlichkeit.

„Wer soll Dir das glauben?"

„Die Aussage meiner Mutter —"

„Gilt wenig der Behauptung des reichen, angesehenen Grafen gegenüber," fiel Emile ein.

„Aber was sollen wir thun?"

„Du sollst Dich hier verborgen halten, bis es mir ge-

lungen ist, alle Vorbereitungen für Deine heimliche Abreise aus Paris zu treffen. Bereits habe ich an einen Cousin meiner Mutter, einen Herrn Solange, geschrieben, der in der Charente ein einsam gelegenes Schloß bewohnt, es ist merkwürdigerweise das Stammschloß des Grafen."

„Wird er mich dort nicht suchen?"

„Dort sicher am wenigsten. Vetter Solange und seine liebliche Tochter Riquette werden Dich und Deine Mutter gewiß mit offenen Armen aufnehmen, ich folge Dir in wenigen Tagen, wir lassen uns in aller Stille trauen, und meinem Weibe kann Graf St. Hélène nichts mehr anhaben. Bist Du mit diesem Plane zufrieden, Geliebte?"

„Mit Allem, was Du thust, mein Emile," antwortete sie mit inniger Hingebung. „Ist auch Deine Mutter einverstanden?"

„Ich handle nach ihrem Rath."

„Warum kommt sie nicht, mich zu sehen?"

„Weil wir so wenig Aufsehen wie möglich machen dürfen; sie will lieber auf das Glück, Dich zu sehen, verzichten, als Deine Sicherheit gefährden. Auch ich wage nur im Schutze der Dunkelheit und möglichst unkenntlich gemacht, zu Dir zu kommen."

Noch ein Stündchen saßen die Liebenden in jenem süßen Geplauder, das für Andere so nichtig, für sie so unendlich viel ist, dann ging Emile mit dem Versprechen, am nächsten Abend wiederzukommen.

Am Abend des anderen Tages erschien er in der Verkleidung eines Kommissionärs, am Abend darauf in der Kutte und Kapuze eines Mönches.

„Heute ist der letzte Tag meiner Verkleidung und Deiner Gefangenschaft,“ sagte er fröhlich, „alle meine Vorbereitungen sind getroffen; morgen, sobald die Dunkelheit eingebrochen, hält eine verschlossene Kutsche an der Hinterthüre dieses Hauses, Du steigst mit Deiner Mutter ein und bist bald außerhalb der Bannmeile von Paris. Lebe wohl, Geliebte,“ fügte er, sie innig an sein Herz drückend, hinzu, „wir sehen uns auf dem Schlosse meines Verwandten wieder, um uns für das Leben zu vereinen; der Vorsicht halber möchte ich bei Deiner Abreise nicht gegenwärtig sein.“

Der folgende Tag verging den beiden Frauen unter allerlei Vorbereitungen zur Reise und in banger Erwartung, langsam, bleiern schleppten sich die Stunden hin und je weiter der Tag vorrückte, eine desto tiefere Traurigkeit bemächtigte sich Estrella's. Sie weinte und behauptete, sie habe die Ahnung eines nahenden Unglücks und werde Emile nicht wiedersehen.

Die Mutter bemühte sich, sie zu trösten, obgleich ihr selbst das Herz recht schwer war.

Endlich brach die Dunkelheit herein. In Mäntel und Kapuzen gehüllt warteten die beiden Frauen auf den Wagen, dessen Nahen sie vom Fenster ihres auf eine Nebengasse gehenden Stübchens beobachten konnten. Sie hörten ihn heranrollen; jede ergriff eine Tasche mit ihren geringen Habseligkeiten und schlüpften über den Hof durch die Hinterthüre auf die Straße.

„Frau Palaccio und Tochter?“ fragte eine leise Stimme.

„Wir sind es.“

„Schnell steigen Sie ein.“

Estrella fühlte sich von einem kräftigen Arm ergriffen und in den Wagen gehoben, Frau Palaccio wollte folgen, sie erhielt aber einen so heftigen Stoß vor die Brust, daß sie zurücktaumelte.

Der Wagenschlag wurde zugeworfen, derjenige, welcher die Frau zurückgestoßen hatte, raunte ihr in's Ohr: „So bringt man entlaufene Töchter zu ihren Eltern zurück. Nehmen Sie sich in Acht, Madame, und danken Sie es der Milde des Grafen, daß Sie nicht mit St. Lazare Bekanntschaft machen."

Er schwang sich auf den Bock zum Kutscher, welcher die Pferde peitschte, daß sie im wüthenden Galop davonsausten.

Frau Palaccio, nachdem sie sich von der ersten Betäubung erholt hatte, kehrte nicht in ihre öde Wohnung zurück, sondern eilte zu Emile Dupont, um ihm das Vorgefallene zu melden.

Unterdeß sagte im Wagen eine tiefe, befehlende Stimme zu der weinenden Estrella:

„Seien Sie ruhig, Comtesse, es geschieht Ihnen kein Leid, wir sind Beamte der Polizei, von dem Herrn Polizeiminister beauftragt, Sie ohne Aufsehen Ihren hohen Eltern wieder zuzuführen. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich gegen eine junge Dame von Ihrer Lebensstellung unhöflich sein müßte, aber bei dem ersten Laut, den Sie von sich geben, verschließe ich Ihnen mit diesem Knebel den Mund."

Es blieb der Unglücklichen nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen.

Emile Dupont hatte, wie er meinte, seine Anstalten mit großer Umsicht und in der tiefsten Verborgenheit getroffen, einem Meister wie Don Pedro v. Tortosa war der arme ehrliche Junge nicht gewachsen.

Seit dem Abend, an welchem Pedro das Haus der Frau Dupont verlassen hatte, war dasselbe von seinen Agenten Tag und Nacht nicht eine Minute aus den Augen gelassen worden; man beobachtete die Hineingehenden ebenso genau wie die Herauskommenden und hatte die Verbindung zwischen der Rue Nicaise und der alten Augustinerstraße bald ausgespürt.

Emile mochte sich noch so geschickt verkleiden, man folgte ihm doch, Pedro erkundigte sich nach den Bewohnern des Hauses, das der junge Mann so verstohlen besuchte; erfuhr, daß daselbst eine Frau Palaccio, eine Spanierin, ein kleines Stübchen inne habe, und wußte genug. Er hätte Estrella schon früher in seine Gewalt bringen können, aber es machte ihm Spaß, die Dinge sich erst entwickeln zu lassen und im letzten Augenblicke das Netz, dessen Schlingen er in der Hand hielt, zuzuziehen.

Er wußte, daß Emile die Geliebte außerhalb Paris in Sicherheit bringen wollte; er kannte den Wagenvermiether, bei dem der junge Mann die Kutsche bestellt hatte, und nahm bei ihm für eine Viertelstunde früher einen verschlossenen Wagen, dessen Kutscher er durch ein dreifaches Trinkgeld zu einer rasend schnellen Fahrt bewog. Von ihm gedungene Leute in der Uniform von Polizeibeamten waren schon vorher am Platze; alles Uebrige ergab sich von selbst. Mit eigener Hand hob er Estrella in den Wagen, mit

eigener Hand versetzte er ihrer Mutter den Stoß, der sie zurücktaumeln machte; er war es, der sich auf den Bock schwang und dem Kutscher den Weg angab. Die arme Mutter glaubte er durch seine Drohung genügend eingeschüchtert zu haben und sie ruhig ihrem Schicksal überlassen zu können.

Der Wagen hielt; Estrella ward herausgehoben und in das Haus geführt.

Der Graf kam ihr entgegen und begrüßte sie freundlich, als kehre sie von einem mit seiner Erlaubniß unternommenen Ausfluge zurück, die Gräfin ließ sich nicht sehen.

„Wir sprechen uns morgen weiter," sagte der Graf und gebot, sie auf ihr Zimmer zu führen.

Was er auch mit ihr sprechen gewollt, es mußte auf eine spätere Zeit vertagt werden, denn das junge Mädchen brach, oben angekommen, ohnmächtig zusammen und lag, ehe der neue Tag anbrach, im heftigsten Fieber. Der Vorwand, hinter welchem Graf St. Hélène das Verschwinden seiner Tochter verborgen, war zur Wahrheit geworden, Estrella war ernstlich krank, an Hochzeit konnte in vielen Wochen nicht gedacht werden.

22. Wunderliche Aussagen.

„Auf Dein Versprechen ist zu bauen," sagte die Gräfin St. Hélène zu ihrem Bruder und warf in ihrer affektirt vornehmen Art den Kopf zurück.

„Was hast Du mir vorzuwerfen, theure gräfliche Schwester?" fragte er, ohne sich aus seiner Ruhe bringen zu lassen, „habe ich Dir nicht Dein holdes Töchterchen wieder zugeführt?"

„Das danke Dir der Kukuk!“ rief sie, aus der Rolle fallend, „eine schöne Plage hast Du mir in's Haus gebracht. Die Gans spielt seit Wochen die Kranke, Charles, der Narr, weiß nicht, wie er sie gut genug pflegen lassen soll; die Alte belästigt mich, der Bräutigam seufzt und verdreht die Augen, der Liebhaber läßt sich auch kaum abweisen. Ich wünschte, die Kutsche, in der Du uns die Donna hergefahren, wäre in die Erde versunken.“

„Mit oder ohne mich?“ fragte Pedro unbeirrt. „Ines, was solltest Du ohne Deinen Bruder anfangen, der Dir bei Deinen Einkäufen so schön behilflich ist?“

„Spare Deine Winkelzüge,“ erwiederte sie zornig. „Du lenkst mich dadurch doch nicht von dem ab, was ich sagen wollte — wer hat versprochen, den Prozeß zu verhindern?“

„Ist er schon zur Verhandlung gelangt?“

„Nein, aber man spricht in ganz Paris davon und heute hat Charles bereits die Vorladung zu einem Termin; so weit durfte es gar nicht kommen.“

Pedro zuckte die Achseln. „Du redest, wie Du es verstehst, man hat das nicht so in der Hand, dergleichen will abgewartet sein.“

„Wie lange?“

„Geduld, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Das Gespräch fand gegen Ende des Oktober, mehrere Wochen nach Estrella's Erkrankung statt. Graf St. Hélène hatte vom Gerichtshof die Aufforderung erhalten, sich zu erklären, wie er sich zu den vom Kapitän Dussole, alias Graf St. Hélène erhobenen Forderungen zu stellen gedenke? und hatte hochmüthig geantwortet, er habe mit dem Aben=

teurer nicht das Geringste zu schaffen. Der Prozeß ging seinen ordnungsmäßigen Gang, die alten Dussoles waren nach Paris beschieden, um als Zeugen vernommen zu werden, und René's Anwalt hatte den Antrag gestellt, sie mit dem Grafen zu konfrontiren.

Die Vorladung versetzte den Grafen in den grimmigsten Zorn; er wollte ihr nicht Folge leisten; er behauptete, es sei eine Beleidigung für den König, daß man einen Herrn seiner nahen Umgebung, für den Adel, daß man ein Mitglied desselben solchen Bauersleuten gegenüber stelle; aber sein Anwalt erklärte ihm, daß er keinen Ausweg wisse, um der Vorladung nicht Folge zu leisten; so viel wäre von der Revolution doch noch übrig geblieben, daß alle Franzosen vor dem Gesetze gleich seien.

Knirschend vor Wuth begab sich der Graf zur anberaumten Stunde nach dem Justizpalast. Er wurde unverzüglich vorgelassen und fand bereits René und den Freiherrn v. Wendelberg im Gerichtszimmer anwesend. Der Freiherr und der Graf begrüßten sich mit einer kalten, gemessenen Verbeugung, Vater und Sohn thaten aber, als sähen sie einander nicht.

Frau Dussole wurde zuerst hereingerufen und der Richter forderte sie auf, im Angesicht des Grafen von St. Hélène ihre bereits gemachte Aussage zu wiederholen.

„Das will ich gern," sagte die alte Frau bescheiden, aber furchtlos; „ich habe nur die lautere Wahrheit gesprochen und wenn der Herr Graf mich hört, wird er wohl in sich gehen."

„Gut, so reden Sie," gebot der Richter.

Die alte Frau blickte sich im Kreise um, schwieg aber immer noch.

„Worauf warten Sie!“ fragte der Richter.

„Auf den Herrn Grafen von St. Hélène.“

„Er steht vor Ihnen.“

Die alte Frau riß die Augen auf und starrte dem Grafen in's Gesicht.

„Das — das soll der Herr Graf von St. Hélène sein?“ fragte sie.

„Dieser Herr ist der Herr v. Verneuil, Graf von St. Hélène, Lieutenant=Colonel, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Ludwigsordens und des russischen St. Annenordens,“ versetzte der Richter mit großem Nachdruck; wenn er aber geglaubt hatte, dadurch eine besondere Wirkung auf Frau Dussole auszuüben, so befand er sich im Irrthum. Sie schüttelte den Kopf und sagte ruhig und bestimmt:

„Der Herr da ist nicht der Graf von St. Hélène.“

Der Graf lachte laut und hart. „Sie müssen es freilich besser wissen, als ich selbst, meine gute Frau.“

„Es ist auch nicht seine Stimme!“ rief die alte Frau. „Sie —“

„Bitte, Herr Graf,“ unterbrach der Richter den Wüthenden, „erlauben Sie, daß ich die Zeugin verhöre. — Sie können nicht erwarten, daß Graf St. Hélène im Jahre 1815 noch so aussieht wie im Jahre 1789, wo Sie ihn nach Ihrer Aussage zum letzten Male gesehen haben wollen,“ wandte er sich zu der Frau.

„Das thue ich auch nicht,“ erwiederte sie, „ich bin alt geworden, mein Mann ist alt geworden, René, der ein

kleines Kind war, steht dort als Mann, ich habe mir den Herrn Grafen nicht mehr als Jüngling gedacht.“

„Nun wohl, er hat sich verändert, das ist natürlich.“

„Alles mit Unterschied,“ versetzte die Frau, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Glatte Haut kann einschrumpfen und Runzeln bekommen, das Haar kann grau werden, wer gerade war, kann einen krummen Rücken bekommen, das habe ich Alles an mir und meinem Alten erlebt. Aber ein ausgewachsener Mensch wird nicht größer und eine kleine feine Nase wächst auch nicht mehr.“

„Was wollen Sie damit sagen? Fassen Sie sich kurz,“ bemerkte der Richter streng.

„Nun, der Herr da ist beinahe einen Kopf größer, als der Graf war, und hat nur eine ganz oberflächliche Aehnlichkeit mit ihm, er kann unmöglich der wirkliche Graf von St. Hélène sein!“

„Da hören Sie ja die Betrügerin, mein Herr,“ tobte der Graf, „sie hat keine Ahnung, wie ich ausgesehen habe.“

„Wie der Graf St. Hélène ausgesehen hat, sollte ich nicht wissen?!“ schrie Frau Duffole, nun ebenfalls in Eifer kommend, „wie der da,“ sie wies auf René, „der ist ihm wie aus den Augen geschnitten. Ich bin eine ehrliche Frau, es fragt sich, wer hier der Betrüger ist!“

„Unverschämtes Bauernweib!“ rief der Graf und hob die Hand.

Der Richter gebot Ruhe.

„Lassen wir die Aehnlichkeit auf sich beruhen und beantworten Sie meine Fragen. Sie behaupten, den Sohn des Grafen St. Hélène, der im Jahre 1788 geboren, von

dem Grafen als Säugling zur Pflege erhalten, ihn nach des Grafen Flucht aus Frankreich im Jahre 1789 für Ihr eigenes Kind ausgegeben und als solches erzogen zu haben?"

„Ja," antwortete die Frau fest und erzählte mit der größten Umständlichkeit die Unterredung, welche der Graf mit ihr gehabt, als er ihr das Kind übergeben; sie entsann sich jedes Besuches, den er in ihrem Dorfe gemacht, beinahe jedes Wortes, was er mit ihr gesprochen; sie schilderte beweglich, welche Angst sie ausgestanden, als der Graf geflohen war und sie das Leben des kleinen René bedroht glaubte.

„Was haben Sie darauf zu antworten, Herr Graf?" fragte der Richter.

„Nichts," antwortete der Graf mit wegwerfender Geberde. „Die Geschichte ist erlogen von Anfang bis zu Ende."

„Sie haben der Frau nie Ihr Kind übergeben?"

„Mein Sohn starb wenige Monate nach seiner Mutter in meinem Hause, die Stätte, wo er ruht, ist nicht mehr aufzufinden, die Revolution hat sie zerstört," fügte er finster hinzu.

„Sie haben die Frau Duffole nie gesehen?"

„Das will ich nicht in Abrede stellen, es sind mir im Leben gar viele Leute vorgekommen."

„Frau Duffole hat aber auch einen Brief von Ihnen erhalten und aufbewahrt."

„Der Brief ist falsch, ich habe nie an die Frau geschrieben."

„Nein, das haben Sie nicht!" rief die alte Frau, die

nicht mehr an sich halten konnte, „Sie haben nicht an mich geschrieben, denn Sie sind nicht der Graf von St. Hélène, dabei bleibe ich und darauf sterbe ich."

Es war nichts weiter von ihr zu erfahren; der Richter ließ sie abtreten und den Vater Duffole vorführen — derselbe Auftritt wiederholte sich.

Auch der alte Mann behauptete mit der größten Bestimmtheit, der Herr könne nicht der Graf von St. Hélène sein, der sei kleiner und seine Züge seien unverkennbar feiner und schärfer geschnitten gewesen, der Lieutenant-Colonel zeige nur eine ganz oberflächliche Aehnlichkeit mit jenem. Außerdem bestätigte der Alte die Aussagen seiner Frau in allen Einzelheiten.

Graf St. Hélène versuchte auch ihn einen Betrüger zu schelten, aber der Bauer sah ihn mit einem Blicke an, vor welchem der vornehme Herr unwillkürlich verstummte.

Zuletzt legte der Richter das Medaillon der verstorbenen Gräfin vor und fragte, ob der Graf dessen Echtheit anerkenne.

Graf St. Hélène griff hastig danach und rief: „Sie ist es, sie ist es, die Geliebte meiner Jugend, die Theure, zu früh Verblichene! In welchen Händen ist dieses Kleinod gewesen?" Er betrachtete das Bild, das reich in Gold gefaßt und mit Steinen besetzt war, mit verzückten Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Führe uns nicht in Versuchung.

Novelle

von

S. v. d. Horst.

1.

Nur ein einziges Fenster des stattlichen alten Herrensitzes war erleuchtet, sonst Alles dunkel und still, drinnen wie draußen. Schatten bewegten sich hinter den herabgelassenen Vorhängen, die Lampe war sorgfältig verhüllt und die Gardinen des Himmelbettes halb zurückgeschlagen. In den Kissen lag ein alter Mann, ein hoher Sechziger, mit weißem Haar und eingefallenem Gesicht, das Auge unruhig flackernd und dann wieder müde geschlossen, als senke sich ein leiser Schlummer mitleidig herab; offenbar war der Greis sehr krank, vielleicht sterbend, aber doch noch vollkommen Herr seiner geistigen Fähigkeiten. Zwischen den Fingern hielt er ein zerknittertes Blatt Papier; seine Blicke suchten jetzt den älteren Herrn, welcher vor dem Bette saß und ihn schweigend beobachtete. „Rudolph," flüsterte er, „weshalb kommt der Notar nicht? Ich brauche ihn nothwendig!"

Der Angeredete, offenbar ein Arzt, prüfte verstohlen

den Puls des Sterbenden, dann sah er unruhig hinüber zu zwei Männern, welche mit ihren Mützen in den Händen im Winkel saßen. „Der Justizrath wird gleich kommen," tröstete er, „nimm einstweilen dies Pulver, Andreas!"

Der Kranke verschluckte mit Mühe das Gebotene. „Moschus!" flüsterte er, „gut, gut, ich muß leben um jeden Preis, bis das Testament unterzeichnet ist."

Wieder verging eine Pause. Trotz der angewandten Vorsichtsmaßregel sanken indessen die Kräfte des alten Mannes so schnell, daß sich der Doktor voll Sorge über ihn herabbeugte. „Andreas," flüsterte er freundlich, beinahe weich, „Andreas, Du bist ein Mann, Du wußtest immer, daß Dein Leiden ein unheilbares ist, gibt es irgend etwas, das Du mir, Deinem ältesten langjährigen Freunde mitzutheilen hättest, so sprich jetzt."

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Eilt es so sehr, Rudolph. O Gott, wo bleibt Dahlberg."

Doktor Arning hielt immer seine Hand zwischen den beiden eigenen. „Andreas, soll ich Deine Frau rufen?"

„Nein! Nein! Ich will leben, muß leben, bis das Testament unterschrieben ist."

In diesem Augenblick rollte über den Hof ein Wagen, der Arzt trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Andreas," sagte er, „jetzt kommt Dahlberg. O, warum mußtest Du auch bis zu dieser Nacht warten!"

Der Sterbende lachte kurz und schauerlich. „Weshalb, Rudolph? Nun, vielleicht war es das einzige Mittel, das zum Ziel führen konnte, Freund. Nur Dich konnte ich bitten, den Justizrath rufen zu lassen und selbst bei mir

zu bleiben, bis Alles vorüber ist. Verstehst Du mich? Und erst seit heute bist Du von der Reise zurück."

Der Arzt schwieg erschüttert. Die wenigen Worte erzählten ihm eine lange traurige Geschichte, er wagte nicht, noch weiter zu forschen. Sein Blick verständigte den soeben mit seinem Schreiber eintretenden Justizrath, welcher sich nach kurzer Begrüßung liebevoll über den Sterbenden herabbeugte. „Wie geht es Dir, Andreas?" fragte er.

Dieser warf den Kopf von einer Seite zur anderen. „Meinhold," keuchte er, „mir bleibt keine Zeit mehr! Beeile Dich um Gottes willen, hier ist mein Testament! — O, ich sterbe so gern, so gern!"

Er gab dem Justizrath einen Papierstreifen, von seiner eigenen Hand beschrieben, offenbar schon alt, lange verwahrt, vielleicht heimlich versteckt gehalten. „Schreib!" flüsterte er, „schreib, Meinhold! — Die Lampe erlischt, zündet ein Licht an!"

Die Feder des Kopisten flog über das Papier, wieder verständigte der Blick des Arztes den Justizrath. Nach fünf Minuten war das Testament zum Unterzeichnen fertig, Doktor Arning stützte den Kranken, Dahlberg hielt mit einer Hand das Licht, mit der anderen reichte er dem Sterbenden die Feder. Ueber das blasse, todgezeichnete Antlitz flog ein Lächeln des Triumphes. „Endlich! Endlich!"

Wie ein Hauch klang es den Anwesenden entgegen, die Federspitze näherte sich dem Blatte, sie schwankte, ein Schauder rann durch den Körper des Kranken, etwas wie ein Aechzen brach über seine Lippen, dann bezeichnete eine

schwarze Spur den Weg der herabgefallenen Feder auf dem Papier. Doktor Arning beugte sich tiefer herab, alle Uebrigen schwiegen ehrerbietig.

Minuten vergingen, dann erhob sich der alte Mediciner und ließ sanft den Körper des Entseelten aus seinen Armen zurückgleiten in die Kissen. „Zu spät!“ sagte er schmerzlich, „o mein Gott, um eine kurze Spanne Zeit zu spät! — Er ist todt.“

Der Justizrath schien sehr bestürzt. Während die Zeugen und der Schreiber bescheiden das Sterbezimmer verließen, näherte er sich seinem alten Freunde. „Das unglückliche Kind,“ sagte er, „sie erhält wahrscheinlich jetzt von der Güte ihrer Tante keinen Pfennig!“

Der Doktor nickte. „Keinen Pfennig, Meinhold. Das kleine Mädchen war der eigentliche Gegenstand des fortdauernden Zwistes zwischen unserem armen Andreas und seiner Frau, ich bin ja fast täglich hier aus und eingegangen, mir sind alle diese trüben Verhältnisse leider nur zu genau bekannt. Frau Berning haßt das Kind ihrer Schwägerin.“

Dahlberg reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir für diese Mittheilung, Rudolph,“ sagte er. „Wenigstens ein gutes Wort will ich für das arme Kind noch einlegen, jetzt gleich, in diesem erschütternden Augenblick. Begleitest Du mich?“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Jetzt nicht, Meinhold — es ist auch Alles vergebens, Du könntest eher einen Stein erweichen, als das Herz dieser Frau.“

Aber Dahlberg ließ sich nicht entmuthigen. Nach einem

stummen tief empfundenen Abschied von der Leiche seines Jugendfreundes begab er sich in das Zimmer der Frau vom Hause und stand nun einer älteren hochgewachsenen Dame mit herrischen Zügen und einem obwohl noch schönen, doch durch seine Härte und seinen Stolz abstoßenden Antlitz unmittelbar gegenüber. Hier war Alles sehr elegant, sehr behaglich, hier rauschte Seide und glänzten Kunstgegenstände, während wenige Schritte weiter unter Fremden der Herr dieses Schlosses soeben seine gequälte einsame Seele ausgehaucht hatte. Dahlberg empfand diesen Kontrast wie einen Schmerz.

Die Dame verharrte, am Fenster stehend, in ihrer eisigen, ja beleidigenden Haltung. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Justizrath?“ fragte sie. „Höchst wahrscheinlich ist hier von Ihnen ein Testament ausgefertigt worden, ein Schriftstück, das die Rechte meines Sohnes —“

Dahlberg's Blick ließ sie verstummen. Er näherte sich ihr, ohne den Hut aus der Hand zu legen, ohne einen Stuhl zu nehmen, da sie ihm denselben nicht bot. „Frau Berning,“ sagte er mit ernstem Tone, „wissen Sie bereits, was hier vor wenigen Minuten geschah?“

Die Dame veränderte keinen Zug ihres Gesichtes. „Ein Diener brachte mir die lange vorhergesehene Botschaft,“ antwortete sie ruhig. „Um aber wieder auf das Testament zu kommen, so —“

„So ist dasselbe leider nicht rechtskräftig geworden, Frau Berning!“

„Nicht?“ — Sie schrie es fast. „Nicht, Herr Justizrath? Und was verhinderte den unsinnigen Plan?“

„Der Tod, verehrte Frau.“ Er nahm aus der Tasche das nicht unterschriebene Testament und zeigte ihr die Spur der herabgefallenen Feder. „Das Dokument entbehrte nur noch der eigenhändigen Unterzeichnung des Testators,“ setzte er hinzu, „es ist der Ausdruck dessen, was Andreas Berning in seinem letzten Augenblick gewünscht und gewollt, es wäre rechtskräftig geworden, wenn ihm Gott das Leben nur um eine Minute länger erhalten hätte. Ich hoffe, ich erwarte von Ihrer Pietät gegen den Todten, von Ihrem Rechtsgefühl, daß Sie die getroffenen Bestimmungen heilig halten werden, Frau Berning.“

Die Dame lächelte spöttisch. „Was enthält denn dieses gottlob werthlose Blatt, Herr Justizrath?“

Dahlberg erschrak heimlich. „Darf ich Ihnen vorlesen, Frau Berning? — Ja? — Bitte, hören Sie.“ Und dann las er, immer stehend, wie folgt:

„Ich, Julius Andreas Berning, vermache hiedurch aus meinem Vermögen der Tochter meiner verstorbenen einzigen Schwester, Henriette Marie Armfeld, geborene Berning, der minderjährigen, in meinem Hause lebenden Antonie Klara Armfeld die Summe von fünfzigtausend Thalern, so zwar, daß ihr die Zinsen dieses Kapitales vom heutigen Tage an zugeschrieben und sichergestellt werden. Ebenso verordne ich, daß das junge Mädchen bis zu ihrer späteren Verheirathung im Hause bleibe und ganz wie eine Tochter desselben behandelt werde.

Nicht wahr, Frau Berning,“ setzte bittend der Justizrath hinzu, „das wollen Sie anerkennen?“

Die Wittwe nahm langsam Platz im Sopha, während ihre Hand dem Besucher einen Sessel bot, den indessen dieser unbeachtet ließ. „Ich werde mich an dem gegen meinen Sohn geplanten Raube in keiner Weise betheiligen, Herr Justizrath," versetzte sie scharf. „Das Ganze ist ein Unsinn, vom Fieber diktirt, eine Ausgeburt der Krankheit. Meine Nichte bleibt weder hier im Hause, noch bekommt sie irgend ein Geschenk."

Dahlberg erschrak nicht wieder, aber seine Empörung riß ihn hin. „Wie," rief er, „Sie wollen das unglückliche Kind verstoßen, Frau Berning? Unmöglich!"

Die Dame zuckte die Achseln. „Ich heiße die ungern Geduldete, Fremde gehen, Herr Justizrath, das ist eben Alles."

Die Augen des ehrlichen Mannes flammten. „Aber," rief er voll Entrüstung, „wissen Sie denn so ganz gewiß, ob nicht Ihr verstorbener Herr Gemahl für diese Bestimmungen seine speziellen Gründe hatte, Frau Berning?"

Jetzt erschrak sie so heftig, so plötzlich, daß es ihm nicht verborgen bleiben konnte. „Gründe, Herr Justizrath? — Gründe? — Hat Ihnen Andreas irgend eine Mittheilung gemacht?"

Das war heiser, kaum verständlich hervorgestoßen, wie in Todesangst.

Dahlberg schwankte. Ein Ja, ein halbes Zugeständniß nur, und der Sieg war erreicht, aber um den Preis einer Lüge, vielleicht gar der Beschuldigung eines Todten. Nur Sekunden währte der Kampf, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, Frau Berning, kein Wort."

„Ach!“ — Die Dame preßte das Taschentuch gegen ihre Lippen, sie zitterte, aber das aufsteigende Roth ihrer Stirn ließ erkennen, wie sehr sie gereizt worden war. „Ich halte unsere Unterredung für beendet, Herr Justizrath,“ setzte sie aufstehend hinzu. „Mein Entschluß steht ganz fest, das Kind muß sogleich nach der Beerdigung aus dem Hause.“

„Und wohin, wenn ich fragen darf? Toni ist ohne einen Heller Vermögen, Madame, soll Ihre Nichte in das Armenhaus wandern?“

Frau Berning zuckte die Achseln. „Möge es ihr wohlergehen, ich bekümmere mich um ihr Loos in keiner Weise.“

Der alte Herr ergriff den Hut, welchen er im Eifer der Unterredung auf den Tisch gelegt hatte. „Das vergebe Ihnen der Himmel,“ polterte er. „Ich empfehle mich, Frau Berning.“

Sie lächelte, ihr Kopf hob sich stolzer, freier. „Noch Eins, Herr Justizrath, wenn ich bitten darf! — Das sogenannte Testament ist doch jedenfalls mein Eigenthum, nicht wahr? Sie haben ohne Zweifel die Güte, das Blatt hier zu lassen, wogegen ich Sie ersuche, mir gefälligst Ihre Rechnung einsenden zu wollen.“

„Danke verbindlichst, Madame,“ rief er beinahe grob. „Der Bogen Papier ist von mir bezahlt worden, der Schreiber auch, ich wüßte also nicht, was bei der Sache etwa Ihr Eigenthum wäre. Empfehle mich gehorsamst.“

Er war hinaus, ehe sie ihn zu halten vermochte, und richtig steckte in seiner Tasche das fatale Dokument, dessen Inhalt sie so gern vor aller Welt, am liebsten vor ihrem

eigenen Bewußtsein verborgen hätte. Das eine bittere Gefühl verdarb fast den ganzen berauschenden Triumph, aber dennoch brach sich die unerwartete Freude mehr und mehr Bahn. Noch vor einer halben Stunde hatte sie hinausgesehen in die unwirthliche Novembernacht und hatte Alles verloren gegeben, umsonst kämpfend gegen die Uebermacht des Verhängnisses, jetzt plötzlich schien die drohende Gefahr beseitigt, sie blieb nach wie vor im Besitz, Niemand durfte ihr Gesetze geben, Niemand sie zwingen, ein verhaßtes Wesen neben sich zu dulden.

Eine Lampe ergreifend, schritt sie festen aufrechten Ganges durch den Korridor bis in das Sterbezimmer und scheuchte hier mittelst einer einzigen gebieterischen Handbewegung die Wache haltende alte Frau aus dem Gemach. Dann, als sie allein war, trat sie zum Bett und warf das verhüllende Tuch bei Seite, ihre Blicke suchten ohne eine Spur von Rührung oder Scheu die Züge des Todten, mit dem sie zwanzig Jahre hindurch eine so trostlose, herzerkältende, unglückliche Ehe geführt, den sie während der letzten Zeit sogar gehaßt, bitter und schrecklich gehaßt, jetzt war das Alles vorüber, Alles verwischt, als sei es nie gewesen.

Frau Regine legte ihre warme, von Brillanten funkelnde Hand auf die eiskalte Stirn des Todten. „Schlaf, Andreas," sagte sie halblaut, als spreche sie noch zu ihm, „schlaf, heute mache ich mit Dir meinen Frieden."

Und dann ließ sie das Tuch wieder herabfallen. Es gab für diese schaurige Nacht ja noch einen anderen Besuch, eine andere als diese marmorblasse, vom Tod ge-

küßte Stirn, welche sie sehen, einen anderen Triumph, den sie genießen wollte.

In einem kleinen, nach hinten belegenen und nur mit den einfachsten Einrichtungsstücken versehenen Zimmerchen stand im Winkel ein Bett und an dieses trat leisen Schrittes, den Lampenschirm herabgeschlagen, die stolze seidenrauschende Dame. Beinahe geräuschlos war sie gekommen und erschrak daher heftig, als ihr trotz aller Vorsicht dennoch vom Kissen her zwei dunkle Augen mit dem deutlichen Ausdruck der Angst entgegensahen. Auf dem Bette lag ein junges, vielleicht zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen, dessen rosiges Gesichtchen in der frischen weißen Umgebung wie eine Blume voll seltenen Liebreizes erschien. Braune Locken überflutheten rings das Kopfkissen, ein zierlich geformter Arm hatte sich von der zwingenden Umhüllung freigemacht und der sanft gebogene Hals zeigte eine Rundung, die jeden Bildhauer entzückt haben würde. Das Schönste aber waren die großen rehbraunen Augen mit ihren langen seidenen Wimpern, der ganze Ausdruck war Herzensgüte und Unschuld, mit welchem das Kind emporsah. „Tante,“ flüsterte Toni, „o liebe Tante, ich habe in dieser Nacht so viele fremde Schritte hier auf den Gängen und Treppen gehört, es ist doch dem armen Onkel nichts geschehen?“

Frau Regine blieb auch hier, auch dieser bittenden Kinderstimme gegenüber ungerührt, ja ihre kalten grauen Augen schienen sogar von der bloßen Gleichgiltigkeit zum Hasse, zur versteckten Leidenschaftlichkeit überzugehen, sie freute sich des Schlages, der aus ihrer Hand das junge,

wehrlose Geschöpf treffen sollte. „Herr Andreas Berning ist in dieser Nacht gestorben!“ sagte sie ohne alle Vorbereitung und wandte sich dann ab, um das Zimmer zu verlassen.

Ein Schrei entrang sich den Lippen der Kleinen. „Todt!“ rief sie mit dem ganzen Schauder, welchen das traurige Wort den Kinderherzen einzuflößen pflegt, „liebe Tante, laß mich nicht so allein — im Dunkel — bleib' doch bei mir —“

Frau Regine ging so ruhig, als habe sie nichts gehört, aus dem Zimmer. Um ihre Mundwinkel zuckte ein böses, grausames Lächeln.

2.

Fünf Jahre waren seitdem verflossen, eine Ewigkeit, wenn sie drohend unter dem Drucke mißlicher Verhältnisse vor uns liegen, ein Nichts, wenn sie durchlebt sind, gleichviel ob unter Thränen oder Jauchzen.

Zwei junge Männer saßen nebeneinander in einem kleinen, zum Comptoir eingerichteten, aber dennoch mit Eleganz und Behaglichkeit möblirten Kabinet, der Eine rauchend, vor sich auf dem Tisch die Glacés und das Cigarrenkistchen, der Andere offenbar hier zu Hause, im bequemen Anzug und mit der Brille vor den Augen, ein junger Advokat, der erst vor nicht langer Zeit seines verstorbenen Vaters Praxis übernommen hatte, Ernst Dahlberg, der Sohn des alten Justizrathes.

Sein Freund, höher und stattlicher als er, mit den lebhaften grauen Augen und der etwas hochmüthigen Haltung seiner Mutter, war Oskar Berning, der junge Ge=

bieter von Schorndorf, das er seit seiner Mündigkeitserklärung selbstständig verwaltete, oder vielmehr von gemietheten Dienstleuten verwalten ließ, ohne sich durch die langweiligen Arbeiten des Landwirthes in seinem vornehmen Müßiggang beeinträchtigen zu lassen.

Oskar war seit dem ersten Erwachen seines Denkvermögens daran gewöhnt, sich von der Mutter als sehr reich und zum Glücke, zum Genusse geboren bezeichnen zu hören, er hatte schon als Knabe immer über bedeutende Summen verfügen können und nur seinem persönlichen Wissenstrieb, seinem klaren, durchdringenden Verstande mußte er es verdanken, nicht zum mittelmäßigen, ja unfähigen und arroganten Menschen herangewachsen zu sein; Frau Regine in ihrer blinden Vergötterung des Einzigen, den sie liebte, hatte ihm immer nur gepredigt: „Sei glücklich!" nie aber irgend etwas Anderes, das ihm möglicherweise lästig oder beschwerlich werden konnte.

Oskar lernte spielend, er studirte, reiste und gewann eine allseitige Bildung, aber tief im Herzen war er der Egoist, zu welchem ihn seine Mutter systematisch erzogen hatte. Sein Ich galt ihm bei allem Geist und aller Liebenswürdigkeit doch als Mittelpunkt der Schöpfung, wenigstens unbewußt; er verleugnete sich das Widerwärtige, Unangenehme, strich es einfach aus dem Leben, ohne zu fragen, wie weit dadurch vielleicht die Rechte Anderer gekränkt werden würden. Auch jetzt sagte er mißtrauisch: „Ich sehe es Dir an, Du willst irgend eine Moralpredigt zum Besten geben, Ernst! — Kann ich der unter keiner Bedingung entgehen?"

„Schwerlich!“ war die etwas ironische Antwort. „Du mußt anfangen, den Werth des Geldes besser zu schätzen, Oskar, auch ein Brunnen —“

„Danke schön! erspare Dir aber, bitte, die Fortsetzung, mein Lieber. Es wird hoffentlich noch für einige Zeit reichen.“

Der Advokat schüttelte den Kopf. „Du bist ein wohlhabender Mann, Oskar, jetzt noch, obwohl sich Deine Einnahmen von Jahr zu Jahr verschlechtern. Dein Vater häufte Kapital, er verdiente fortwährend, Du läßt Dich auf das Unverschämteste bestehlen, Du zehrst vom Vermögen!“

Einen Augenblick schien der junge Elegant zu erschrecken. „Was macht man dabei?“ sagte er rathlos. „Soll ich selbst früh Morgens zu Pferde steigen und bis in die sinkende Nacht hinein Ackerknechte und Drescher beaufsichtigen oder mit den Kornhändlern feilschen? Lieber gar nicht, als so leben.“

Dahlberg zeichnete Figuren auf den Rand seiner Mappe. „Das ist mir unbegreiflich,“ versetzte er. „Mein Himmel, besäße ich im lieben Vaterlande solch’ einen prächtigen Herrensitz, solche Länderstrecken — ach, nur den zehnten Theil davon! — ich wäre glücklich wie ein Gott!

Aber es handelt sich hier nicht um mich,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Du mußt wenigstens den Aufwand der letzten Jahre künftig etwas mindern, Oskar, mußt den Hausstand in seinen Ausgaben beschränken, anstatt der sechs oder zehn Luxuspferde deren zwei halten und namentlich nicht so viele Kostbarkeiten — ein theures Spielzeug! —

erstehen wollen. Der Anbau mit seiner inneren Einrichtung hat allein zwanzigtausend Thaler gekostet, während er keinen Pfennig wieder einträgt.“

Oskar antwortete nicht, seine Seele war von der Umgebung des Augenblickes so weit entfernt, daß ihm die Worte des jungen Advokaten völlig verloren gingen. Er sah vor sich ein aristokratisch ausgestattetes, in blau und weiß dekorirtes Boudoir und als schönsten Schmuck desselben ein junges reizendes Mädchen mit braunem Lockenhaar und Augen — ach Augen, die er seitdem nie wieder vergessen konnte, die ihn heimlich überall hin verfolgten und seine Ruhe zu verwirren drohten. Auch mit ihr hatte er von seinem Gute gesprochen, auch sie entwarf Bilder und Pläne und er saß lauschend, als sei das junge Wesen ein überirdisches Geschöpf, ihre Stimme die des Schicksals. Weiße Mondstrahlen hatten das lockige Haupt umspielt, hatten wie Schatten und neckische silberne Elfenreigen das ganze kleine Zimmer durchgaukelt, indeß die jungen Lippen so verlockende Bilder malten und von allem Schönen, allem Edelsten des Lebens zu ihm sprachen. „Wäre ich an Ihrer Stelle,“ sagte das Mädchen mit den Sternenaugen, „dann sollte mein schönes Schorndorf ein Stückchen Eden schon auf Erden sein. Die meilengroße Haide ließe ich urbar machen, der Fluß am anderen Hauptwege gäbe hundert und aber hundert kleine Kanäle, und all' die armen Tagelöhner aus den schlechten Dorfhütten besäßen eine schöne ertragsfähige Heimath, sie könnten für ihr Alter etwas vor sich bringen und könnten ihre Kinder zu tüchtigen nützlichen Menschen erziehen; jedes kleine Anwesen

mit dem Gärtchen und den Fruchtfeldern rings umher wäre wie ein sichtbarer lebendiger Segenswunsch für mich! — so aber fliegt über die unwirthliche Haide nur der Kiebitz und in ihrem Boden liegen ungehoben die Schätze, welche Hunderten zu Glück und Frieden dienen könnten!"

Es war ihm, als höre er die leise melodische Stimme und als sehe er das prophetisch blickende Wunderauge des Mädchens. „Mein Schorndorf!" hatte sie gesagt, „mein schönes Schorndorf!" — Das klang so eigen zärtlich und voll Wehmuth, es ließ ihm das Herz in der Brust pochen wie zum Zerspringen. Er wußte, daß damals seine Lippen ihre Hand gesucht und gefunden, daß er leidenschaftliche Worte geflüstert, er erinnerte sich der Thräne, die in ihren Wimpern wie ein klarer Demant erglänzte. —

„Woran denkst Du so lebhaft?" fragte der junge Advokat. „Ich wollte Dich nicht erschrecken, Oskar."

„Was —?"

Und Berning fuhr auf wie aus tiefem Traum. „Vergib, Ernst, ich hörte nicht gleich. Was war es doch?"

Dahlberg lächelte. „Ich warnte Dich, Oskar," versetzte er, „ich sagte Dir, was Du meines Erachtens nothwendig erfahren mußtest, nun handle, wie es Dir passend scheint. Ich habe übrigens für Dich heute noch eine andere, vielleicht interessantere Botschaft!"

„Und die wäre?" sagte schwerathmend der junge Gutsherr. Es galt ihm gleich, was Ernst antworten würde, er sprach nur aus Höflichkeit die wenigen Worte.

Der Advokat schien am Tabakskasten emsig beschäftigt, er hatte sich so placirt, daß Oskar unmöglich sehen konnte,

was in seinen Zügen vorging. „Du weißt doch," begann er, „ich sagte Dir damals von dem seltsamen Dokument, das ich unter meines Vaters Papieren vorfand und dem von der Hand des Verstorbenen einige Notizen beigefügt waren, die es als den Entwurf eines Testamentes bezeichneten. Dein armer Papa starb, als schon die Feder in seiner erkaltenden Hand lag — Du kennst alle Einzelheiten der Sache, Oskar, Du weigertest Dich ganz entschieden, den ausgesprochenen Willen Deines Vaters zu erfüllen und —"

„Und jetzt hat Dir vermuthlich meine schätzbare Cousine einen thränenreichen Brief geschrieben, nicht wahr, Ernst?" unterbrach mit spöttischem Tone der junge Gutsherr. „Sie ist monatelang ohne Stellung gewesen, oder krank, oder sie brannte ab, was war es? Jedenfalls bittet sie Dich auf sechs Seiten, mein Kieselherz zu erweichen und ihr wenigstens hundert Thaler zu verschaffen, ist es nicht so?"

„Nein!" antwortete gelassen der Advokat, „nichts von Allem dem, Oskar. Wohl aber habe ich ganz unerwartet entdeckt, daß Deine verstoßene Cousine identisch ist mit einer jungen Dame, die wir Beide kennen — mit Fräulein Armfeld, der Gesellschafterin der schönen Gräfin Hartenstein am Schloßberge."

„Was sagst Du da? — Was --?"

Berning war leichenblaß geworden, sein Auge glühte, seine Brust hob sich schwer wie im Ringen nach Luft. „Die? sagst Du — die?"

Dahlberg nickte. „Das schöne liebenswürdige Mädchen," setzte er halblaut hinzu, „diese prachtvolle Erscheinung, ganz

Dame, ganz fein erzogen und doch von so hinreißender Natürlichkeit. Entsinnst Du Dich ihrer, Oskar?“

Die Frage klang wie bitterer Spott, sie berührte gleich einem ätzenden Tropfen die Wunde im Herzen des jungen Gutsherrn. „Flüchtig!“ versetzte er, „ich glaube wohl. Aber darum handelt sich's hier nicht, Ernst! Kennt sie den Inhalt jenes verrückten Testamentes? Denn daß ich der Sohn ihres Onkels bin, muß sie ja nothwendig wissen.“

„Wahrscheinlich wenigstens. Saht Ihr Euch denn früher niemals, Du und sie?“

„Niemals; ich befand mich auf der Universität und kam selten nach Hause, nicht einmal den Namen erinnere ich mich gehört zu haben. Aber sprich doch, Ernst, kennt sie den Inhalt jenes Blattes? Natürlich, ich lese es von Deiner Stirn.“

„Wahrhaftig,“ versetzte Dahlberg, „ich glaube es, ohne diese Annahme zur Behauptung erheben zu wollen. Es schien mir so, weiter kann ich nichts sagen.“

Auf Oskar's Stirn loderte der Zorn. „Du bist sehr gütig,“ rief er spöttisch, „ha, ha, ha, die Erfindung ist durchsichtig, mein Guter. Sie hat aus Deiner Hand das Dokument erhalten.“

„Oskar!“

„Was beliebt? — Aber weshalb ereifere ich mich?“ setzte er achselzuckend hinzu. „Zeige ihr, was Du willst, thue, was Du nicht lassen kannst, mir gilt es gleich. Ich bin in meinem Rechte, die ganze Welt darf erfahren, daß ich nicht geneigt war, einer Unbekannten, noch dazu einem Geschöpf, das meiner armen Mutter tausend Thränen, ja

das ganze Glück ihrer Ehe kostete, fünfzigtausend Thaler zu schenken. Ein Verrückter, wer es thäte!"

Er hatte die Cigarre in den Winkel geschleudert und streifte jetzt hastig die Handschuhe über seine Finger. „Adieu Ernst, ich möchte Dich nicht länger stören."

Der junge Advokat schüttelte den Kopf. „Oskar, willst Du mir nicht soviel Zeit lassen, um mich zu rechtfertigen? Es ist eine Erbärmlichkeit, deren Du einen langjährigen Freund ohne Weiteres zeihst."

Oskar zuckte die Achseln. „Halte das, wie Du willst, guten Abend!"

Und dann war er fort, das heimlich blutende Herz verschanzt hinter einem erkünstelten Aerger, die Wunde verhüllt, aber schmerzend. Er ging in furchtbarster Aufregung direkt zum Schloßberge und in das Palais der Gräfin Hartenstein. Wie hatte ihn die Nachricht seines Freundes bis in's Tiefste erschüttert, wie schonungslos das Traumbild der letzten glücklichen Monate zerstört. Er kam ja oft in das Haus der fashionablen jungen Wittwe, öfter als irgend einer jener Cavaliere, die gleich ihm ihre Tage verbringen, indem sie schönen Frauen den Hof machen und in Gesellschaften und Konzerten als die Elegantesten der Eleganten brilliren, er war immer gern gesehen, vielleicht gerade weil die aristokratischen Reize der Gräfin Emilie auf ihn keinen Eindruck hervorzubringen schienen, weil all' ihr gepriesener Zauber an ihm seine Macht verlor und er mit dem Titel des „jungen Greises", den ihm die blonde Fee in halbem Aerger verliehen, thatsächlich ganz einverstanden schien. Sie ahnte ja nicht — Niemand

ahnte es — weshalb er so häufig kam. Im Vorzimmer begegnete ihm zuweilen die Gesellschafterin, das dienende, vornehm übersehene Mädchen, er hörte ihren sanften, freundlichen Gruß, er berauschte sich in den Blicken dieser Wunderaugen und konnte oft, wenn die wechselnde Laune ihrer Gebieterin sie plötzlich zwang, sich an das Instrument zu setzen, alles Andere, ja das Leben selbst vergessen im Brausen und Stürmen dieser Töne. „So singt es in den Birken der Haide," hatte sie ihm gesagt, „so klagt es und ächzt, wenn der Novemberwind darüber hinfährt, hören Sie es nicht, Herr Berning? — und so tanzen auf den tausend und tausendmal tausend röthlichen Blüthenglocken in Sommernächten die Elfen ihren Reigen!" —

Und allmählig wurden sie vertrauter, er und das schöne ernste Mädchen. Es geschah nicht unabsichtlich, wenn er oft zu einer Zeit, wo Gräfin Emilie niemals Besuche empfing, im Palais erschien und dann mit der Gesellschafterin ein Viertelstündchen unter vier Augen plauderte, immer dabei ihre Hand in der seinigen haltend, immer tiefer verstrickt in den Bann, aus dem er selbst nicht mehr frei zu werden strebte, glücklich zum ersten Male, beinahe von Ehrfurcht erfüllt, diesem jungen, liebreizenden Wesen gegenüber, eifersüchtig auf das Geheimniß, das er und sie zusammen vor der ganzen übrigen Welt verborgen hielten, in letzterer Zeit aber doch nicht mehr völlig stumm, wenn auch noch von dem geforderten und gegebenen Versprechen um einer Spanne Breite entfernt, noch nicht gebunden durch das Wort. Er hatte mit ihr am Fenster gestanden und sie leise zu sich gezogen, bis ihr Kopf an seiner Schulter

lag, bis er die Thränen von den seidenen Wimpern küßte — und da quoll es heiß vom Herzen herauf und wurde zur Frage: „Toni, bist Du mir gut?“

Sie sah ihn nur an, dann traten dritte Personen dazwischen und später mußte sie singen und spielen, ihre Gebieterin befahl. Wie es jubelte und jauchzte, wie es tausend Grüße brachte für ihn, den unaussprechlich Glücklichen — und wie es dann so eigen wehmüthig leise verhallte, wie Vogelstimme am Abend, fast als sei es ein Abschied, eine Trennung, die Herz vom Herzen riß. Er sah im Geiste sein Heimhaus, das alte Haideschloß mit den hohen Erkern und Thürmen, und sah sich am Fenster stehen, aber allein und blaß und voll tödtlichen Grames — was war das? Hatte er sie verloren, das Leben von seinem Leben? — Er fuhr auf, die Musik war verklungen, erste Dämmerung webte um das braune Lockenhaupt ihre Schatten und leise klopfte ihn Gräfin Emiliens Fächer auf den Arm: „Träumen Sie, mein Freund?“

Ja, er hatte geträumt, es war eine Vision, die ihn plötzlich überfiel, und nur mit Mühe bezwang er sich äußerlich. „Sie sagen kein Wort,“ fügte die junge Wittwe hinzu, „Sie sind also durchaus Barbar, gänzlich blasirt? — So hat meine kleine Toni niemals gesungen und gespielt!“

Da beugte er sich und küßte stumm die Hand der Künstlerin, wie er es auch einer Königin gethan haben würde, Gräfin Emilie blickte befremdet, Toni aber entfloh aus dem Zimmer — gewiß, er hatte im Fluge gehört, daß sie schluchzte, er allein, er wußte es gewiß.

Und so stand denn sein Entschluß, heute mit offener ehrenhafter Werbung hervorzutreten, unwiderruflich fest. Da kam Ernst und warf durch die unselige, so ganz unerwartete Mittheilung plötzlich in all' das junge, sprossende Glück einen schweren Stein, vernichtete es, verwandelte das Blut des furchtbar Getäuschten in Gift, tödtete ihn fast, indem er ihm sein Ideal in Trümmer schlug.

Wie viel weiblichen Unwerth hatte Oskar kennen gelernt, wie oft, wie hundertfach war er, der reiche Mann, aus egoistischen Gründen schmählich hintergangen worden, bis zuletzt ein tiefes, unvertilgbares Mißtrauen seine Seele überschlich. Jedes herzliche Wort wurde für ihn zur Lüge, jedes Entgegenkommen war von gemeiner Habsucht diktirt, die gebotene Freundschaft nur feile Schmeichelei — bis er das Mädchen mit den Wunderaugen kennen lernte und zum ersten Male einem menschlichen Herzen glaubte, zum ersten Male sein Ich, nicht sein kolossales Vermögen geliebt wähnte.

Jetzt lachte er bitter und spöttisch. Gerade Diese! — Diese! — und sie hatte ihn so vollständig umgarnt, so ganz getäuscht! — aber er wollte ihr zeigen, daß es doch nicht so leicht war, ihn zu hintergehen, daß ihm immer noch Muth und Kraft genug blieb, das Spinnennetz zu zerreißen und aus dem Kampfe als Sieger hervorzugehen. Toni hatte von jeher gewußt, wer er war, ja sie kannte sogar den Inhalt des Testamentes — deshalb also ihr Interesse für ihn, ihr offenbares Entgegenkommen.

Ein ehrliches freies Wort und er hätte sie achten können, er hätte durchaus keinen Anstand genommen, sie trotz

des früher Geschehenen zu seinem Weibe zu machen, — so aber nie!

Ihre Strafe sollte bitter und demüthigend sein, Toni sollte leiden, wie er litt.

Im Vorzimmer begegnete sie ihm wie gewöhnlich. Ihr graues Kleid mit dem breiten Besatz aus Sammt und der ponceaufarbigen Schleife hob auf das Vortheilhafteste den geschmeidigen Wuchs hervor, ihr gesenkter Blick, ihr tiefes Erröthen ließen sie doppelt reizend erscheinen. Toni wußte es, an diesem Abend würde Oskar sie der Gräfin als seine Braut vorstellen.

Ihm schlug das Herz zum Zerspringen, aber die erlittene Täuschung schmerzte zu tief, das Mißtrauen, der verwundete Stolz ließen ihn alles Andere vergessen.

Seine Verbeugung war kalt und hochmüthig. „Ist Ihre Herrschaft zu Hause?“ fragte er in einem Tone, als stände vor ihm der gewöhnlichste Bediente. „Haben Sie die Güte, mich zu melden.“

Das junge Mädchen sah ihn an, sie erbleichte plötzlich, sie griff mit der Rechten wie tastend nach einem Stützpunkt. „Was war das?“

Er freute sich im eigenen blutenden Herzen ihres Erschreckens. Mochte sie leiden, mochte sie tausendmal das falsche Spiel verwünschen!

Er wurde hier im Hause schon längst nicht mehr gemeldet, das war nur gesagt, um zu verletzen, und so ließ er sich denn an Gräfin Emiliens Seite nieder, um ihr — zum ersten Male — in entschiedenster Weise den Hof zu machen. Nie hatte er so viel Witz entfaltet als an diesem

Abend, nie war seine Konversation so blendend und fesselnd wie eben heute; nur die Gesellschafterin schien er nicht zu bemerken, und als Gräfin Emilie ihr befahl, das Lied von gestern zu wiederholen, da schüttelte er mit einer Geberde komischer Verzweiflung den Kopf. „Lassen Sie sich erweichen, Gnädigste, diese gesungenen Thränen sind mir fürchterlich!“

Und die Weltdame lachte. „Gesungene Thränen! Das werde ich weiter verwenden, Berning, aber Ihr Ruf als Herz von Eis dürfte freilich dadurch nur noch um einen Grad mehr —“

„Ich von Eis?“ unterbrach er halblaut mit bedeutsamem Blick, „und Gräfin Emilie ist es, die das behauptet?“

Sein Ton verwirrte ihre gewohnte Sicherheit. Vielleicht hatte seine Hand flüchtig ihre Finger gestreift, sie begriff nicht, was mit ihm vorgegangen war. Ein Verdruß an anderer Stelle, zerschellte Hoffnungen, die er zu überwinden strebte?

Aber gleichviel, weshalb nicht eine flüchtige Tändelei, ein Spiel mit dem verheerenden Feuer? Es ist so angenehm, sich über die Langeweile des Alltags zu erheben, indem man einer süßen, belebenden Aufregung Raum gibt, es taucht die ganze Welt um uns herum in Rosenschimmer selbst eine holde Täuschung zu nähren und sie dem Anderen einzuflößen.

Toni ging wie zufällig in das Nebenzimmer — Oskar bemerkte es mit verstohlenem Triumph — und dort stützte sie die brennende Stirn gegen das Fensterglas. Was war

seit gestern geschehen? Sie kannte ja den Geliebten, jeden Tonfall seiner Stimme, jeden Blick; er affektirte diese plötzliche, übersprudelnde Laune, er lachte aus Verzweiflung.

Aber es gab für sie keine Frage, kein Recht, auf das sie pochen durfte. Elegante müßige Cavaliere scherzen so häufig mit jungen Mädchen in ihrer Lebensstellung, vielleicht kommt dann plötzlich die Furcht vor einer ernsteren, nie beabsichtigten Wendung, und durch einen Blick, ein ungreifbares, unnennbares Etwas wird die Bedauernswerthe, um ihr ganzes künftiges Glück Betrogene zurückgedrängt in die untergeordneten gesellschaftlichen Verhältnisse, denen sie angehört.

Schwere Thränen fielen auf die erblaßten Wangen herab, Toni flog hinauf in ihr eigenes kleines Zimmer ganz oben im Erker, dem Himmel am nächsten, da konnte sie am fernen Horizont die Thürme von Schorndorf erkennen und der Wind brachte ihr über die Haide den Gruß von der verlorenen Kindesheimath — Toni schluchzte wie damals, als nach der Beerdigung des Onkels die Tante sie ohne alle Vorbereitung mit sich in die Stadt nahm und der Vormundschaftsbehörde überlieferte, dem Kinde jetzt erst sagend, daß es nicht mehr nach Schorndorf zurückkehren werde, nie — nie im Leben.

Heute schlich wieder das Grauen von damals, das schreckliche Gefühl des Alleinseins in Toni's umdüstertes Herz, aber dennoch, was war jener Schmerz gegen diesen, gegen den Verlust, der sie heute betroffen?

Stunden vergingen, ehe sie wieder im Besuchszimmer erschien, weder die Gräfin noch Oskar hatten ihre Ab=

wesenheit bemerkt, ja, als er sich endlich verabschiedete, da nannte er diesen Abend den glücklichsten seines Lebens. „Empfangen Sie künftig Niemand als nur mich, Gnädigste,“ hatte er gesagt, „dann erst wird mir in dem kleinen traulichen Raume ganz wohl. Auch die Dienstboten sind eine unbequeme Zugabe.“

Die junge Frau erhaschte im Fluge den Streifblick, der ihre Gesellschafterin traf. Was war das? Aber sie würde es erfahren, und dann —

Oskar ging langsamen Schrittes über die Felder nach Schorndorf. Draußen im Freien verwandelte sich allmählig der sprühende Zorn in stillere Trauer. „Jedes Wesen hat für sich, für sein Dasein einen Freund,“ dachte er seufzend, „nur ich nicht. Ob es wirklich der rechte Weg war, auf dem mich meine Mutter das Glück des Lebens suchen lehrte? Aber still davon: was sie that, geschah in jedem Fall aus Liebe zu mir.“

Er war ungewöhnlich weich gestimmt, das Bild des beleidigten Mädchens verließ ihn nicht mehr, und als er später seiner Mutter gegenüberstand, fragte er ganz plötzlich: „Mütterchen, erzähle mir doch einmal Näheres von der Cousine, welche hier im Hause erzogen wurde. Toni Armfeld, nicht wahr? Wo lebt sie jetzt?“

Frau Regine erschrak heftig. „Hat sie Dir geschrieben, Oskar?“

Er schüttelte den Kopf. „Keine Zeile, Mutter. Hieß sie nicht Toni Armfeld?“

Er probirte seine Kraft, indem er den Namen aussprach. Sein Gesicht blieb ruhig, aber es war ihm, als

halte eine eiserne Faust seine Kehle umklammert, als drehe sich unter dem alten Herrenhause der Boden. „Wo lebt sie jetzt, Mutter?“

Frau Regine athmete schwer. „Woher diese Frage?“ Oskar hatte seine Cousine kaum jemals gesehen. „Ich hörte nie wieder von ihr,“ versetzte sie achselzuckend, „das Kind war eine vollendete Heuchlerin und mir immer sehr antipathisch, sie hatte von ihrer Mutter das falsche Wesen, die gewann auch so spielend alle Herzen.“ Frau Regine war aschbleich geworden, eine Tasse, die sie ihrem Sohne bieten wollte, fiel klirrend auf den Teppich.

Aber seine Aufregung war so groß, daß er es nicht bemerkte. „Kanntest Du ihre Mutter?“ fragte er.

„Ich? — Ich? — Ja, ich war ihre Erzieherin. Sie hatte die schönsten Augen und das treuloseste Herz unter der Sonne.“

Und leise, nur gedacht, wiederholte er: „Die schönsten Augen!“

Der Abend verging sehr still, auf beiden Herzen lag uneingestandener Druck, Oskar küßte vor dem Scheiden seine Mutter beinahe wie ein müdes, trostbedürftiges Kind. „So wie es ist, kann es nicht bleiben,“ sagte er halblaut, „ich möchte nach Afrika, nach dem Nordpol, nur von hier fort.“

„Und mich allein lassen, Oskar? Thorheit, Thorheit, mein Herzensjunge! Dein Glück liegt weit näher, ist weit schöner als Du selbst ahnst. Heirathe die Gräfin Hartenstein, sie liebt Dich, ich weiß es.“

Oskar schauderte heimlich. Und das gerade heute!

Als er seine Mutter verlassen hatte, sah ihm diese mit gerungenen Händen nach. „Er ist unglücklich, mit sich und dem Leben zerfallen! Großer Gott, nach Allem, was ich für ihn opferte!“

— — — — — — — — — — — —

Früh am folgenden Morgen kam ein Brief des jungen Advokaten, worin er mit einigen kühl-höflichen Worten die weitere Führung von Oskar's Angelegenheiten zurückwies. „Du mußt Deine Ausgaben reduciren und zwanzigtausend baare Thaler herbeischaffen,“ schrieb er, „oder es ist Alles gefährdet. Aber das wird Dir ja jetzt Dein reicher australischer Onkel besorgen, Du weißt ohne Zweifel, daß er plötzlich wieder angelangt ist. Sieh zu, was sich machen läßt, Du bist nun gewarnt.“

Oskar's Herz schlug schneller. Das Alles geschah Toni's wegen, aus jeder Zeile sprach die bitterste Eifersucht. Er zerknitterte, von Mißtrauen und Groll zerrissen, den Brief, erst viel später fiel ihm ein, daß er ja seiner Mutter die Ankunft des Onkels anzeigen müsse. Der Alte würde doch sicher auf Schorndorf Quartier nehmen.

Frau Regine sah ihn an, als habe er etwas Entsetzliches gesagt. „Karl Berning?“ stammelte sie. „Unmöglich! Er ist todt, seit Jahren schon.“

Oskar erschrak. „Dahlberg schreibt es, Mutter! Aber mein Gott, was ist Dir denn, Du wirst ohnmächtig!“

Er umfaßte besorgt die taumelnde, wie irrsinnig blickende Frau. „Mutter, ich bitte Dich, was hast Du?“

Frau Regine schluchzte. „Wenn er kommt, Oskar, dann bleib' bei mir, mein Kind, verlasse mich nicht. Aber

— nein — nein, geh' ganz fort, Du sollst gar nicht mit ihm sprechen, ihn gar nicht sehen, vielleicht ist die ganze Erzählung nichts als ein Betrug. Irgend ein Abenteurer sucht uns zu täuschen. Ich werde ihn abweisen lassen, wenn er kommt."

Dabei aber zitterte sie an allen Gliedern; Oskar begriff nicht, was seine Augen sahen, die Mutter, sonst so kräftig, so über alle kleinen Schwächen erhaben, stützte sich schwer auf den Tisch, um nicht zu fallen. „Verbirgst Du mir irgend etwas?" fragte er halblaut nach längerer Pause.

„Ich?" Sie fuhr auf. „Ich? Wer es sagt, der verleumdet mich. Aber wahrscheinlich hast Du Deinen Onkel schon gesehen, hast mit ihm über frühere Verhältnisse gesprochen. Ja, ja, gestehe es nur, deshalb fragtest Du auch gestern nach den Angelegenheiten jenes Mädchens."

Er schüttelte den Kopf, unangenehm berührt im tiefsten Herzen. „Du irrst!" Das war Alles, was er hervorbrachte.

Frau Regine umschlang plötzlich laut weinend mit beiden Armen seinen Hals. „O mein Junge, mein Liebling," schluchzte sie, „geh' fort, geh' fort, er soll Dich nicht sehen. Ich spreche mit ihm, ich allein, überlaß das Alles mir, aber geh' Du jetzt gleich fort, damit er Dich nicht findet."

Oskar streichelte mechanisch ihren gesenkten Scheitel. „Nein, Mutter, im Gegentheil, ich werde ihn empfangen," sagte er ruhig. „Es gibt nichts, das ich scheuen müßte; weshalb sollte uns übrigens der alte Mann in irgend welcher Weise schaden wollen? Weshalb sollte er nicht

eine Zeit lang hier wohnen und freundlich aufgenommen werden?"

Die alte Frau schien sprechen zu wollen, aber das Wort erstickte in ihrer Kehle. Erst nach geraumer Zeit hatte sie sich soweit gefaßt, um äußerlich ruhig zu überlegen. „Ich kenne den Bruder meines verstorbenen Mannes nicht," sagte sie mit unterdrücktem Seufzer, „er war, als ich in die Familie trat, schon auf und davon gegangen, geflüchtet vielmehr, nachdem ihn die politischen Verhältnisse des Jahres 1848 aus Europa vertrieben hatten. Seitdem hielten ihn Alle für todt — was will er also jetzt in unserem Hause?"

Das fatale Gefühl in Oskar's Herzen dauerte fort. „Schrieb denn der Onkel nie?" fragte er.

Frau Regine schüttelte den Kopf, aber kein Laut kam über ihre Lippen.

Es wurde ganz still im Zimmer, nur die Fliegen summten und die Stutzuhr auf dem Sekretär tickte eintönig. Oskar sagte sich, daß ein bloßer gleichgiltiger Besuch seine Mutter unmöglich so hätte aufregen können, er beschloß, jedenfalls dem, was man ihm verbarg, auf den Grund zu sehen, und vergaß über die neue drohende Wolke am Horizont beinahe den Schrecken, welchen ihm Dahlberg's Mittheilung eingeflößt. Nur flüchtig dachte er des fehlenden Geldes — vom Onkel würde er es wahrhaftig nicht leihen.

Ein langer öder Tag schlich bleiern dahin. Als sich die Schatten zu senken begannen, hielt vor der Thüre ein Wagen und Oskar sah, wie seine Mutter zum zweiten

Male vom Schwindel erfaßt die Augen schloß. „Geh',“ murmelte sie, „geh'!“

Aber er blieb, ohne zu antworten, und eine halbe Minute später meldete der Diener Herrn Karl Berning. Im Rahmen der Thüre stand ein Greis, dem verstorbenen Gebieter dieses Hauses so ähnlich, so ganz in allen Einzelheiten ihm verwandt, daß Oskar unwillkürlich ergriffen die Hand ausstreckte. Hier war keine Täuschung, kein Betrug möglich, hier sprach die Stimme der Natur so unverkennbar deutlich, daß alle Worte überflüssig wurden. Und ein mildes, herzensgutes Gesicht hatte der alte Mann, so freundliche, vertrauenerweckende Augen — sein Neffe rief ihm ein fröhliches Willkommen entgegen, noch ehe er selbst die unbekannten Angehörigen begrüßte.

„Das lohne Dir Gott, mein Junge!“ antwortete mit fremdartigem Accent eine tiefe, wohlklingende Stimme. „Ich hoffe, wir wollen rechte Freunde werden, Sohn meines einzigen Bruders! Da, gib mir die Hand, Du hast das Auge und das Lächeln Deines Vaters!“

Dann sich zu der stumm und todesblaß dastehenden alten Frau wendend, ging er auch ihr entgegen, aber jetzt weit weniger herzlich als vorher, ebenso blaß und so ernst wie sie selbst. „Frau Schwägerin,“ sagte er, „ich habe Sie ohne Zweifel durch mein Kommen sehr erschreckt, wahrscheinlich glaubten Sie mich seit vielen Jahren begraben. Aber es ist nur eine einzige Auskunft, die ich von Ihnen zu erlangen wünsche, und fällt sie, was Gott geben möge, gut aus, dann soll alles Vergangene auf ewig vergeben und vergessen sein.“

Er stand nahe vor ihr, sein großes klares Auge fixirte ihren unruhigen Blick, wie halb betäubt wandte sie den Kopf. „Ich weiß nicht, was Sie von mir zu erfahren wünschen, Schwager Karl!“ kam es heiser und unverständlich über ihre Lippen. „Ich kann Ihnen schwerlich dienen, vielleicht hegen Sie ja auch Irrthümer. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Oskar hatte einen Sessel herbeigerollt und den Hut des Alten auf einen Tisch gelegt, sie mußte nothgedrungen die Einladung aussprechen.

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Noch nicht, Frau Schwägerin, es muß erst klar werden zwischen uns Beiden. Ich hege keinerlei Irrthümer und ich erwarte auch von Ihnen nur solche Aufklärungen, welche Sie jedenfalls geben können. Sagen Sie mir also, bitte, wo befindet sich die Tochter meiner Schwester, Toni Armfeld?“

Es mußte gerade diese Frage sein, welche Frau Regine erwartet hatte. Sie brauchte längere Zeit, um sich zu fassen. „Ich weiß es nicht!“ hörten dann die beiden Männer.

„Sie wissen es nicht, Frau Schwägerin? Seit wann?“

„Die Kleine kam im Alter von sechs Jahren zu uns, Herr Verning, und als mein Mann starb, in ihrem dreizehnten Jahre zurück in die Stadt. Seitdem habe ich von ihr nicht wieder gehört.“

„Wem überlieferten Sie denn das unglückliche Kind? Gottes Tod, Frau, weshalb verstießen Sie die Waise?“

„Onkel!“ rief jäh erröthend der jüngere Verning, „in diesem Tone dürfen Sie mit meiner Mutter nicht sprechen. Es war jedenfalls ihr Recht, was sie that.“

Die funkelnden Augen des Alten trafen plötzlich seinen Blick. „Das wollen wir für heute unerörtert lassen, mein Junge, es ist besser so. Wem hat Deine würdige Mutter das Kind überliefert, ich will es erfahren und müßte ich von hier zur Polizei gehen, um es herauszubringen.“

Frau Regine hob matt die Hand. „Ich konnte das Kind in meinem Hause nicht behalten, ich schuldete ihm keine Verpflichtungen, wahrscheinlich hat die Behörde eintreten müssen.“

„Das heißt doch auf gut Deutsch: es ist vom Armenwesen in Kost und Pflege gegeben worden! Verzeihe Ihnen das Gott, Madame, ich kann es nicht. Und weiter, Sie haben wirklich von dem jetzigen Aufenthalt des armen Kindes keine Kenntniß?“

„Keine — und ich wünsche auch darüber nichts zu erfahren.“

„Gut, von mir werden Sie sicherlich nicht zum zweiten Male belästigt. Daß ich mir aber an anderer Stelle gewisse Ueberzeugungen verschaffen will, daß ich, wenn es sein muß, jede Waffe brauche, um zum Sieg zu gelangen, darauf dürfen Sie sich verlassen. Jede Waffe, Frau Schwägerin! Ihre Handlungsweise verdient keine Schonung, Sie haben —“

„Onkel, ich muß Sie bitten, sich zu mäßigen!“ rief heftig der junge Mann. „Sonst —“

„Ja, ja, ich weiß schon, es ist eben Deine Mutter und Du willst sie nicht beleidigen lassen. Brav von Dir, mein Junge. Empfehle mich, Frau Schwägerin!“

Er ging, ohne im Hause seines Bruders einen Bissen

gegessen, ja ohne nur einen Stuhl angenommen zu haben, mit dröhnenden Schritten zum Zimmer hinaus, gefolgt von Oskar, dessen Rechtsgefühl ihm verbot, dem Onkel Toni's Aufenthalt zu verschweigen. Was er wußte, das würde er unter keinen Umständen verleugnet haben. „Einen Augenblick, Onkel," sagte er, „meine Cousine befindet sich als Gesellschafterin im Hause der Frau Gräfin Hartenstein am Schloßberge! Sie verzeihen, daß ich aus Schonung für die Mutter Ihnen diese Mittheilung erst jetzt mache."

Der alte Mann schüttelte traurig den Kopf, hier draußen stützte er sich schwer auf das Treppengeländer. „Seit heute Morgen ist sie nicht mehr dort," versetzte er leise. „O, diese Wilden, diese Barbaren! Man hat das arme Wesen schonungslos aus seiner letzten Heimath vertrieben, wohin? das weiß Gott allein, vielleicht in das zeitliche und ewige Verderben."

Oskar stand sprachlos, auf seinem hübschen, vornehmen Gesicht wechselten Röthe und Bläße. „Mein Gott," stammelte er, „das wußte ich nicht."

Der Alte fuhr durch sein eisgraues Haar, wie um die heiße Stirn zu kühlen. „Ich werde sie finden," sagte er beinahe ingrimmig, „Toni ist jetzt nicht mehr schutzlos. Sprich, mein Junge, lebt in dieser Stadt noch ein Mann, der vor Jahren zu meinen liebsten Freunden zählte, Meinhold Dahlberg, der Jurist?"

Oskar schüttelte den Kopf. „Er ruht seit Jahr und Tag, Onkel!"

„Und Fritz Soltau — Engelbrecht Mehrens?"

„Todt — lange schon!“

Es war fast schauerlich, so den weißhaarigen Alten im Staube längstvergangener Tage angstvoll forschen zu sehen. Bei jedem neuen Kopfschütteln des Neffen wurde er bleicher und immer bleicher. „Jetzt noch der Letzte,“ sagte er dumpf, „mein Waffenbruder, mein treuester Genosse — Rudolph Arning!“

„Gottlob,“ rief Oskar, „er lebt und ist wohlauf!“

„Die erste gute Botschaft!“ versetzte erfreut der alte Herr. „Lebe wohl, mein Junge, in dies Haus komme ich nicht wieder.“

Er ging, obwohl ihm Oskar freundlich zuzureden versuchte, kopfschüttelnd die Treppe hinab und der junge Gutsherr blieb mit seinen widerstreitenden Empfindungen allein. Zur Mutter konnte er in dieser Stimmung unmöglich zurückkehren, Alles in ihm gährte und tobte. Toni war also aus dem Dienste der Gräfin plötzlich entlassen oder freiwillig fortgegangen, jedenfalls seinetwegen. Ihm klopfte das Herz, als habe er ein Verbrechen begangen; schon vor der gewohnten Stunde stand er an diesem Tage in dem kleinen blauen Boudoir und sah sich heute besonders schmeichelhaft empfangen, zärtlich fast, es quoll etwas wie eine süße, wohlthuende Betäubung aus seinem Herzen zum Hirn empor, er gab sich dem Eindruck des Augenblickes widerstandslos hin und wagte nicht einmal im eigenen Bewußtsein zu reflektiren. Diese wenigstens war in ihrem Entgegenkommen aufrichtig, diese Frau liebte in ihm den Menschen, sein Ich, sonst gab es nichts, das sie, an Rang und Reichthum hoch über ihm stehend, hätte

suchen können. Alle seine Pulse schlugen, er flüsterte Worte, von denen im Grunde sein Herz nichts wußte, und als ihn beim Scheiden die schöne Emilie lächelnd fragte, ob er heute Niemand vermißt habe, da fühlte er den Klang wie einen heftigen körperlichen Schmerz. Sein Lächeln blieb indessen völlig unbefangen. „Fräulein Armfeld!" sagte er leichthin. „Wahrhaftig, jetzt erst bemerke ich, daß sie fehlt."

Und doch hatte er an diesem ganzen Abend nichts gedacht, nichts empfunden als nur die Marter der Trennung von ihr.

„Sie wurde unbequem," sagte mit ihrem bezauberndsten Lächeln die schöne Frau. „Ich liebe es, die Dekorationen meines Salons dann und wann zu wechseln."

Trotz aller seiner Fehler würde Oskar in jedem anderen Falle die Frivolität dieser Worte durch eine bittere Bemerkung gerügt haben, hier aber mußte er sich hüten, seine wahren Empfindungen zu verrathen. Ein Handkuß, ein bedeutsames Lächeln antworteten der Gräfin und dann ging der arme Thor, mit sich so zerfallen, so uneinig wie nie im Leben, direkt aus dem Boudoir der eleganten Dame in die finsteren Hinterstuben jener Ehrenmänner, die gegen fünfzig oder achtzig Prozent jungen geldbedürftigen Leuten zu helfen pflegen, und die er seit seinem sechzehnten Lebensjahr so wohl kannte. Die Mutter hatte ja allen derartigen kleinen Händeln hinter dem Rücken des Vaters immer bereitwilligst Vorschub geleistet, sie hatte anstatt jeder anderen Ermahnung nur wieder und wieder gesagt: „Sei glücklich, das ist die Quintessenz aller Lebensweisheit; ent-

ziehe Dir nichts, verdirb Dir keine Stunde, Du brauchst es nicht, denn Du bist reich!"

Heute dachte er wieder daran und ein bitterer Seufzer hob seine Brust. „Man bückt sich vor dem Besitzer des großen Vermögens, man schmeichelt ihm, man schätzt seinen klingenden Werth — was aber hat der Mensch davon? Er darbt inmitten seiner Schätze."

Es wurde ihm nicht allzu schwer, die fehlenden Summen aufzutreiben, daß dabei wieder drei= bis viertausend Thaler verloren gingen, durfte er im Augenblick nicht beachten. Und ganz von fern her erhob sich ja am Horizont eine neue verlockende Aussicht, die Heirath mit der reichen jungen Wittwe. Dann war Alles gut.

Alles? —

Er wollte nicht reflektiren. Vielleicht wenn er es gewagt hätte, würde sich der Unglückliche noch in dieser Nacht eine Kugel durch den Kopf geschossen haben.

Es gelang ihm diesmal nicht, unbemerkt an der Thüre seiner Mutter vorüberzuschleichen, Frau Regine hatte ihn gehört und er mußte eintreten, so sehr sich auch Alles in ihm gegen diese Unterredung sträubte. Die alte Dame sah so verstört, so blaß und unruhig aus, daß er heftig erschrak.

„Du warst bei dem Onkel, Oskar?" flüsterte sie. „Was hat er Dir erzählt? Glaub' ihm nichts, mein Liebling!"

Der junge Mann schüttelte den Kopf. Auch hier ein Mißklang — seine Mutter verbarg ihm irgend etwas Schimpfliches, er war vollkommen davon überzeugt, und der Gedanke verletzte ihn furchtbar. Ob es den todten Vater betraf, ob es —

Aber still, still, noch ein neues Gewicht der vorhandenen Last hinzugefügt und er hätte erliegen müssen. „Ich sah ihn nicht, Mutter,“ antwortete er, „ich werde ihm voraussichtlich auch überhaupt nicht wieder begegnen. Gute Nacht, Du beunruhigst Dich ohne Grund!“

3.

Am nächstfolgenden Spätnachmittag feierten im Wohnzimmer des alten Arztes zwei Jugendfreunde ein ebenso frohes als wehmüthiges Wiedersehen. Seit dem ersten Beginn ihrer Schulzeit waren sie Seite an Seite dahingegangen und hatten später als junge Brauseköpfe im Jahre 1848 der Revolutionspartei angehört, um dann plötzlich und ganz getrennt zu werden. Karl Berning ging nach Australien und Niemand hörte von ihm, selbst seine nächsten Verwandten, seine besten Freunde nicht ausgenommen, er galt für todt und der eigene Bruder, sowie dessen Frau waren es, die ihn jahrelang den Fragenden gegenüber als gestorben bezeichneten. Man hatte vergessen, daß er vor Zeiten hier gelebt, bis jetzt so plötzlich der verschollene Name wieder erklang und alte Erinnerungen wach wurden. Rudolph Arning glaubte immer noch seinen Augen nicht trauen zu dürfen. „Und welche Macht war es denn, die Dich heute nach fast dreißig Jahren wieder in die alte Heimath zurückführte, Du unruhiger Geist?“ fragte er nach der ersten herzlichen Begrüßung.

Der Australier schüttelte den Kopf. „Welche Macht, Rudolph? Ach, alter Junge, doch das Herz, trotz aller sogenannten Philosophie und alles vermeintlichen Gestorben=

seins — doch das Herz. Zuerst nach dem Zerschellen aller unserer Hoffnungen haßte ich das Vaterland, wollte es in seiner Schmach, seinen Ketten nie wiedersehen, durfte auch als politischer Flüchtling Keinem daheim ein Lebenszeichen geben, bis denn allmählig das Blut ruhiger floß und die Anforderungen der Gegenwart den Groll um Gewesenes erstickten. Neue Bande habe ich da drüben nicht geknüpft, bin ein Fremdling, ein Wanderer geblieben all' die vielen Jahre hindurch, aber das Glück war mir hold, ich erwarb Schätze, mit denen ich nichts anzufangen wußte; nur einmal vor langer Zeit —

Aber das bei Seite, vorerst wenigstens. Vielleicht lebte doch die Sehnsucht nach der Heimath in meinem Herzen immer heimlich fort, wenigstens beherrschte sie mich vollständig, als ich vor mehreren Monaten einem Landsmann begegnete und von ihm allerlei unerwartete Mittheilungen erhielt. Hermann Böhm, kennst Du den Namen, Arning?"

Der Doktor sah voll Ueberraschung auf. „Hermann Böhm?" wiederholte er. „Ich habe ihm noch im letzten Frühjahr einen Armbruch geheilt! Er war — aber hat er Dir nichts Besonderes erzählt, Karl?"

„Freilich," nickte Berning, „die Scenen aus dem Sterbezimmer meines unglücklichen Bruders, in das er gerufen worden, um bei Aufsetzung des Testamentes als Zeuge zu dienen. — Ich weiß Alles. O guter Gott, Rudolph, sie haben das Kind der armen Henriette verstoßen, nur um des schnöden Mammons willen. Du weißt, wie ich von jeher meine Schwester liebte, ich, der viel ältere Bruder, der als junger Mensch von achtzehn Jahren das jüngste nach-

geborene Nesthäkchen aus der Taufe gehoben hatte, der es gehen und sprechen lehrte — ach, Rudolph, es war mir als sei ich auf Erden der ärgste Sünder, daß ich so gleichgiltig und ruhig mit allen meinen Tausenden dahinleben konnte, indeß Henriettens Kind von fremden Leuten gemißhandelt wurde, indeß es vielleicht hungerte und —"

Der alte Mediciner legte mit ruhigem Lächeln die Hand auf den Arm des Erregten. „Vergissest Du mich, Karl? War ich nicht da, um Toni zu beschützen?"

„Du?" rief aufjubelnd Berning, „Du, Rudolph? O Du guter Mensch, Du wahrer, treuer Freund! Ich weiß es, die arme Henriette war das Ideal Deiner Jugend, bist Du ihr treu geblieben über das Grab hinaus? Hast Du ihr Kind geliebt im Andenken jener Tage?"

Arning schüttelte leise den Kopf. „Was wissen wir alten Knaben noch von Liebe?" sagte er, gutmüthig scherzend. „Ich habe den Platz in meinem Herzen und in meinem Hause, den Deine Schwester ausschlug, keiner Zweiten angeboten, das ist Alles, und ich habe später für Toni ein paar Jahre lang in einer guten Erziehungsanstalt das Kostgeld bezahlt, um sie für ihr demnächstiges Fortkommen heranzubilden — das kam so ganz von selbst, es konnte gar nicht anders sein, man braucht darüber kein Wort zu verlieren."

Die Augen des Australiers glänzten. „Ich will Dir von diesem Gelde keinen Groschen anbieten, Rudolph," sagte er herzlich, „keinen Groschen, obwohl ich nach deutschen Begriffen steinreich bin und Du über alle diese Tausende verfügen könntest wie über die Haare auf Deinem Haupte,

Du sollst das Bewußtsein der guten That ganz und voll behalten; nur danken darf ich Dir, wie irgend im Leben der Mensch dem Menschen dankt! Und nun sag' mir: wo finde ich das arme Wesen? Jedenfalls kennst Du ihren Aufenthalt."

Der Doktor sah sehr ernst aus. „Sie ist hier," antwortete er, „aber Du kannst sie nicht so plötzlich sehen, ich fürchte, ihr steht eine schwere Krankheit bevor. Nachdem sie mit der Gräfin Hartenstein als deren Gesellschafterin längere Zeit in Italien geweilt hatte, kam sie vor einigen Monaten mit jener Dame wieder hieher und lernte den bis dahin unbekannten Vetter von Angesicht zu Angesicht kennen, ja, mehr noch, sie liebt ihn und sie wurde geliebt, aber plötzlich —"

„Einen Augenblick," unterbrach heftig der Australier. „Ist es Oskar, von dem Du sprichst? Der Sohn dieser Frau mit dem Herzen von Stein! Er soll das arme Geschöpf nie wiedersehen, ich nehme Toni sogleich mit mir nach Adelaide."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Davon später," sagte er, „jetzt begleite mich, Du sollst sie von Weitem sehen, Ihr ganzes Wesen ist furchtbar erschüttert, Gott gebe nur, daß Alles gut ende."

Er ging voran bis in ein hübsch möblirtes Vorzimmer und gab dann, während er die Thüre des inneren Gemaches öffnete, seinem Freunde ein Zeichen, zu warten. Der Alte sah durch die Falten der Portière auf dem Ruhebett das verjüngte Ebenbild seiner geliebten frühverlorenen Schwester, dasselbe braune Lockenhaar, die wunderbar schönen

Augen, jeden Zug des theuren unvergeßlichen Gesichtes, aber — jetzt unter dem Banne des Fiebers entsetzlich blaß und unruhig, beim Anblick des Doktors in bittere Thränen ausbrechend. Es drängte ihn mit aller Macht, das arme heimathlose Kind an seine Brust zu ziehen, nur mit Mühe bezwang er sich.

Toni war so schwach, daß ihre Stimme kaum sein Ohr erreichte. Der Doktor fragte auch nur das Allernöthigste, er tröstete und beruhigte, vor Allem aber bat er das junge Mädchen, sich zu Bette zu legen. „Sie müssen es, Toni, Sie sind krank, mein armes Kind."

Die Unglückliche schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht, lieber Herr Doktor! — Ihre ganze Bequemlichkeit — Ihre Ruhe —"

Sie hatte sich erhoben, wie um zu fliehen, fiel aber beim ersten Schritte ohnmächtig in die Arme ihres alten Freundes. Eine Sekunde später stand Berning neben den Beiden, sein Auge blitzte, seine Faust ballte sich zornig. „Und dem Buben, der das verschuldet hat, sollte ich sie geben?" murmelte er. „Nein, nie, so lange ich lebe."

„Still!" ermahnte Arning. „Rechne wenigstens in diesem Augenblicke nicht voraus."

Und schaudernd schwieg der alte Mann.

— — — — — — — — — — — —

Während Toni ohne Besinnung dalag und der Bruder ihrer Mutter Tag und Nacht an ihrem Bette wachte, unterzeichnete Oskar Wechsel auf Wechsel. Er hatte einmal einen Tag damit verbracht, den Stand seiner eigenen Angelegenheiten kennen zu lernen, hatte das ungeheure

Deficit gesehen und muthlos den Kampf aufgegeben; Sümpfe austrocknen und öde Flächen zur Ertragsfähigkeit bringen — er schauderte — das war nicht seine Sache.

Jeden Morgen beschloß er, das Palais der Gräfin nicht wieder aufzusuchen und an jedem Abend trieb ihn die Vereinsamung des Herzens zurück in den gefährlichen Zauberkreis. Gräfin Emilie mit ihrer berückenden Schönheit, ihrem unermeßlichen Vermögen, hätte auch einen besonneneren Mann zu Thorheiten verleitet; dennoch aber gab es Augenblicke, wo sich Oskar eingestand, daß er Alles, was ihm gehörte, Alles, was er hoffte, getrost dahinwerfen möchte, um eine jener Stunden zurückzukaufen, in denen er Toni's Hand zwischen seinen beiden gehalten, wo er in ihren Augen die Gewißheit des Glückes zu lesen glaubte und mit keinem Sterblichen getauscht haben würde.

Wo sie sein mochte? Er hörte von ihr nichts wieder, auch der Onkel schien plötzlich verschwunden. Mißtrauen und Bitterkeit bemächtigten sich mehr und mehr seines Wesens, nur im Bannkreis der schönen Gräfin Emilie athmete er freier, obgleich doch nichts als der Wunsch, die heimlich Geliebte zu verletzen, ihm damals jene ersten übermüthigen Huldigungen diktirt hatte. Dann aber hatte er Feuer gefangen und ging mit mehr Sicherheit vor, die gehäuften Verbindlichkeiten der nächsten Zukunft konnten ihm keinen Schrecken mehr einflößen, er ließ sich sorglos, wie immer, die Dinge über den Kopf wachsen, obgleich selbst Frau Regine schon von den entstandenen Mißverhältnissen Kunde erhalten hatte und durch ihre angstvollen Fragen seinen Aerger nur noch heimlich vergrößerte. So

lange er unmündig war, legte sie Zins auf Zins, wo blieb denn während dieser kurzen drei Jahre das ganze große Vermögen?

Und schaudernd fragte sich die alte Frau, ob es wirklich richtig gewesen war, den einzigen Sohn so wenig zu ernster Thätigkeit, zu so ungemessenen Ansprüchen heranzuziehen. Sie wagte, als Klagen und Drohungen immer häufiger einliefen, eine leise Frage nach dem Stande der Dinge, aber Oskar antwortete dermaßen unfreundlich, daß ihr zu weiteren Forschungen gar keine Möglichkeit mehr blieb. Diese kleinlichen Geldangelegenheiten empörten ihn, er begriff nicht, daß das zum Dasein Nothwendige überhaupt auch fehlen könne, namentlich jetzt, wo Gräfin Emilie davon sprach, vor Eintritt der rauhen Jahreszeit nach Italien zu gehen, wo sie mehr als einmal darauf hingedeutet hatte, ihn in diesen angenehmeren südlichen Gegenden doch ohne Zweifel an ihrer Seite zu finden, während ihm doch für einen Winteraufenthalt in Rom oder Neapel nicht entfernt ausreichende baare Mittel zu Gebote standen. Es durfte gerade jetzt auf seinen Namen kein Makel fallen, die äußerlichen Verwirrungen mußten geschlichtet werden um jeden Preis, wenn auch nur für kurze Zeit. Erst einmal im rechtmäßigen Besitze der schönen vielumworbenen Frau, würde ja ein Bruchtheil ihres kolossalen Vermögens hinreichen, um alle seine Verpflichtungen zu decken. Schöner schmeichelnder Gedanke! Millionen! Ungezählte Schätze!

Oskar fühlte, daß er zum Ziel kommen müsse. Sollte das Bild einer armen, kleinen, bedeutungslosen Gesellschafterin so großen Erfolgen im Wege stehen? Sollte er

an dem Felsen jäh zerschellen und zu Grunde gehen, nur weil von oben das Antlitz der lockenden Lurley ihn verwirrte und des sicheren Haltes beraubte?

Lächerlich! —

Die schöne Frau saß neben ihm im niederen Divan, eine von Gazewolken verhüllte Ampel spendete rosiges Licht und Emiliens feine brillantengeschmückte Hand glitt spielend durch seine Finger. „In einer Woche werden wir aufbrechen, nicht wahr, mein Freund? Ich sage ‚wir‘, Du mußt an meiner Seite bleiben, oder das schöne Italien hätte für mich in diesem Jahre seinen höchsten Reiz verloren.“

Er nahm ihre Hand und legte den ganzen weichen üppigen Frauenarm um seinen Nacken, während er immer die Finger gefangen hielt, dann zog er die schöne Gestalt mit der Linken fest an das unruhig schlagende Herz. Ein leiser Zweifel, eine unabweisliche Ahnung hatten ihn trotz aller Vertraulichkeit, aller kleinen zärtlichen Rechte der letzten Zeit — selbst jetzt noch nicht verlassen. „In einer Woche?“ wiederholte er halblaut, „das ist zu früh — wenigstens für meinen glühendsten einzigen Wunsch.“

„Der Dich gerade hier zurückhält?“ fragte sie lächelnd.

„Gerade hier, wo mein Haus steht, wo die, welche ich liebe, mein Weib werden müßte. Wollen wir noch bis zum ersten Schnee in Deutschland bleiben, Emmy?“

Die schöne Frau blieb bei ihrer gewohnten graziösen Liebenswürdigkeit; weder das Herz schlug schneller, noch die Wangen färbten sich höher, sie sagte nur leichthin: „Du hast Vorurtheile, Schatz. Glück und Freude wohnen überall, man muß sie nur zu finden wissen.“

„Bleiben wir bis zum ersten Schnee?“ fragte er dringender.

„Wann wird er fallen?“ lachte die verwöhnte Schöne.

Dann aber, als Oskar verletzt schien, überhäufte sie ihn mit Liebkosungen. Er ging an diesem Tage früher fort als gewöhnlich, sein Kopf brannte, sein Herz pochte mit stürmischen Schlägen. Ja, sie liebte ihn, ihr tändelndes Wesen war Folge so vieler Huldigungen und Triumphe, des ganzen, nie getrübten Glückes, in welchem sie lebte, aber dennoch liebte sie ihn. Wie zärtlich war nicht ihr Flüstern, wie bestrickend die Blicke dieser blauen, schelmisch glänzenden Augen, all’ sein Denken, sein Fühlen durchglühte der eine selige Gedanke: „Sie liebt Dich!“

Zu Hause erwarteten ihn wieder ein halbes Dutzend von Mahnbriefen; er öffnete auf’s Gerathewohl hin und ohne lebhafteres Interesse das nächstliegende Schreiben, mochte es enthalten, was es wollte, die Nachricht seiner Verlobung mit der reichen jungen Wittwe würde auf Einen Schlag alle Gläubiger in bescheidene Entfernung zurückdrängen, das wußte er nur zu wohl.

Aber immer lebhafter, mehr und mehr, von Zeile zu Zeile interessirte ihn doch das, was da in wenigen kurzen Worten zusammengedrängt stand. Ein Wechsel über fünftausend Thaler, für die nächsten Tage fällig, war von dem ursprünglichen Darleiher verkauft worden, der ihn jetzt aber an die Zahlung mahnte, war — Dahlberg.

Sein Freund und Universitätsgenosse, der Mann, welcher die innere Zerrüttung seiner Angelegenheiten so wohl kannte, gerade dieser hatte den im Augenblicke werthlosen Wechsel gekauft und forderte jetzt das Geld ein!

Sobald sich Oskar von dem Gefühl des ersten natürlichen Erschreckens einigermaßen freigemacht hatte, ging er ohne Zeitverlust wieder fort und in das Haus des Advokaten. Dahlberg empfing ihn eiskalt. „Was steht zu Diensten?" fragte er, als sähe er heute seinen Besuch zum ersten Male.

Oskar war nicht gekommen, um zu bitten, er trieb ja gewiß das fehlende Geld an anderer Stelle auf, nur Rechenschaft wollte er fordern.

„Weshalb kauftest Du von Wolff und Meßmann den Wechsel über fünftausend Thaler, Dahlberg?" fragte er, „war es etwa Deine Absicht, mich zu ruiniren?"

„Ja," antwortete ohne Umschweife der junge Advokat, „ich will den auf jeden Fall unvermeidlichen Konkurs so sehr als möglich beschleunigen, und zwar, um von dem Vorhandenen der rechtmäßigen Eigenthümerin von Schorndorf so viel als möglich zu erhalten."

Oskar starrte ihn an, die Worte schwirrten unverstanden an seinem Gehör vorüber. „Der rechtmäßigen Eigenthümerin?" wiederholte er.

„Ja, Deiner Cousine, Fräulein Armfeld, mit deren Vermögen vor Jahren das Gut von Deinem vortrefflichen Herrn Vater gekauft wurde. Ihr habt sie bestohlen, Du und er, Jeder auf seine besondere Weise — oder möchtest Du etwa leugnen, daß ihre plötzliche Entlassung aus dem Hause der Gräfin im engsten Zusammenhange steht mit jenen Worten, die ich selbst am Tage vorher zu Dir sprach, möchtest Du leugnen, daß ihr Dein Verrath, Dein egoistisches Mißtrauen das Herz gebrochen haben? — Sie liegt tod-

krank im Hause des braven alten Doktors, sie ist verlassener als irgend ein Geschöpf der weiten Welt, unglücklicher als irgend Eines — Alles durch Deine Schuld und die Deines Vaters. Ihr seid Beide ihre Henker gewesen!"

Oskar hatte die ganze leidenschaftliche Rede angehört, ohne sie zu unterbrechen; was da so plötzlich, so ungeahnt vor seinen Blicken auftauchte, das war ein Gespenst, dessen Erscheinen ihn entsetzte. Toni sterbend! — sein Inneres wurde erschüttert durch diese furchtbare Anklage.

Erst als Dahlberg schwieg, fühlte er, daß auch die gegen den todten Vater geschleuderte schwere Beschuldigung nicht so ohne Weiteres hingenommen werden durfte.

„Erkläre Dich über das, was meinen Vater betrifft, etwas deutlicher," sagte er kalt. „Du begreifst, daß Worte wie diese auf Beweise gestützt sein müssen."

„Natürlich, ich war darauf vollkommen vorbereitet. Sieh' her, erkennst Du die Handschrift des verstorbenen Herrn Berning?"

Er hielt einen alten vergilbten Brief in den Umkreis der Lampe und brachte dann, als Oskar zugreifen wollte, mit schneller Bewegung seinen Schatz in Sicherheit. „Du bist der Richtigkeit meiner Behauptung sicher?" fragte er.

„So viel ich sehe, hat das mein verstorbener Vater geschrieben!" versetzte Oskar. „Gib mir das Blatt, damit ich den Inhalt kennen lerne."

Dahlberg trat zum Tische. „Du erlaubst, daß ich Dir vorlese," versetzte er ironisch, „dies Dokument ist von unschätzbarem Werthe."

Und dann, einige kurze Einleitungen übergehend, las

er Folgendes: „Es ist leider, wie Dir berichtet wurde, mein lieber Bruder; unsere arme Henriette hat ihren Mann verloren und lebt mit dem einzigen ihr gebliebenen Kinde in bitterster Noth — oder nein, lebte vielmehr, denn Deine sechstausend Dollars habe ich ihr natürlich sogleich überliefert und damit dem Elend für immer vorgebeugt. Du erwartest, daß ich für unsere unglückliche Schwester nicht weniger thun werde, wie Du selbst, Karl; glaube mir, ich habe schon Opfer gebracht, die über meine Kräfte gingen. Wie innig liebten wir Brüder immer das kleine lockige Geschöpf mit seinen Madonnenaugen! Henriette dankt Dir durch mich mit tausend Thränen und Küssen, sie liegt krank, die Arme konnte heute selbst nicht schreiben."

Dahlberg sah auf. „Was nun noch folgt, ist in dem Briefe Deines Vaters an seinen Bruder in Australien nicht mehr von Belang," sagte er, „es handelt sich nur um jene sechstausend Dollars, die Karl Berning im guten Glauben hieherschickte und brieflich dem Bruder gegenüber für seine Schwester bestimmte — wo blieb dies Geld? Es ist, nachdem es in die Hände des Adressaten gelangte, spurlos verschwunden, also unterschlagen, gestohlen, nicht wahr?"

Oskar fühlte etwas wie den Wunsch, auf der Stelle sterben zu können; die Last der Beweise erdrückte ihn förmlich. „Und wer will behaupten, daß nicht meine verstorbene Tante das Geld damals richtig erhalten habe?" fragte er.

„Ich!" rief flammenden Blickes der junge Advokat. „Dieser Brief wurde seinem Poststempel nach genau vier Tage vor dem Tode der unglücklichen Frau geschrieben,

während später die für das Begräbniß erforderlichen Mittel in ihrem Besitze nicht vorhanden waren, so daß verschiedene frühere Freunde des Hauses zusammensteuern mußten, um Sarg und Todtengräber zu bezahlen. Wofür hätte die sterbende Frau, unfähig, ihren Kopf vom Kissen zu erheben, in wenigen Tagen sechstausend Dollars ausgeben sollen? Hunderte von Zeugen können bestätigen, daß es bis zum letzten Augenblicke Rudolph Arning's Hand war, die der Leidenden nicht allein ärztliche Hilfe gewährte, sondern ihr auch das Obdach erhielt, das Bett, auf dem sie lag, die Labung, welche sie erquickte. Dein Vater hat sich um seine verlassene Schwester nicht bekümmert, er hat es nicht einmal nöthig gefunden, ihrem Sarge das letzte Geleite zu geben."

Oskar streckte die Hand aus, blaß und erschüttert bis in's tiefste Herz hinein. „Und wäre das Alles wahr," sagte er, „so trifft doch dabei mich selbst keine Schuld, ich wußte von diesen Angelegenheiten bis zur Stunde nichts. Mag Fräulein Armfeld nehmen, was ihr gehört, ich trete zurück."

Dahlberg kreuzte die Arme über der Brust. „Und Dein eigenes Verbrechen, Du Großmüthiger, Dein eigener herzloser Raub, wie steht es damit? Geh' hin, wenn Du so viel Muth besitzest, sieh' Dein Opfer an und sprich nochmals so hochtönende Worte wie eben. Es ist Dein Name, den Toni im Fieber flüstert, es ist Deine Verrätherei, die das schöne blühende Mädchen an den Rand des Grabes brachte."

Oskar wandte sich ab. „Aus Dir spricht die Eifersucht," sagte er mit einer Ruhe, die vollkommen erkünstelt war. „Ich begreife das und fordere daher nicht diejenige Satisfaktion, die Du mir unter anderen Umständen schuldig gewesen wärest. Klage Deinen Wechsel ein, wenn es Dir Vergnügen gewährt, Du führst einen Hieb in die leere Luft, denn ich bin seit dieser Stunde nicht mehr der Gebieter von Schorndorf."

Er ging ohne Gruß hinaus, zum Tode getroffen durch Dahlberg's Mittheilung, alles Haltes beraubt, unglücklich im tiefsten Herzen. Da ließ sich nichts bestreiten, nichts verbergen, es war so, wie der Advokat behauptete — und mehr noch, er selbst hatte ein Geheimniß, irgend einen dunklen Punkt in der Vergangenheit seiner Eltern immer heimlich vermuthet. Neues Erschrecken durchfröstelte ihn, mehr Empörung aber in diesem Fall, als Trauer. Der Vater war todt, aller irdischen Verantwortung entrückt, seine Mutter dagegen lebte, mit ihr konnte er von der ganzen Sache sprechen. Ob sie das ehrlose Vergehen ihres Mannes gekannt und trotzdem den Muth gefunden hatte, das beraubte Kind ohne Schutz oder Halt in die fremde Welt hinauszustoßen!

All' sein Blut strömte heiß zum Herzen, als er das Zimmer der alten Frau betrat, da schrie sie laut auf vor Entsetzen. „Um Gottes willen, Oskar, wie Du aussiehst — was ist geschehen?"

„Still," sagte er, sie fest und unverwandt ansehend, „gib mir eine klare unumwundene Antwort, Mutter! Wohin kamen die sechstausend Dollars, welche vor langen

Jahren Onkel Karl aus Australien für seine Schwester hieherschickte?“

Hätte der Blitz zu ihren Füßen in den Boden geschlagen, so würde das Entsetzen der alten Frau nicht größer gewesen sein, als es jetzt schon war. Das stolze herrische Gesicht verlor alle Farbe, die Hände griffen in's Leere, wie gebrochen sank die ganze hohe Gestalt in sich zusammen.

„Er lügt, Oskar, er lügt, Dein Vater hat nichts erhalten!“

„Doch Mutter,“ beharrte der junge Mann, „doch, ich weiß es. Ich habe vor einer Viertelstunde in Dahlberg's Händen seine Empfangsbescheinigung gelesen! Sag' mir Alles, wo blieb das Geld?“

Aber sie rang nur immer die Hände, zitternd am ganzen Körper. „Es ist Lüge — Lüge! — Will Dein Onkel die Sache anhängig machen?“

„Das weiß ich nicht, Mutter, das ist mir auch beinahe gleichgiltig, denn des Vaters Schuld läßt sich nicht mehr bestreiten. Ich gebe Schorndorf mit allen Rechten, soweit nicht die Gläubiger Beschlag darauf legen, meiner Cousine Toni, und zwar —“

Ein Schrei brach über die Lippen der alten Frau, ihr Auge blitzte fast wild. „Das kannst Du nicht thun, Oskar, das nicht! Sie soll nie in mein Haus kommen, die Verhaßte! — O großer Gott, Du mußt zu mir halten um jeden Preis, Du, mein einziger Sohn, Du darfst den Feinden nicht weichen! — Wo ist der Beweis, daß wir jene Summe der kranken Frau nicht auslieferten? Das Geld kann ihr von dritten Personen gestohlen worden sein,

sie hat vielleicht Schulden damit bezahlt, es verschleudert! Schorndorf ist Dein Eigenthum, soll Dein Eigenthum bleiben, so lange ich lebe."

Er stand vor ihr, schwerathmend, leichenblaß. „Es ist, wie ich dachte," sagte er, „Du wußtest Alles, hast in vollster Absichtlichkeit das gestohlene Gut bisher unser Eigenthum genannt und dafür die Beraubte — ein armes wehrloses Kind — in's Elend gestoßen! — Geh', ich kenne Dich nicht!"

Da warf sich die Frau im grauen Haar wild verzweifelnd dem jungen Manne zu Füßen und umklammerte seine Kniee. „Erbarmen, Oskar, Erbarmen — jener Mann lügt — o, er lügt!"

Aber in dem Herzen ihres Sohnes erstickte die Empörung, der furchtbare innere Aufruhr jedes freundliche verzeihende Gefühl. Er befreite sich mit beinahe rauhem Griff von der, die ihn geboren, und ging hinaus, ohne ein versöhnliches Wort gesprochen zu haben.

Erst nachdem die Thüre seines eigenen Zimmers hinter ihm in's Schloß gefallen war, athmete er freier. An das offene Fenster tretend, ließ er, ohne sie zu bemerken, die verwelkenden Blätter der Laubmassen im Garten rauschend an sich vorüberflattern, seine Lungen tranken dürstend die kalte windbewegte Oktoberluft. Wie doch Minuten hinreichen, um alle unsere Ziele zu verrücken, um in das Licht des leidenschaftlichsten Wunsches zu stellen, was wir eben noch fürchteten! Jetzt wollte Oskar je eher, desto lieber nach Italien abreisen, der erste Schnee sollte ihn weit, weit von hier finden. Ein sonderbares Lächeln bebte um seine

Lippen — Emilie! Gerade jetzt, wo es in seiner Seele so gewaltig stürmte, glaubte er ihr Lächeln zu sehen, den Druck ihrer weichen Hand zu fühlen.

Nur erst fort von hier, meilenweit, ganz hinaus aus den Grenzen, in denen die deutsche Zunge klingt, dann wollte er ihr Alles sagen, all' das Elend, welches so plötzlich über ihn hereingebrochen war, in ihr Herz ausschütten und damit zugleich die wahre Tiefe ihrer Neigung für ihn vollkommen ermessen. Gewiß, Emilie würde nicht fragen, wie viel oder wie wenig an irdischen Gütern er besaß, sie würde ihm die Schuld der Seinigen nicht in Anrechnung bringen — ihre Seele stand hoch über so kleinlicher Denkweise.

Kein Schlaf kam während dieser Nacht in sein Auge, er wanderte bald und dann stand er wieder sinnend, grübelnd, von heimlicher Wehmuth gepackt. Das alte Haideschloß, der Fleck Erde, den er so lange als sein eigen betrachtet, so innig geliebt und so hoch in Ehren gehalten — nun war es dahin auf immer, verweht wie ein Traum am Morgen. Vielleicht ging Toni's Wunsch in Erfüllung, die weiten Strecken verwandelten sich in Fruchtfelder voll Segen, die unwirthlichen Schläge dienten als Heimstätte für zufriedene arbeitsame Menschen.

Aber würde Toni zum Leben erwachen? „Sieh' Dein Opfer," hatte Dahlberg gesagt, „sieh', wie der Tod das einst so schöne blühende Mädchen umkrallt!"

Und wieder wanderte er auf und ab. „Die Sünde der Väter will ich rächen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied!" — Worte voll schauriger Deutung, er sann

und sann, aber das Mysterium blieb verhüllt, nur die Thatsache selbst stand schrecklich fest. Er sah Toni's große Augen im Fieber weit geöffnet, er hörte, wie sie ihn rief und es klang erschütternd durch seine Seele: „Oskar — wo bist Du, Oskar?"

Die bebende Hand trocknete den Schweiß von der Stirn. War er denn auf dem Wege, wahnsinnig zu werden? — Da tönte kaum vernehmlich ein leises Klopfen, und brechend im Schluchzen flehte die Stimme seiner Mutter: „Gott will nicht den Tod des Sünders — sei Du barmherzig wie er, mach' auf, mein Kind, mein einziges, mach' auf!"

Aber er wandte sich, Groll und bittere Qual im Herzen. Seine hallenden Schritte übertönten die thränenerstickte Stimme.

— — — — — — — — — — — —

Wenn der dämmernde Tagesstrahl heraufzieht und in den Straßen das Werktagstreiben beginnt, dann löst sich die Spannung überreizter Nerven. Oskar hatte stundenlang geschlafen und kam gegen Mittag in das Palais am Schloßberge. Wie die schönen Augen bei seiner plötzlichen Bitte: „Laß die Equipage vorfahren, wir reisen heute!" glänzen würden, dachte er.

Unten auf dem Flur lagen Treppenläufer, Gardinen und allerlei Hausgeräth im bunten Durcheinander; der Portier und das Zimmermädchen tanzten einen rasenden Walzer, während der Hausknecht solo alle diese Bewegungen mitmachte und nebenbei energisch pfeifend die Musik dazu lieferte. Das lustige Völkchen stob bei Oskar's unvermuthetem Eintritt erschrocken auseinander und der Portier

bemühte sich krampfhaft, von einem wahren Spitzbuben=lächeln unvermittelt zum Ausdruck seiner gewohnten Würde überzugehen. „Gnädigster Herr,“ stammelte er, „ich — ja, das heißt — wir —“

Oskar lächelte. „Die Frau Gräfin zu Hause?“ fragte er freundlich.

Jetzt sahen ihn alle drei Domestiken an. Aber wußte denn Herr Verning nicht, daß die gnädige Frau schon seit mehreren Stunden abgereist war? — Freilich, der Entschluß kam sehr plötzlich, aber man hatte doch erwartet, daß gerade Herr Verning —

Oskar hörte kaum die verlegenen Worte. „Abgereist?“ murmelte er wie in sich hinein.

„Ja, Herr Verning. Und hier ist noch ein Billet der gnädigen Frau an Sie.“

Oskar nahm das Blatt, erst nach stundenlangem ziellosen Wandern las er es. — „Du bist erzürnt, mein Freund, nennst mich treulos! Komm nach Neapel, lerne das Leben von seiner heiteren Seite erfassen und Du wirst mir Recht geben. Nur was wir erst zu erringen hoffen, scheint uns köstlich, der Besitz gebiert die Langeweile. Das Leben ist zu kurz für Reue und Groll; Du wirst das eines Tages erkennen gleich mir. Komm nach Neapel. Auf Wiedersehen Deine Emmy.“

Oskar lachte wie Jemand, dessen Verstand gelitten hat. Planlos ging er weiter.

4.

Toni lag wochenlang in steter Lebensgefahr. Ihre Fieberphantasien verriethen den beiden Männern, daß sie

die Geschichte des unvollendeten Testamentes kannte, daß sie sich selbst jetzt noch in Gedanken fortwährend mit dem treulosen Geliebten beschäftigte. „Ich konnte mich ihm nicht zu erkennen geben," flüsterte sie, „ich konnte es nicht. Dahlberg hat Alles verrathen und dann sprach Oskar die schrecklichen Worte, an denen ich sterben muß!"

Der Alte ballte heimlich die Faust. „Er soll sie nie wiedersehen," murmelte er, „nie. O der Unselige, meines eigenen Bruders Sohn, Gott mag ihm vergeben. Weißt Du, wohin er gegangen ist, Rudolph?"

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Niemand kennt seinen jetzigen Aufenthalt," versetzte er. „Das Konkursverfahren ist heute eröffnet worden. Die arme alte Frau, wovon soll sie in Zukunft leben!"

Berning antwortete nicht, aber schon am nächsten Tage erhielt seine Schwägerin durch die Post eine ziemlich bedeutende Summe, so daß sie sich jetzt wenigstens ohne äußere Sorgen ihrem Jammer rückhaltslos hingeben konnte. Wo war Oskar? Hatte er Hand an das eigene Leben gelegt! — Leise wimmernd, halb von Sinnen verbrachte seine Mutter Tage voll Verzweiflung, zuweilen außer Stande, Wahn und Wirklichkeit zu unterscheiden, unglücklicher als je zuvor, allein wie in der Wüste. —

Damals war es, als nach wochenlangem Delirium der erste Strahl des Bewußtseins in Toni's umnachtetes Gehirn zurückkehrte, als sie matt wie eine geknickte Blume die Augen dem Leben wieder öffnete und allmählig aus den Mittheilungen des Doktors ihren alten Onkel kennen lernte. Aber er durfte nur von sich sprechen, von früheren

Tagen, Oskar's Name kam nicht über seine Lippen, so sehr es ihn auch drängte, gleich von ihm und all' dem Elend, das inzwischen hereingebrochen war, zu erzählen. Toni sollte ihn hassen, ihn verachten lernen, sollte dem Unwürdigen keinen Gedanken mehr schenken.

Aber ihre erste leise Frage galt zu seinem Erstaunen nicht dem Entflohenen, sondern der Gräfin Hartenstein, und als sie erfuhr, daß dieselbe nach Italien abgereist sei, da folgte auf diese Mittheilung eine stundenlange Ohnmacht; man hütete sich also, ihr ferner irgend eine Nachricht zukommen zu lassen, nur einmal, als sie schon wieder fähig, im Zimmer auf und ab zu gehen, hörte sie zufällig eine lebhafte Debatte zwischen dem Onkel und Dahlberg, dem jungen Advokaten. „Ich will es nicht," sagte energisch der Alte, „ich mag nicht den Namen meines todten Bruders noch im Grabe schänden, ich brauche das Geld nicht, um mich satt zu essen und das Mädchen ebensowenig wie ich. Alles, was mein ist, hinterlasse ich ihr, sie ist reich ohne den Besitz von Schorndorf. Mutter und Sohn sind im tiefsten Unglück, sollte ich es sein, der sie noch weiter verfolgt? Nie, mein Herr Dahlberg, ich verzichte auf jeden rechtlichen Anspruch."

Dann wurde Alles still, Hitze und Kälte wechselten in Toni's Adern, sie hörte die Schläge ihres eigenen Herzens. „Mutter und Sohn sind im tiefsten Unglück!" hatte der Onkel gesagt. Was bedeutete das? Wo war Oskar, daß man in so wegwerfendem Tone von ihm sprechen durfte, daß er sich gegen diese stummen Anklagen nicht vertheidigte?

O, hätte sie fortgehen, hätte sie fragen können! Weder

der Onkel noch der Doktor ließen irgend etwas aus sich herauslocken.

Da wurde ihr eines Tages der junge Advokat gemeldet und Toni empfing ihn trotz eines geheimen Grauens beinahe freudig, denn dieser wußte Alles und empfand ohne Zweifel keinerlei Veranlassung, den Geheimnißvollen zu spielen. Sie kannte ihn flüchtig als den Sachwalter der Gräfin, sie erinnerte sich auch der offenbaren Huldigungen, welche er ihr bei jeder Gelegenheit dargebracht hatte, ihre Lippen bebten — mochte er kommen.

Dahlberg legte in ihre Hand einen frischen Veilchenstrauß und während draußen weiße Flocken Alles mit Schleiern umhüllten, füllte hier drinnen ein leises Frühlingsgrüßen die Luft, obwohl sich doch beide junge Leute gleich blaß und gleich ernst gegenüberstanden, vollbewußt der Kluft, welche sie trennte, der folgenschweren Worte, welche jetzt gesprochen werden würden. „Endlich gelingt es mir, Sie persönlich wiederzusehen, Fräulein Armfeld," begann Dahlberg. „Gottlob, Sie sind ohne Nachtheil aus der Krisis hervorgegangen."

Toni bat ihn, Platz zu nehmen. Im Sessel halb liegend, mit des Doktors großer Pelzdecke umhüllt, die Veilchen in der zitternden Hand, so sah er sie wieder, rührend schön und lieblich eben um dieser Schwäche, dieser Hilflosigkeit willen, seine Blicke sagten ihr offen, was er empfand.

„Bitte, Herr Dahlberg, stellen Sie die Blumen in das Glas dort, und dann — erzählen Sie mir Neues, Dinge, die ich während der letzten Wochen verschlafen habe."

Er fühlte die Absicht und berichtete von diesem und dem, um sich nicht gleich selbst zu verrathen, erst nach geraumer Zeit setzte er hinzu: „Ein gemeinschaftlicher Bekannter von uns ist inzwischen verschollen, zu Grunde gegangen und vielleicht auch erst jetzt in seiner wahren Gestalt erkannt worden — Oskar Berning. Man hat Schorndorf unter den Hammer gebracht, ihm selbst rufen zahllose Betrogene ihre Verwünschungen nach!"

Toni hob plötzlich den Kopf. „Haben Sie persönlich bei diesem Fallissement Geld verloren, Herr Dahlberg," fragte sie beinahe heftig.

„Auch!" versetzte er unwillkürlich erröthend, denn er wußte ja sehr wohl, welche Absicht ihn bei dem Ankauf jenes Wechsels geleitet hatte, „doch das ist Nebensache."

„Und" — Toni sah ihm unverwandt in's Auge — „und waren Sie es, der den Konkurs veranlaßte, Herr Dahlberg?"

„Andere mit mir, Fräulein Armfeld. Oskar ist ein Verschwender, ein Mensch ohne —"

„Mein Blutsverwandter, Herr Dahlberg, und in diesem Augenblick obendrein abwesend. Mäßigen Sie sich also, bitte."

Es entstand eine unerquickliche Pause, dann suchte der junge Mann vergeblich die Hand Toni's zu erfassen. „Fräulein Armfeld," sagte er ohne alle Vorbereitung, „wissen Sie, daß Herr Berning mit Ihnen nach Australien zurückzukehren gedenkt? Werden Sie einwilligen, Ihr Vaterland für immer zu verlassen?"

Toni wechselte die Farbe, ihre Wimpern sanken schwer

herab. „Ich weiß es nicht,“ flüsterte sie schaudernd, „er sprach mit mir über diese Angelegenheit noch kein Wort.“

„Aber er wird es thun, Toni, bald sogar schon, ich kenne seinen festen Entschluß und — eben deshalb kam ich heute hieher. Sie haben keine Familie mehr, Toni, Sie sind verlassen und einsam, wollen Sie es wagen, einem beinahe fremden alten Manne über das Weltmeer zu folgen, um im fernen Lande den neuen, möglicherweise drückenden schlimmen Verhältnissen preisgegeben zu sein? Ich möchte natürlich Herrn Verning keineswegs verdächtigen, aber er ist alt, ein hoher Siebenziger, seine Tage können gezählt sein! Toni, ich biete Ihnen das Loos an meiner Seite, die bescheidene Stellung der Frau eines Advokaten, aber auch ein Herz voll Treue und Liebe, ein ganzes Dasein, das Ihnen gehören soll! — Willigen Sie ein und kümmern Sie sich nicht um die Schätze Ihres Onkels, ich erwerbe genug, um alle Wünsche zu befriedigen, die Sie hegen könnten!“

Das junge Mädchen hatte ihn ruhig ausreden lassen, jetzt sagte ihm schon ihr fester, beinahe feindlicher Blick im Voraus, was die Lippen sprechen würden. Dahlberg erbebte — es gab für seine Wünsche keine Erfüllung — er sah es wider Willen, er fühlte es ungehört.

„Treue?“ wiederholte die halblaute Stimme an seiner Seite, „Treue, Herr Dahlberg? Sie haben Ihren Jugendfreund verrathen, um selbst zu erlangen, was sein war — ist es so oder sollte ich irren?“

Er zerknitterte krampfhaft die Fransen der Tischdecke. „Was sein war, Toni?“ wiederholte er kaum verständlich.

„Noch ist," versetzte sie zitternd und todtenblaß, aber fest, „noch ist und in alle Ewigkeit bleiben wird. Kaufen Sie Schorndorf, das Haus, welches er liebte, freuen Sie sich des Besitzes, aber — damit lassen Sie sich genügen."

Es wurde ganz still in dem behaglichen Zimmer, wo die Veilchen dufteten und die Flocken leise an den Scheiben herabrieselten, nur noch einmal hörte Toni die Stimme ihres abgewiesenen Bewerbers, wie er ein halblautes Lebewohl flüsterte, dann knarrte die Thür und sie war allein. Die Pelzdecke flog herab, die schönen weißen, nur vom weitfaltigen Morgenkleide umhüllten Arme erhoben sich über den Kopf und Toni schluchzte aus Herzensgrund: „Man hat den Geliebten aus seiner Heimath, seiner bürgerlichen Stellung vertrieben, man schmäht ihn ungestraft und selbst der Onkel thut nichts, um ihn zu retten! — Der Unglückliche, vielleicht weiß überhaupt Niemand, wo er sich befindet, ob er noch unter den Lebenden weilt."

Jedenfalls war aber diese Unruhe, dies Tasten in undurchdringlicher Finsterniß nicht länger zu ertragen. Toni lehnte bitterlich weinend den Kopf gegen das Polster, ihre Hände hingen gefaltet, wie in schwerer Muthlosigkeit herab. So allein unter Fremden, so Niemand angehörig, auf Erden keiner Seele recht zu eigen — ihr Loos war traurig über alle Begriffe.

Aber sie wollte jetzt Gewißheit haben um jeden Preis.

Als der Onkel wie gewöhnlich kam, um ihr Bücher und Näschereien zu bringen, ihr alles Mögliche zu schenken, wovon er dachte, daß es ein junges Mädchen erfreuen könne, da fragte sie ihn so plötzlich, daß für irgend eine Er-

findung durchaus keine Zeit blieb: „Lieber Onkel, sag' mir doch, wo ist jetzt mein Vetter Oskar? Aber bitte, verschweige mir auch das Schlimmste nicht, ich muß es wissen."

Der Alte sah sie an, selbst während ihrer Krankheit war Toni nicht so ganz bleich wie in diesem Augenblick. Ihm kam ein schneller, kecker Gedanke. „Du willst es in allem Ernst und auf alle Gefahr hin wissen, Toni," fragte er.

„Ja, Onkel."

„Nun wohl — Oskar ist mit der Gräfin in Neapel."

Sie wurde nicht ohnmächtig, sie schrie auch nicht, aber es klang tonlos und heiser, als sie nach einigen Augenblicken sagte: „Da hast Du meine Hand, Onkel, ich gehe mit Dir nach Australien."

Sein Herz klopfte stark, er entschuldigte sich später gegen den Doktor und schien mit dem eigenen Bewußtsein nicht ganz einig. „Ich mußte es thun, Arning," sagte er, „es ist besser, wenn sie — selbst um den Preis eines großen Schmerzes — vergessen lernt. Dieser Bursche hätte nie ihr Glück begründet, vielleicht lebt er nicht einmal mehr."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Er ist wie in den Boden hinein verschwunden, Niemand hat ihn gesehen, Niemand kennt seine Spur."

„Um so besser," nickte der Alte, „um so besser. Ich will nicht, daß sie ihn jemals wiedersieht."

Arning lächelte, aber er litt es, daß sein Jugendfreund für die Uebersiedelung nach Port Adelaide alle nöthigen Vorbereitungen traf, daß er das junge Mädchen in aller

Form Rechtens adoptirte und zur Erbin einsetzte, er ertrug es auch äußerlich ruhig, als die Stunde des Abschieds kam. „Ich sehe Euch Beide noch wieder," meinte er.

Der Andere schüttelte den Kopf. „Dann müßtest Du uns auf meiner Farm besuchen, alter Junge — thue es je eher desto lieber."

Toni weinte auch jetzt nicht. „Es ist mir, als sei das ein Begräbniß," flüsterte sie mit zuckenden Lippen, „und ich selbst die Todte. Adieu, mein Herz ist gebrochen, ich kann weder dort drüben noch hier jemals genesen. Adieu! Adieu!"

„Karl," mahnte eindringlich der Doktor, „Du hörst es! Sage ihr die Wahrheit, laß' Gott entscheiden, ich bitte Dich!"

Aber der eigensinnige Mann wandte sich ab. „Es ist zu ihrem Besten, Rudolph, ich nehme die Verantwortung auf mich."

Noch einmal küßte der Doktor die kalten Lippen des erschütterten jungen Wesens, dann zogen die Pferde an und eine halbe Stunde später lichtete das Dampfschiff seine Anker. Von fern beobachtete, sorglich versteckt, ein Mann die letzten Scenen an Bord, sein Gesicht war blaß, seine Züge entstellt, er hatte Alles an Alles gesetzt und verloren — Dahlberg, dessen Verrath die Katastrophe herbeigeführt.

Wieder sind zwei Jahre hinabgesunken in jenes tiefe Dunkel, das hinter uns um so riesenhaftere Dimensionen annimmt, je länger wir überhaupt schon zurückblicken und

je mehr sich der Begriff des Zukünftigen auflöst in die ungewisse Hoffnung noch einiger gezählter Tage.

In der Gesindestube einer schönen, mit prächtigen Bauten und einem aus importirten Bäumen und Sträuchern hergestellten Garten großartig geschmückten Farm saßen eine Anzahl Knechte und Tagelöhner beim Vesperbrod beisammen. Der Alekrug machte fleißig die Runde und die Leute schwatzten laut durcheinander. Es waren in bunter Reihe Deutsche, Irländer und Engländer und sie sprachen über den Umschwung, welchen alle Verhältnisse des Gutes kürzlich durch den Verkauf an einen neuen Herrn erfahren hatten, über ihre Hoffnungen und Befürchtungen und daß mit dem Gebieter zugleich eine junge Lady den „Rosenhügel" beziehen werde. „Sehr schön ist sie," meinte Ralph, der Reitknecht, „reizend, aber nicht nach meinem Geschmack, zu blaß und schlank, eine Heilige, wißt Ihr, die kranke alte Frauen besucht und Sonntagsschulen stiftet, nichts für mich!"

Einer vom Dienstpersonal befand sich nicht im Kreise, er wußte noch nicht, daß Rosehill verkauft worden war. Unter einer Gruppe alter Kaurifichten lag Bob, der Schäfer, im Gras neben seiner Heerde, und während mehrere große Hunde die Wollträger bewachten, las er selbst die zerstreuten Fetzen eines Buches, das in losen Blättern neben ihm lag und für welches er dem Hausirer, der Seife hineinwickelte, seinen letzten Dollar heute Morgen hingegeben hatte: Goethe's „Faust"! Vielleicht kannte er den Inhalt beinahe auswendig, vielleicht erschütterte ihn jedes Wort der großartigen Tragödie bis in's tiefste Herz

hinein, aber doch las er, gleichviel welches Blatt, welche Scene, und als nichts mehr übrig war, da sah er gestützten Hauptes in die sinkende Sonne, ein einsamer unglücklicher Mann, dem kein neuer Gebieter des Rosenhügels mehr Furcht oder Hoffnung einzuflößen vermochte, an dem das Leben keinen Theil zu haben schien, seit Langem schon. Düster blickte das große Auge, ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen, da schlich leise der braune Hund herbei und schmiegte seinen Kopf an die Brust des geliebten Herrn; Bob umfaßte ihn, wie wohl in glücklichen Augenblicken der Mensch den Menschen umfaßt, fest aneinandergeschmiegt lagen der Mann und das Thier im hohen Gras. — —

Auf der Farm hielten unterdessen der neue Besitzer und seine von dem Reitknecht so sehr gepriesene Nichte ihren Einzug. „Es ist der reiche Berning von Oakhill,“ flüsterten die Leute, „da wird Keiner brodlos werden.“

Und wirklich verkündete dem Dienstpersonal der Vogt einen freien Tag, eine Extra-Ration und neue Kontrakte, es gab auf dem Hofe kein trübes Auge als nur das des jungen Mädchens, das Onkel Karl überall herumführte um ihm Haus und Hof, Garten und Ställe in allen Einzelheiten zu zeigen. „Bist Du glücklich, mein Herzenskind?“ fragte er leise.

Und sie lächelte mit dem stillen blassen Gesicht, in dem er seit der Abreise aus Europa keinen frohen Schimmer mehr gesehen hatte, sie dankte ihm für alle seine Güte, aber trotzdem glänzten in ihren Augen helle Thränen. „Onkel,“

flüsterte sie, „darf ich Dich Eins fragen? O bitte, bitte, vergib mir — aber ich dachte unwillkürlich inmitten dieses Ueberflusses an die arme alte Tante Regine! Onkel, guter Onkel, hast Du sie in ihrem Unglück ganz verlassen?"

Um die Lippen des weißhaarigen Mannes zuckte es sonderbar! „O Kind," sagte er, „sie ist sicher versorgt, war es immer, aber — daß gerade Du für sie bittest, nun, darüber jauchzen wohl die Engel im Himmel!"

Toni legte stumm die Hand über ihre Augen. „Komm," sagte sie dann, während der Alte sich in Bitten und Liebkosungen erschöpfte, „komm, Onkel, sprich nicht von Deutschland, das macht das Herz so schwer, Du wolltest mir ja das Dorf zeigen!"

Er hörte das Beben ihrer Stimme, er sah in ihrem Herzen den Gram, welchen keine Zeit, kein Wechsel zu lindern vermochten, der sich sogar den bleichen immer freundlichen Zügen tiefer und tiefer einprägte, und ein Seufzer hob seine Brust. Hier gab es keinen Trost, keine Heilung, der Rosenhügel war das dritte Haus, welches er kaufte, um Toni's Schwermuth durch Zerstreuungen zu heben, aber Alles blieb umsonst, ohne ein Wort der Erwiederung zeigte er ihr das Dorf mit seinen elenden Hütten, ließ sie Geld vertheilen und stellte die neue Herrin den Leuten vor, wobei wieder der Schäfer fehlte. „Er ist ein deutscher Grillenfänger," sagte der Vogt, „kommt selten aus dem Busch heraus, aber ein ehrlicher Kerl, dafür bürge ich."

Berning lachte und versprach draußen selbst nachzusehen. Es freute ihn, daß das Elend der Ansiedler rings

umher seine Nichte lebhaft zu erregen schien, daß wenigstens ein Interesse für irgend etwas bei ihr erwachte. „Nicht wahr," sagte er, auf die verfallenen Hütten deutend, „die Noth ist schrecklich in diesen Kolonien?"

Toni's Auge glänzte feucht. „Onkel," sagte sie leise, „man fragt sich unwillkürlich, ob es so ganz erlaubt ist, einem einzigen Gedanken, einem selbstsüchtigen Grame nachzuhängen, müßig im Genusse des Reichthums, indeß Tausende so leiden wie hier? Wollen wir helfen, eine Schule bauen, bessern?"

„Gottlob," dachte der Alte, „gottlob! Oskar ist verschollen, todt, Arning weiß nichts von ihm, sie muß den Burschen vergessen lernen!" Laut gab er dann in der freundlichsten Weise seine Zustimmung und fügte bei: „Wir wollen nun zunächst die Schäfereien besehen und den interessanten Hirten. Hier herum, mein Liebling."

Etwa eine Stunde vom Gute entfernt lagen die weitgedehnten Pferche, in denen während der Nacht die nach Tausenden zählenden Schafe ihr Unterkommen finden; neben diesen primitiven Stallungen die Holzhütte des Schäfers und die üppigen Waiden, auf welchen, zahllosen weißen Riesenblumen gleich, in der Entfernung die Wollträger liegend oder mit gesenktem Kopfe grasend, dem Blick erschienen. Ein heiterer blauer Sommerhimmel umspannte das ganze Bild, Blumen blühten und in der Luft sangen die Vögel, vier große wohlgenährte Hunde sprangen in lustigen Sätzen von einer Anhöhe zur andern, während seitwärts auf den höchsten Punkten eine Gruppe schlanker graziöser Ziegen waidete und den vierbeinigen Wächtern,

so oft sie sich zu nahen wagten, kampflustig die gesenkten Hörner zeigte.

Jetzt gingen die Pferde im Schritt, das des jungen Mädchens hinter dem ihres Onkels. Während Letzterer die Holzhütte aufsuchte, lenkte Toni ihren gehorsamen Braunen bis an den Rand eines Gebüsches, das links vom Wege lag und dessen herabhängende uralte Weidenzweige den Spiegel des Flüßchens berührten; sich etwas im Sattel erhebend, pflückte sie eine blühende Ranke, die gerade über ihrem Kopfe in der Luft schwebte.

„Halloh," rief Berning, „Schäfer, wo steckt Ihr?"

Da erhob sich plötzlich gerade vor dem Pferde des jungen Mädchens aus dem Dickicht die Gestalt eines Mannes in lederner gewöhnlicher Arbeiterkleidung und mit dunklem Haar, das ein breitrandiger Strohhut fast völlig bedeckte. Tiefliegende Augen sahen in die ihrigen, es war ein geisterhaft blasses Gesicht, das da so ungeahnt, wie aus dem Boden heraus auftauchte.

Ueber die Lippen des Mädchens brach ein wilder erschütternder Schrei, krampfhaft eine Stütze, einen Halt suchend griff Toni in die Zügel ihres Thieres, das aufbäumend gleich einem Pfeil querfeldein davonsprengte und die erschreckten Schafe in allen Richtungen auseinander trieb. Noch Sekunden und das hier und dort auf der Ebene zerstreute Gebüsch hatte in seinem windbewegten Schoß Roß und Reiterin vor aller Blicken verborgen.

Berning hörte die plötzlichen Hufschläge und sah zurück, dann, als er das flüchtende Thier bemerkte, gab er dem seinigen die Sporen und sprengte mit verhängtem Zügel

nach, bis endlich, etwa eine halbe Meile flußabwärts, der Braune in seinem rasenden Laufe innehielt und beide Pferde wieder, zitternd, mit Schweiß bedeckt, nebeneinander auf der Landstraße standen.

„Was focht denn den Gaul an?“ rief der Farmer, der, seine Nichte als tüchtige Reiterin kennend, im Ganzen wenig beunruhigt war, „bist Du —

Aber, Toni,“ unterbrach er sich, „Gott im Himmel, Du fällst! Was ist Dir?“

Sein Arm hielt die Schwankende, er sah mit wachsendem Erschrecken, daß das Mädchen vergeblich zu sprechen suchte, daß ihre kreideweißen Lippen geschlossen blieben, obwohl sie schwer und beinahe schluchzend athmete.

„Kind,“ rief er, „mein Liebling, was ist Dir?“

Da streckte sie die Hand aus, ein einziges Wort, kaum verständlich, entrang sich ihrer gepreßten Brust — „Oskar!“

„Wer?“ rief Berning, „was sagst Du?“

Und nun war der Bann gelöst. Toni weinte laut. „Oskar — ich habe ihn gesehen. Kein Anderer als er ist der Schäfer!“

„O — unmöglich! tausendmal unmöglich!“

Und der alte Farmer wußte nicht, ob diese unerwartete Mittheilung ihm einen bösen oder einen freudigen Schrecken verursachte. Sein Neffe hier — in dieser untergeordneten Stellung? Er konnte sich immer noch nicht entschließen, es zu glauben.

„Komm,“ sagte er, „wir wollen nachsehen.“

Toni's blasses Gesicht überzog sich plötzlich mit tiefstem

Purpur. „Du allein, Onkel,“ rief sie hastig, „bitte, laß mich zurückbleiben.“

Er verstand sie und erhob keine Einwendung, sondern reichte ihr nur stumm die Hand, dann sprengte er davon, trotz seiner sechsundsiebenzig Jahre fest und sicher im Sattel, im Herzen wie gewöhnlich den fertigen Entschluß, von dem ihn später keine irdische Macht mehr zurückbringen konnte. „Ist er es, so will ich in ihm den Sohn meines Bruders nicht verleugnen,“ dachte der alte Mann.

Toni blieb allein. Der Braune fraß das Gras zu seinen Füßen, die stille schmeichelnde Sommerluft umwehte ihre heiße Stirn, das nervöse Zucken der Lippen und Hände dauerte immer noch fort. Wie deutlich, wie klar sich in den wenigen Sekunden jede Einzelheit ihrer Erinnerung gleichsam eingebrannt hatte, als stehe er jetzt noch vor ihr, so sah sie die eingesunkenen Augen und den großen verwilderten Bart, der das ganze Gesicht bedeckte, den Ausdruck müder, tödtlicher Gleichgiltigkeit.

Ein unbezwingliches Schluchzen hob ihre Brust. Als er vor Jahren zum letzten Male an ihrer Seite stand, da war es im eleganten Boudoir der Gräfin Hartenstein, da umgab ihn aller Comfort, aller Luxus des Reichthums, er lebte als Gebieter über ganze Meilen deutscher Erde in beneideter Stellung — und jetzt? — der letzte unterste Diener seines eigenen Onkels, der Hirte fremder Heerden im fernen australischen Gebüsch!

Ihr graute vor dem Augenblick, wo er in dieser tiefen Erniedrigung seinen Verwandten gegenüber stehen würde, sie zitterte für ihn in seiner Seele — und dennoch war

jeder ihrer Gedanken unbewußt ein Gebet, daß ihn der Alte finden möge. Nochmals Oskar's Spur zu verlieren wäre schlimmer gewesen als selbst der Tod.

Und dann kam Berning zurück — allein. Sie sah schon von weitem, daß er nichts entdeckt hatte. Wie im Schwindel stützte sie die Hand gegen einen nahestehenden Baumstamm.

„Es war eine Vision, Toni," sagte er gepreßt, „eine Erscheinung, Gott weiß welcher Art — Alles, nur keine Wirklichkeit. Die Hütte ist leer, ich habe jeden Pferch, jeden Busch untersucht, aber in der ganzen Umgebung keine lebende Seele gefunden."

„Auch nicht — nicht den Hirten?"

Wie ihr Auge glühte, wie verändert die Stimme klang; der alte Mann wurde trauriger von Minute zu Minute. „Auch diesen nicht, Toni, glaub' mir, es war eine Vision. Vielleicht ist Oskar in jenem Augenblick gestorben."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, er lebt, er ist hier, ich habe ihn gesehen, wie ich Dich sehe, Onkel. Willst Du nichts unternehmen, um ihn aufzufinden?"

„Alles!" versetzte lebhaft der Farmer, „Alles, mein Liebling. Laß uns zum Gute zurückkehren; der Verwalter soll mir augenblicklich erst einmal den Schäfer zur Stelle bringen und ist dieser ein Anderer, dann lasse ich die ganze Umgebung durchsuchen. Hast Du wirklich einen lebenden Menschen gesehen, so muß er ja wiederzufinden sein."

Die Pferde wurden angetrieben und Mr. Tompkins erhielt sogleich den Befehl, den Hirten holen zu lassen; zwei bis drei bange Stunden gingen dahin, Toni stand mit ge-

falteten Händen ruhelos spähend am Fenster, dann kam auch dieser Bote zurück und erklärte, daß Bob der Schäfer nicht aufzufinden sei. „Selbst die Hunde suchen ihn,“ berichtete der Mann, „in seiner Hütte liegen alle Sachen, auch das Buch, worin er so viel zu lesen pflegte, aber Bob selbst ist nicht da.“

Der Farmer und seine Nichte sahen sich an. Jedenfalls enthielt das Verschwinden des Schäfers eine Bestätigung dessen, was Toni gesehen zu haben glaubte, aber wo sollte man jetzt den Verlorenen suchen?

Der Verwalter wurde herbeigerufen und nochmals in Gegenwart des jungen Mädchens befragt. „Haben Sie diesen Mann genauer gekannt, Mr. Tompkins? Wie hieß er? Welch' ein Gewerbe betrieb er ursprünglich?“

„O Sir, was das betrifft, so habe ich ihn für einen Gelehrten gehalten. Er kam vor länger als zwei Jahren hieher und suchte in Port Adelaide Stellung als Beamter oder Schreiber, man kennt das ja, die Herren können sich zur eigentlichen Arbeit im Anfang noch nicht verstehen. Na, und als denn alle Stränge gerissen waren, nahm ich ihn mit hieher auf die Farm, wo er seitdem die Schafe hütet. Er nannte sich mir gegenüber Robert Schorndorf.“

Bis dahin hatte Toni die gewohnte ruhige Haltung bewahrt, bei diesem Namen aber brach plötzlich die mühsam beherrschte Kraft, sie schluchzte laut.

„Tompkins,“ sagte erschüttert der Farmer, „was machen wir dabei? Ich habe Grund zur Annahme, daß der junge Mann ein Verwandter meines Hauses ist. Wohin kann er sich gewendet haben, um nicht erkannt zu werden?“

Der Verwalter sann nach. „Tiefer in den Busch hinein nicht, Sir,“ sagte er dann, „dort steht auf Meilen hinaus kein Baum, der Früchte trägt, kein Haus, kein Acker — Bob kann nur zu Fuß nach Adelaide gewandert sein, obgleich er dabei Gefahr läuft, Hungers zu sterben.“

Berning erhob sich. „Das ist genug,“ sagte er in seiner gewohnten energischen Weise, „Ihr habt nur allzu recht, Tompkins, er stirbt, ehe er anlangt. Ich will augenblicklich selbst zu Pferde steigen und ihn einholen.“

Toni trat näher, sie schien die Anwesenheit des Verwalters völlig zu übersehen, sie bemerkte es nicht, als sich der Mann bescheiden entfernte. „Onkel,“ bat sie flehentlich, „lieber Onkel, nimm anstatt des Reitpferdes den Wagen und laß mich bei Dir bleiben! Es wäre ja möglich — sieh — ich meine, es könnte ein Unglück geschehen sein, und auch selbst todt — möchte ich ihn wiedersehen.“

Der Alte küßte ihre heißen Augen. „So sehr, so grenzenlos liebst Du ihn?“ fragte er erschüttert.

Es war zwischen ihnen davon früher nie die Rede gewesen, nie auch nur als Andeutung, aber in dieser Stunde leugnete sie nichts. „Ja, Onkel, nimm mich mit Dir! So, so liebe ich ihn!“

Er trug sie fast zum Wagen und dann saßen während der Fahrt durch den sommerhellen Morgen die Beiden einander stumm und unruhig gegenüber. Wie vollständig mußte Oskar sein Schicksal aufgegeben haben, daß er so die Einzigen, welche ihm angehörten, freiwillig floh! —

In allen Schenken am Wege wurde gefragt, an den Farmen und Kolonien Halt gemacht, aber Niemand hatte

den Flüchtling gesehen. Es verging ein erster Tag und eine erste Nacht, auch der Abend des zweiten Tages neigte sich herab und noch war keine Spur entdeckt. Die Pferde wurden ausgespannt, Berning und seine Nichte warteten bis zum Morgen in einer Hütte am Wege, ihre Herzen waren übervoll und traurig bis zur Muthlosigkeit. Jetzt gab es bis Adelaide nur die baumfreie, unbewohnte Wildniß, was würden sie sehen in dem grauen pfadlosen Staube derselben?

Beim ersten Tagesstrahl setzte der Alte die Reise wieder fort, und noch war er keine Viertelstunde gefahren, als er sich plötzlich mit allen Anzeichen der Freude seiner Nichte zuwandte. „Hier sind Goldsucher des Weges gekommen, Toni,“ rief er, „eine ganze Karawane, welche in die Minendistrikte zieht. Gib Acht, vor Abend haben wir den Flüchtling gefangen.“

Er wechselte entschlossen die bisher verfolgte Richtung, trotz seines Alters an Leib und Seele gleich kräftig, dem Impulse des Augenblickes gehorchend, wie nur je vor Jahren, als er auf der Barrikade kämpfte und mit allen früheren Banden brach um eines einzigen Gedankens willen. „Jetzt sei froh, mein Herz,“ rief er, „glaub' mir's, wir finden ihn.“

Aber der Anblick des jungen Mädchens erschreckte ihn wieder. Toni glich einer Leiche, sie lag mit geschlossenen Augen wie leblos im Wagen, er wußte es, wenn Oskar nicht zurückkam, dann war auch sie verloren.

Die Pferde flogen förmlich, man gönnte sich kaum so viel Rast, um sie nothdürftig zu füttern, Mittags wurde

ein Halteplatz der Karawane passirt, dann noch einige bange, schwere Stunden, immer der Spur nach, und endlich stiegen die Lagerfeuer der Deutschen gleichsam freundlich grüßend vor den Blicken des Alten und des jungen Mädchens empor. Spielende Kinder sangen ein bekanntes Lied, mit zwingender Gewalt griffen die heimischen vertrauten Klänge in die bekümmerten Herzen der Beiden: „Weißt Du, wie viel Sterne stehen, hoch am blauen Himmelszelt?“

Der Farmer beugte sich tief zu seiner Nichte herab. „Kennt auch Dich und hat Dich lieb!“ flüsterte er, die angefangene Strophe fortsetzend. „Komm Toni, wir wollen ihn suchen!“

Aber sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht, Onkel! Verlange es nicht! Bitte, geh' allein.“

Und er verstand sie. Noch ein Kuß, ein treufester Händedruck und er wanderte zwischen den Zelten dahin, um überall zu fragen, überall zu spähen, mit immer schwererem Herzen, immer größere Belohnungen bietend, aber umsonst. Niemand hatte den Deutschen gesehen. Jetzt begann selbst er zu verzweifeln; sollte er allein zum Wagen zurückkehren und ihr die Todesbotschaft bringen? Das war fast ein Mord.

Nochmals nahm er die Nachforschung wieder auf. Vor einer Gruppe von mehreren Männern blieb er, da sie so sonderbar flüsterten, stehen, und sah forschend von Einem zum Anderen. „Der Mann, den ich suche, muß Euch begegnet sein, Landsleute,“ sagte er, „es ist nicht anders möglich, denn Ihr kommt von Adelaide und gerade dieses

Weges ging er. Tausend Dollars dem, der mir nachweist, wo ich ihn finde."

Das Angebot wirkte wie ein elektrischer Schlag. Verning sah auf einen Blick, daß man ihn durch das beharrliche Leugnen nur hatte schrauben wollen.

„Ich will es Ihnen sagen, Herr!" rief einer der Männer. Und: „Halbpart, oder es gibt ein Unglück!" schrie der Zweite.

Verning bekämpfte die aufwallende Entrüstung. „Ihr seid Eurer Dreie," sagte er kaltblütig, „fünfhundert für Jeden, aber nun gebt Rechenschaft."

Der erste Sprecher stand auf. „Ich will Sie führen, Herr," versetzte er, „meine Kameraden gehen mit und Sie geben uns zusammen das Geld, oder Ihr Leben ist dahin wie das des Schmetterlings, den ich unterm Fuß zertrete. In der Wüste gilt nur das Gesetz des Stärkeren, darum konnten wir auch, arme Teufel, die selbst hungern, den fremden Mann nicht weiter mitnehmen; er ist da unten liegen geblieben."

Der Farmer erschrak bis in's tiefste Herz. „Todt?" fragte er fast stammelnd.

„O nein, Herr, nur ermattet, aber wir hatten auf unseren Karren für ihn keinen Platz mehr. Kommen Sie nur, es ist nicht weit."

Die vier Männer gingen etwa eine Viertelstunde Weges bis an den Abhang eines Hügels, dessen Fuß gerade in diesem Augenblicke die letzten Sonnenstrahlen mit einem Mantel von Glanz und Flimmern umhüllten. Hohes weiches Gras wuchs in üppiger Fülle, Blumen blühten

überall und in den Gebüschen schwirrten die Insekten. Die Goldsucher zeigten auf eine Biegung des Fußpfades. „Dort liegt er, Herr!“

Berning ging leisen Schrittes weiter. Mitten im hohen Grase lag ausgestreckt eine menschliche Gestalt wie im Schlafe oder im Tode, die Augen geschlossen, um den Mund ein herbes, schmerzvolles Lächeln, kaum erkennbar noch als der lebensfrohe junge Mann, den er einst vor sich gesehen, aber doch Blut von seinem Blute, seines einzigen Bruders Sohn.

„Oskar,“ sagte er, mit Mühe seine Stimme beherrschend, „Oskar, mein armer, lieber Junge.“

Der Unglückliche öffnete plötzlich die Augen, er vollführte eine Bewegung, als wolle er aufspringen, und sank dann ächzend zurück. „Laß mich hier sterben, Onkel,“ flüsterte er, „ich habe es meiner unwerth gehalten, den Tod zu suchen, aber dennoch sehne ich mich nach Ruhe. Mein Dasein ist längst schon ohne Zweck.“

„Unsinn, Junge, Unsinn,“ versetzte mit erkünstelter Fassung der Alte. „Komm schnell, Deine Cousine wartet.“

„Damit ich wieder Schäfer werde? Onkel, laß mich hier sterben.“

Berning reichte ihm etwas Wein. „Wie kamst Du überhaupt dazu, Junge?“ sagte er. „Ein Schäfer ist aller Ehren werth, aber —“

Er unterbrach sich plötzlich. Aus den Augen des jungen Menschen fielen glühende Thränen, er versteckte sie nicht; „Wie ich dazu kam, Onkel? Ich will es Dir sagen! Weil ich für mich und Andere ein unbrauchbarer Mensch bin, weil —“

Seine Stimme brach, er sank ohnmächtig zurück in das Gras.

Die Goldsucher trugen den leblosen Körper zum Wagen, wohin Berning schon vorauseilte. Seine lauten Zurufe begrüßten von Weitem das junge Mädchen, sie stand mitten auf der Straße und streckte ihm die Arme entgegen, unfähig, zu sprechen. „Er lebt, Schatz, er lebt, es ist nur eine harmlose Ohnmacht.“

Und Toni flog zu ihm, schluchzend, beinahe außer sich. „Oskar,“ stammelte sie nur, „Oskar, wo ist er?“

— — — — — — — — — — — —

Es war leichter, den Flüchtling einzufangen, als ihn zu fesseln. Sobald sich Oskar erholt hatte, wollte er fort, und erst als ihm der Farmer anbot, im Dorfe die neugeschaffene Lehrerstelle zu übernehmen, entschloß er sich zu bleiben, ohne indessen auf Rosehill zu wohnen. Der Farmer ließ ihn gewähren, das Leben in seinem Hause gestaltete sich jetzt zufriedener als je, obwohl Toni und Oskar mit einander verkehrten, als hätten sie sich erst eben kennen gelernt. Der früheren innigeren Beziehungen wurde mit keinem Worte gedacht, die beiden jungen Leute vermieden einander überhaupt nach Möglichkeit. Im Dorfe, in der Schule arbeiteten sie zusammen, im Hause gingen sie sich sorgfältig aus dem Wege, je länger, desto absichtlicher sogar, mit desto mehr Hast und Unruhe.

Onkel Karl lächelte dazu. Einmal fragte er seinen Neffen, wie dieser überhaupt nach Australien gekommen sei, und da antwortete Oskar heimlich seufzend: „Ich begab

mich auf das nächste Schiff! Wohin es steuerte, war mir gleichgiltig, ich wollte nur fort aus Deutschland."

Das Herz des Mädchens schlug zum Zerspringen. „Er spricht nicht die Wahrheit," dachte sie, „es muß in Neapel gewesen sein, wo sich die Gräfin von ihm trennte."

Und diese Idee verließ sie nicht wieder. Weshalb verleugnete Oskar seine Beziehungen zu der schönen Frau, die ihn ohne Zweifel betrogen hatte, wie sie Alles betrog, was in ihre Nähe kam? Toni brachte es dahin, bei irgend einer Gelegenheit einmal gleichsam zufällig sagen zu können: „Das geschah, während Du in Neapel lebtest, nicht wahr, Oskar?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin nie dort gewesen, meine Liebe!"

„Ach! Und doch sagte man allgemein, daß Du mit Gräfin Emilie —"

Sie ärgerte sich schon, den Punkt überhaupt berührt zu haben. „Lassen wir das, Oskar," setzte sie beinahe hastig hinzu.

„Ja, lassen wir es, Toni. Wer da glaubte, daß ich die vornehme Dame als ihr begünstigter Verehrer nach Italien begleiten würde, um vielleicht später einer neuen Laune weichen zu müssen, der hat mich nie gekannt. Ich war einmal im Begriff — aus Verzweiflung vielleicht — um die Hand der Gräfin zu werben, aber sie selbst hinderte mich rechtzeitig daran. Wiedergesehen habe ich sie nach ihrer damaligen Abreise nie."

Toni schwieg, in ihr tobte und fluthete ein Aufruhr, den sie um jeden Preis seinen Blicken entziehen mußte.

„Aus Verzweiflung,“ hatte er gesagt, war das nicht eine mehr als halbe Erklärung?

Und sie hütete nun jeden Blick, jedes Wort, sie berechnete ängstlich alle ihre Schritte. Oskar trug in seinem Herzen kein anderes Bild, er war frei, ganz frei, — das scheuchte jede noch so unschuldige Vertraulichkeit, das ließ sie erblassen und erröthen, so oft er kam.

Was fremde Augen sahen, das entging dem Betheiligten selbst. Die Dienstleute des Gutes kombinirten bereits, ja, Onkel Karl lachte sich in's Fäustchen, nur Oskar bemerkte nichts. Er hielt das offenbare Sichzurückziehen des Mädchens für eine Warnung, sein altes Mißtrauen erwachte mit voller Stärke, und mehr und immer mehr vergrub er sich in seine Berufsarbeiten, weniger und immer weniger kam er in das Haus auf dem Rosenhügel.

Der Winter ging zu Ende, ein neuer Frühling streute neue Blüthen in's Land, Onkel Karl saß am offenen Fenster und schrieb nach Deutschland an seinen alten Freund Arning. „Ich glaube doch, daß Du Recht behältst, Rudolph, wir sehen uns wieder! Weißt Du noch, daß Du mich damals ermahntest, den lieben Gott entscheiden zu lassen, mein Alter? — Nun wohl, er hat entschieden. Ich brachte beinahe gewaltsam das Mädchen hieher an das andere Ende der Erde, um sie jeglicher Begegnung mit dem Sohne meines Bruders zu entziehen, und siehe da, ich habe sie ihm geraden Weges in die Arme geführt. Während ich diese Zeilen schreibe, sehe ich die Beiden Arm in Arm durch den Garten gehen, noch ist das Wort der Erklärung zwischen ihnen nicht gesprochen, aber

es sollte mich keineswegs wundern, wenn das heute geschähe."

Und doch, wie weit waren die Vermuthungen des alten Mannes von der Wirklichkeit entfernt! Oskar hatte um eine Unterredung ohne Zeugen gebeten, aber zu welchem Zweck?

„Toni," sagte er gepreßt, „ich komme, um von Dir Abschied zu nehmen. Mit dem Onkel mag ich nicht sprechen, er würde mich nur festzuhalten suchen, während doch mein Entschluß unerschütterlich ist. Ich gehe, Toni, weil mich die Verhältnisse treiben, willst Du dem Alten von mir Lebewohl sagen?"

Das Mädchen nickte, in ihrem Gesicht kam und floh die Farbe. „Und Du beabsichtigst nicht, hieher zurückzukehren, Oskar?"

„Nie! Nie, so lange ich lebe."

„Und — darf ich wissen, was Dich vertreibt?"

„Ja," sagte er abgewandt, „ein Wort, das ich nicht sprechen kann. Meine Hände sind leer, mein Leben ist verfehlt — ich — habe keine Stätte neben den Millionen des Onkels. Lebe wohl, Toni, und Gott behüte Dich!"

„Einen Augenblick!" flüsterte sie, blaß und zitternd am ganzen Körper. „Das Wort, welches Du nicht sprechen darfst, Oskar, soll ich es Dir sagen?"

Da sah er sie an. „Du? — Du?"

„Ja, ich," schluchzte sie, „ich. Oskar, soll ich den Onkel bitten, daß er seine Schätze schenken solle wem er wolle, nur mir nicht, soll ich ihm sagen, daß ich einen armen Lehrer heirathen will und mit ihm Mühe und

Sorge theilen bis an's Ende? Oskar, soll ich ihm sagen, daß ich zu reich bin, um seiner Millionen noch zu bedürfen?"

Er hielt sie längst schon an die Brust gepreßt, er war stumm im Uebermaße des Glückes. Nur Eines drängte sich gebieterisch auf seine Lippen: „Toni, ich bitte Dich, vergib mir die unseligen Worte, die ich damals sprach, mein Herz wußte nichts davon."

Sie schloß ihm die Lippen, ihre Thränen, ihre Liebkosungen antworteten ihm.

Fast ein Jahrzehnt war seit dem Beginn aller dieser Ereignisse verflossen, als in einem hübschen Hause an der Straße nach Schorndorf zwei alte Leute, die sich im Leben kaum gekannt und doch einmal so bitter gehaßt hatten, friedlich nebeneinander saßen, die unglückliche Tante Regine und ihr Schwager, der Farmer. Er wohnte seit der Hochzeit seiner Kinder hier; das Gut, als Toni's Morgengabe von ihm zurückgekauft, bewirthschafteten die jungen Leute allein und Oskar war von früh bis spät unermüdlich thätig, um die Haide in Ackerland umzuwandeln und den größtmöglichsten Nutzen zu erzielen.

Onkel Karl besuchte ihn fast täglich, aber er lebte allein und wunderte sich heute Morgen nicht wenig, als so unerwartet die Wittwe seines Bruders zu ihm in's Zimmer trat, blaß und gebrochen, eine Greisin im weißen Haar, die einst so stattliche hochmüthige Frau, zitternd und schwach, so daß er sie voll Erbarmen zum Sessel führte und abwehrend den Kopf schüttelte, als sie bat, ihm „beich-

ten" zu dürfen, Alles, Alles, auch das Aergste, nur damit er Frieden stifte zwischen ihr und ihrem einzigen Sohne. „Willst Du mir mein Kind wiedergeben, Schwager Karl?" fragte sie ihn leise und demüthig, „willst Du Barmherzigkeit üben?"

Und er drückte ihre welke kalte Hand. „Ich will es, Du arme Seele, ich will es, so wahr mir Gott helfe."

„Dann höre!"

Es war ihm unmöglich, sie zu hindern, endlich einmal mußte das Geständniß die arme belastete Seele erlösen. „Ich hatte in meiner Jugend einen Geliebten," begann Oskar's Mutter ihre Erzählung, „einen Verlobten, an dem mein ganzes Herz mit abgöttischer Liebe hing, Jahre lang, vom Kindesalter her, den zu heirathen sich nach geduldigem Warten endlich damals die Gelegenheit bot, als ich in das Haus Deiner Eltern trat, um Henriettens Erziehung zu vollenden. Meine Aussteuer war fertig, die Einrichtung Stück nach Stück, Pfennig nach Pfennig erspart und die Anstellung als städtischer Lehrer meinem Geliebten sicher, ich hielt mich für das glücklichste Geschöpf unter der Sonne, bis unerwartet, ungeahnt mein ganzes Eden in Trümmer fiel und — —

Aber ich kann das nicht schildern, es widerstrebt mir auch, die Längstgestorbenen anzuklagen, wo ich selbst der Verzeihung so sehr bedarf. Deine Schwester raubte mir den Mann meines Herzens, Karl, ihre junge Schönheit siegte über Pflicht und Ehre, er heirathete sie und überließ mich der Verzweiflung. Was ich damals litt, das beschreibt keine Feder.

Es war aus Trotz, aus wildem Rachegefühl, als ich etwas später dem armen Andreas meine Hand reichte, kein Betrug freilich, denn ich hatte ihm Alles gesagt und er liebte mich grenzenlos, aber dennoch eine unselige Ehe, die auch durch die Geburt unseres Sohnes keine glückliche werden konnte, namentlich, da viele Kapitalien nach einander verloren gingen und der geschäftliche Ruin in naher Aussicht stand. O Karl, und in diese Zeit traf Dein Brief, in diesem kritischen Augenblick, als Ehre und Existenz auf dem Spiele standen, fielen Tausende wie vom Himmel in unser verödetes Haus! Da kam die furchtbare Versuchung über mich, der ich Unselige erlag! Verdamme mich, wenn Du kannst, aber ich überredete meinen Mann, ich war es, die das Geld unterschlug und es der sterbenden Henriette stahl. Ihre Ehe war unglücklich gewesen, ihre Kinder starben dahin, zwei Tage später wurde sie selbst in's Grab gelegt. Was hätte ihr noch die große Summe nützen sollen? reflektirte ich, und außerdem war sie nicht die, welche ohne Gewissensbisse mein ganzes Lebensglück zerstört hatte? Ich machte mir keine Vorwürfe, ich fühlte über das Grab hinaus noch Haß und unversöhnlichen Groll.

Da nahm Andreas das kleine verwaiste Mädchen trotz meines heftigen Widerstrebens in sein Haus, er blieb gegen Bitten und Drohungen gleich sehr taub, ich mußte dulden, daß das Kind an unserem Tische aß, ich sah täglich das Ebenbild Derjenigen, die mir mein ganzes Glück geraubt, und was das Schlimmste war, ich verlor dabei den mühsam beschützten Frieden meiner Ehe, ich konnte nicht hin=

dern, daß Oskar, aller dieser bösen Verhältnisse wegen, in eine entfernte Pension gebracht wurde. Mein eigenes Kind unter Fremden, das verhaßte andere heimlich verhätschelt, verzogen, war es ein Wunder, daß ich es von mir stieß, als der Tod Deinen armen Bruder abrief? War es ein Wunder, daß ich ihm die große Summe vorenthielt zu Gunsten des meinigen? Oskar sollte glücklich sein, Oskar sollte alle Schätze des Lebens besitzen, für ihn gab ich meine Gewissensruhe dahin, für ihn wollte ich leiden und wäre es das Aergste gewesen. —

Der Weg, auf welchem ich ging, führte nicht zum Ziel; Gott hat in den langen einsamen Jahren meine Seele gedemüthigt, meine Hoffarth gebrochen, ich verlor Oskar's Achtung, ich erlitt den tausendfachen Jammer des Todes, als er ohne ein Wort der Versöhnung aus dem Lande ging. Rudolph Arning, der Freund unserer Jugend, der treue gute Mensch, ist dann später mehr als einmal zu mir gekommen und hat mich getröstet, mir erzählt, was er über Oskar's Schicksal von Dir wußte, aber immer noch hinderte mich der Stolz, um Frieden zu bitten, immer noch zögerte ich, bis mein Sohn hieher wieder zurückkehrte, jetzt ertrage ich es nicht länger, ich muß mich mit ihm aussöhnen oder sterben vor Qual. Willst Du Alles, was ich Dir hier erzählt habe, ihm und ihr in meinem Namen sagen, Schwager Karl? Willst Du Barmherzigkeit üben an einer armen Sünderin, die auf Erden keine andere Hoffnung mehr hegt, als nur diese eine?"

Der alte Mann streckte ihr beide Arme entgegen, er tröstete sie mit milden, zuversichtlichen Worten, er gab ihr

die volle Versicherung des Friedens und der Versöhnung auf den Weg, als sie sich an diesem stillen, feierlichen Sonntagmorgen trennten. Gewiß, es hätten ja nicht viele Menschen dreist von sich behaupten dürfen, daß an ihrer Stärke die ganze Schwere der Versuchung machtlos zerschellt wäre, es war so viel, viel leichter, die arme Gefallene lieblos zu verurtheilen, als an ihrer Stelle fest und unentwegt dem Sturme die Stirn zu bieten.

Onkel Karl sprach mit seinem Neffen von der stattgehabten Unterredung kein Wort, er wollte anders als durch bloße Vorstellungen auf ihn einwirken, dazu aber bedurfte es noch einer kurzen Frist, bis auf Schorndorf der Storch einkehrte und den ersten prächtigen Buben in die Wiege legte. Toni hatte inzwischen schon, von dem Alten vorbereitet, ihre Tante gesehen und herzlich willkommen geheißen als Mutter ihres geliebten Mannes, jetzt aber galt es, der gebeugten unglücklichen Frau auch die Zuneigung des Sohnes, seine kindliche Liebe wieder zu gewinnen, und das war ja dann gerade das Gottesgeschenk, welches der kleine Bursche vom Himmel her mit sich brachte auf die arme sturmdurchtobte Erde. Als Oskar das Zimmer betrat, um seinen erstgeborenen Sohn zu begrüßen, da fand er an Toni's Bett mit dem Kleinen im Arme die Frau, welche ihm selbst das Leben gegeben, seine alte Mutter, die ihn furchtzitternd und doch so voll innigen Flehens ansah, die müde, gebrochene Greisin, aus deren Armen er das Kind empfing, gleichsam zur Bitte als Vermittler zwischen ihm und ihr, mit dem ersten Klange seiner unschuldigen Stimme mächtig das Herz des Vaters ergreifend und erschütternd.

„Oskar,“ flüsterte Toni, matt die Hand auf den Arm der Greisin legend, „das ist meine Mutter, sei gut zu ihr, Lieber!“

Und Doktor Arning, der treue, altbewährte, kam lächelnd von der anderen Seite. „Oskar, nun Sie selbst Vater sind, mein Lieber, könnten Sie noch gegen Ihre alte Mutter einen unversöhnlichen Gedanken hegen?“

Nein, nein, er konnte es nicht. Seine Arme umschlossen Beide zugleich, die weinende Frau und das kleine Kind, den Friedensengel, dessen Händchen die Palmenzweige gebracht hatten. Toni sah voll Glück und Freude hinüber zu dem alten Freunde ihrer Familie, — es war jetzt Alles, Alles gut.

— — — — — — — — — — — —

Dahlberg hatte schon vor der Ankunft Oskar's und seiner jungen Frau die Stadt verlassen, man hörte von ihm nie wieder, dagegen aber kam im Laufe des Sommers die Gräfin Hartenstein in ihr Palais am Schloßberge zurück und erschien sogar eines Tages mit der heitersten, unbefangensten Miene auf Schorndorf, um sich nach dem Ergehen ihres kleinen Lieblings, der jetzigen Frau Berning zu erkundigen und bei dieser Gelegenheit alle früheren Netze gegen den jungen Ehemann wieder auszuwerfen. Ihre offenbar absichtlich zur Schau getragene Vertraulichkeit ihm gegenüber, ihre Blicke und Winke waren bestimmt, Toni's Eifersucht zu erregen, die immer noch schöne, verführerische Frau hatte es dem bürgerlichen Manne nie verziehen, daß er ihr damals nicht gehorsam nach Italien folgte, sie wollte jetzt ihm und jener Anderen, die er vorgezogen, ihre ganze

Macht vor Augen führen, so daß die junge Frau im ersten Moment heimlich zitternd ihr kaum gewonnenes Glück auf's Neue bedroht sah — aber nur im ersten Moment. Oskar küßte lächelnd die Falten von der Stirne seines Lieblings. „Beruhige Dich, Herzchen," flüsterte er, „sie kommt nicht wieder. Ich habe ihr mit einigen höflichen Worten mein Haus verboten."

„Du?" fragte voll Erstaunen die junge Frau, „Du, Oskar?"

„Ich, Schatz. Dergleichen Frauen können uns zuweilen zu einer Thorheit verleiten, aber das Erwachen aus solchem Taumel pflegt gründlich zu ernüchtern."

Toni legte innig den Kopf an seine Brust — aus ihrem Herzen war der letzte Schatten getilgt.

Napoleon als erster Konsul.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Seit dem 18. Brumaire des Jahres VIII. der französischen Republik — dem 9. November 1799 — regierte thatsächlich der General Napoleon Bonaparte als alleiniger Herr in Frankreich. Der von ihm an dem genannten Tage ausgeführte Staatsstreich hatte zwar die republikanische Staatsform noch nicht völlig beseitigt, aber durch Einsetzung von drei Konsuln als Regenten auf zehn Jahre ihr bereits eine monarchische Spitze gegeben. Bonaparte selbst als erster Konsul war auch mit der Macht eines wirklichen Regenten ausgestattet worden; seine beiden Collegen, Cambacérès und Lebrun, bedeuteten wenig und wollten klugerweise nicht viel gegen den berühmten und allmächtigen General bedeuten, auf den die Augen Frankreichs und der Welt damals bewunderungsvoll gerichtet waren. Der Senat ernannte denn auch schon im Jahre 1802 Napoleon Bonaparte zum obersten Konsul auf Lebenszeit und eine allgemeine Volksabstimmung in Frankreich bestätigte ihn in dieser Würde mit 3,568,885 von 3,577,259 Stimmen.

Von nun an war der erste Konsul systematisch darauf bedacht, durch einen glänzenden Hofstaat sich bei den prunk-

liebenden Franzosen in monarchisches Ansehen zu setzen und auch dem Auslande gegenüber mit allen äußeren Eigenschaften der Souveränität aufzutreten. Bis dahin war sein Hof vollständig militärisch zugeschnitten gewesen und daran gewöhnt, Alles, was Napoleon sagte, mit schuldigem Respekt vor dem obersten Befehlshaber anzuhören. Eine eigentliche Unterhaltung war mit Napoleon überhaupt unmöglich. Er konnte Einwendungen durchaus nicht ertragen und die Herrschsüchtigkeit seiner Natur mäßigte sich Niemand gegenüber, deshalb sprach er in Gesellschaft immer nur allein und am liebsten von sich, doch war seine Unterhaltung schwerfällig und unschön in der Form, aber geistreich und durch Gedankenfülle überraschend und staunenswerth. Wer ihm gefallen wollte, mußte ihm andächtig zuhören können, und wer sich darin auch nur auf Augenblicke vergaß, den wußte er sogleich durch irgend ein hartes und rücksichtsloses Wort in die sklavische Furcht zurückzuversetzen, die er allen Personen seiner Umgebung einflößen wollte und den meisten auch wirklich einflößte.

Sehr geschickt wußte er nun die liebenswürdigen Eigenschaften seiner Gemahlin Josephine zu benutzen, um Viele an den Hof zu fesseln, die er selber durch seine rauhen und rücksichtslosen Manieren sehr wahrscheinlich nicht angezogen haben würde. Josephine war noch jugendlich und schön, mindestens besaß sie eigenthümlichen Liebreiz, und ihre feinen Züge erhielten durch den sanften Blick ihrer seelenvollen Augen einen herzgewinnenden Ausdruck. Ihr Wuchs war tadellos, die geringste ihrer Bewegungen von vollendeter Eleganz; sie kleidete sich mit außerordentlichem Geschmack,

war voller Liebenswürdigkeit und Herzensgüte bis zur Nachsicht und dadurch vollkommen geeignet, die große Rolle in der Gesellschaft zu spielen, die der ehrgeizige Gemahl von ihr erheischte. Sie bekam ihre auserlesenen Palast- und Gesellschaftsdamen, darunter die junge Frau v. Rémusat, deren neuerdings erschienene Memoiren, ebenso wie die gleichzeitig veröffentlichten von Fürst Metternich, zur näheren Kenntniß Napoleon's so ungemein werthvoll sind. Außerdem war Josephine von altem französischen Adel und schon als Gattin des unter der Schreckenszeit hingerichteten Generals v. Beauharnais eine Zierde der Pariser Salons gewesen. „Eine Eroberung mehr," hatte daher Napoleon gesagt, als er 1796 die vielumworbene Wittwe als seine Gemahlin heimführte.

Ihr übertrug er, als er zur Macht gelangt war, die Sorge für die Rückkehr der Verbannten und ausgewanderten Adeligen. Alle Listen gingen durch ihre Hand und sie notirte die Namen Aller, die zurückkehren durften. Dadurch vermittelte sie die Annäherung zwischen dem französischen Adel und der neuen Konsularregierung.

Vom Beginn seiner Machtstellung an hatte Napoleon die Tuilerien bezogen, nur im Sommer residirte er in St. Cloud. Eine strenge Hofordnung und Etikette war eingeführt worden und der erste Konsul hielt große Stücke darauf, so wenig er selbst auch den Zwang leiden konnte. Damals jedoch hielt er es noch für angezeigt, bei einer sehr regelmäßigen Lebensweise eine strenge Außenseite zur Schau zu tragen, um dadurch alle jene Gerüchte Lügen zu strafen, die man über seine leichtfertigen Sitten verbreitet

hatte. Seine Gemahlin vor Allem zeichnete er in jeder Weise aus, und er, der die Frauen im Allgemeinen verachtete, stellte Josephine wirklich hoch und lebte auch damals noch glücklich mit ihr trotz häufiger ehelicher Unfriedensscenen, die ihre Eifersucht und sein Jähzorn hervorriefen. Zweimal wöchentlich ließ er einige Regierungsbeamte einladen, und monatlich einmal hielt er eine große Tafel von ungefähr hundert Gedecken in den Tuilerien. Abends war dann allgemeiner Empfang von allen Militär- und Civilpersonen, denen ihr Rang nur irgendwie Zutritt bei Hofe gab. Auch die Gesandten und Fremden von Auszeichnung stellten sich bei dieser Gelegenheit ein.

An solchen Empfangsabenden wurde stets ein außerordentlicher Luxus entfaltet, denn Napoleon verlangte dies von seinen Getreuen, und mehr aus Berechnung denn aus Geschmack und Neigung mußte bei Hof Alles prunkvoll und in prächtigsten Toiletten sein. Die Würdenträger, die Hofchargen und hohen Staatsbeamten erhielten reiche Uniformen und Kostüme, und dieser äußere Glanz, der so sehr gegen die Nachlässigkeit und Prunklosigkeit im Auftreten der Republikaner vorher abstach, gefiel den Parisern und erschien als weitere Bürgschaft besserer Zeiten.

Napoleon selbst trug gewöhnlich die Uniform der Garde, aber bei großen ceremoniellen Gelegenheiten hatte er für sich und seine beiden Collegen einen rothen, breitschößigen, goldgestickten Galafrack bestimmt, im Winter von Sammt und im Sommer von Seide; dazu eine lange Weste und Kniehosen von weißem Atlaß mit Gold gestickt und weiße seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen. Die beiden an-

deren, schon bejahrten Konsuln schritten in dieser bunten Tracht, noch dazu gepudert und mit Spitzen und Galanteriedegen, gravitätisch wie Figuren aus der Rococozeit einher. Napoleon hingegen erlaubte sich die seltsamsten Abänderungen dieses Kostüms, zog manchmal kurze Suwarowstiefel dazu an, band sich eine schwarze Kravatte um, trug die Uniformweste und den gewöhnlichen Offiziersdegen, wie er auch in kurzgeschnittenen, ungepuderten, sogar nachlässig gestrichenen Haaren erschien.

Neben den großen Hofgesellschaften gab es die kleineren bei Josephine, wo ihre vertrauteren Freunde und Freundinnen, die Verwandten und einige nahestehende Personen des Hofes sich zusammenfanden. Napoleon hatte seine Mutter nach Paris kommen lassen, wo er sie als „Madame Mère“ mit einem glänzenden Hofstaat umgeben hatte. Sie lebte aber sehr eingezogen, ohne Einfluß, und suchte nur diesem Glück ihrer Familie, dem sie nicht traute, so viel Geld als möglich abzugewinnen und es geizig zu bewahren. Die Tuilerien und Josephinens Soiréen besuchte sie fast nie. Dagegen stellten sich hier öfter die Brüder und die Schwestern Napoleon's ein, denen Allen er ja der zwar tyrannische, aber sie doch zu hohen Ehren und Stellungen fördernde Wohlthäter war. Seine reizende Schwester Karoline, erst seit Kurzem mit dem schmucken General Murat vermählt, war fast regelmäßig da; ebenso die Fürstin Elise Bacciocchi, eine andere Schwester des ersten Konsuls; ferner die Tochter Josephinens aus erster Ehe, Hortense, seit 1802 mit Louis Bonaparte vermählt, eine elegante, graziöse Erscheinung, doch leidend und verdüstert geworden,

da ihre Ehe keine glückliche war; gelegentlich auch der von ihr so sehr geliebte Bruder Eugen Beauharnais, das Bild eines echten französischen Edelmannes, von Anspruchslosigkeit und Herzensgüte, aufrichtig und voller Verehrung für Napoleon, seinen Stiefvater. Hier begegnete man ferner Duroc, dem Palastgouverneur und Vertrauten seines Herrn, dem Staatssekretär Maret mit seiner wunderschönen Frau; Generälen, darunter auch Moreau, damals noch mit Napoleon befreundet, und häufig Berthier, dem begeisterten Genossen desselben. Talleyrand, der Minister, ließ sich ebenfalls hier sehen; er war an diesem neuen Hofe durch sein feines Wesen der einzige wirkliche Grandseigneur, dessen vornehmes Schweigen und abgemessene Höflichkeit bei Allen auch wider ihren Willen Eindruck machte, selbst bei Napoleon, der sich auch von ihm allein Einwendungen und Rathschläge gefallen ließ. Talleyrand allein durfte es wagen, sich über die Hofleute lustig zu machen und diejenigen mit seinem beißenden Witze zu verfolgen, die ihm Gelegenheit dazu boten. Er durchschaute Napoleon, übersah ihn selbst in manchen Stücken, und deswegen fürchtete ihn dieser als den Meister rücksichtsloser Ränke und selbstsüchtiger Mittel, in denen Napoleon die eigentliche Größe der Menschen und vor Allem der Staatslenker erkannte. Beider Seelen waren niedrig und ohne eine Spur von Hochherzigkeit. „Dieser verteufelte Kerl,“ äußerte sich Talleyrand einmal über seinen Gebieter, „führt die ganze Welt am Narrenseil. Selbst bei seinen Leidenschaften kann man ihn nicht fassen, denn er weiß noch immer durch einige Hinterthüren zu entschlüpfen.“ Den österreichischen

Gesandten, Grafen Metternich, welcher zu diesen kleinen Soiréen in den Tuilerien gern geladen wurde, achtete Napoleon aus einem ähnlichen Grunde wie Talleyrand. Die geistige Ueberlegenheit eines Menschen beurtheilte er nur nach dem Geschick, mit welchem er zu lügen verstand. „Metternich,“ sagte er einmal, „ist ein großer Staatsmann, denn keiner lügt wie er.“

Napoleon selbst wohnte diesen von seiner Frau veranstalteten Gesellschaften mit Vorliebe bei. Er nahm dann auf dem großen Sopha Platz und bekümmerte sich wenig um die Anwesenden, sprach zu dem Einen, den er sich auserwählt, oder hing auch, was ihm eigen war, wortlos seinen Träumereien nach. Nach der Beschreibung der Frau v. Rémusat und ebenso auch Metternich's war Napoleon von kleiner und nicht eben vortheilhafter Gestalt, weil sein Oberkörper gegen den übrigen Theil seiner Figur zu groß war. Er hatte dünnes, kastanienbraunes Haar und graublaue Augen. Seine Gesichtsfarbe spielte in's Gelbliche und nahm erst in späteren Jahren eine marmorne Blässe an. Im Profil war sein Antlitz schön zu nennen, namentlich die Linie seiner Stirn und Nase, die an jene klassischen Köpfe erinnerte, wie man sie wohl auf antiken Medaillen sieht. Sein Mund hatte trotz der schmalen Lippen etwas Angenehmes, wenn er lächelte und dabei seine wohlgeordneten Zähne zum Vorschein kamen. Sein Kinn schien etwas verkürzt und entbehrte der sanften Rundung, dagegen waren seine Hände und Füße tadellos und er bildete sich auch nicht wenig darauf ein. Seine Haltung war immer nach vorn gebeugt und seine in der

Regel glanzlosen Augen gaben seinem Gesichte in ruhigen Momenten einen melancholischen, nachdenklichen Ausdruck. Wenn er aber in Zorn gerieth, was ihm häufig begegnete, so wurde sein Blick wild und drohend. Sein Lächeln dagegen, das ihn sehr gut kleidete, entwaffnete sofort, denn es schien seine ganze Person zu verjüngen. Dies Lächeln verschönte ihn auffallenderweise und es fiel dann schwer, sich dadurch nicht gewinnen zu lassen. Selten freilich war es zu sehen: der Ernst war der Grundzug seines Charakters, aber nicht jener edle Ernst einer angeborenen Würde, sondern mehr jener andere, der aus einem tiefinneren Denken entspringt. In seiner Jugend ein phantastischer Träumer, neigte er später zur Schwermuth und diese verwandelte sich noch später in eine fast beständige üble Laune.

Er konnte in den vertrauten Hofgesellschaften seiner Frau begeistert von dem Säuseln und Brausen des Windes, von dem Rauschen und Murmeln der Meereswellen reden; ja, er wies nicht einmal den Glauben an übernatürliche Dinge oder doch sonst manche Art Aberglauben entschieden zurück. Wenn er an solchen Gesellschaftsabenden aus seinem Arbeitszimmer in den großen Salon der Madame Bonaparte trat, ließ er oft die Lampen und Kerzen durch matte Gazeschleier verhüllen. Dann gebot er wohl auch Stillschweigen und erzählte die abenteuerlichsten Gespenstergeschichten, oder er ließ sich, meist von italienischen Künstlern, sanfte, schwermüthige Lieder vorsingen, die nur von wenigen Instrumenten leise begleitet werden durften. Er versank in Träumen dabei, das natürlich Jeder respektirte, so daß man nicht die geringste Bewegung zu machen oder

gar von seinem Platz aufzustehen wagte. Ein solcher Zustand schien ihm alsdann, wenn er wieder zu sich kam, eine Art von Erholung verschafft zu haben, denn in der Regel wurde er darauf ganz heiter und mittheilend.

Charakteristisch für die Elasticität, mit der er von einer Stimmung in die entgegengesetzteste sich werfen konnte, ist eine Scene, die er dem englischen Botschafter Lord Withworth bereitete, wie sie Frau v. Rémusat erzählt.

Es war kurz vor dem Bruch mit England im Jahre 1803. Der erste Konsul pflegte damals in jedem Monat einmal die fremden Gesandten mit ihren Frauen zu empfangen, und zwar in den Gemächern seiner Gemahlin. Bei dieser Audienz wurde stets ein außerordentlicher Pomp entfaltet. Die sämmtlichen Herrschaften begaben sich in den großen Empfangssaal, wo sie sich nach ihrem Range aufstellten, und wenn dies geschehen war und sie eine geraume Zeit gewartet hatten, was absichtlich so eingerichtet wurde, meldete ein Huissier mit lauter Stimme die Ankunft des ersten Konsuls, der darauf in Begleitung seiner Gemahlin mit einem Gefolge von Herren und Damen erschien. Der Palastpräfekt stellte die Einzelnen vor, Madame Bonaparte setzte sich nieder und Napoleon selbst richtete an diesen und jenen der Gesandten einige Worte, grüßte leicht und zog sich dann zurück, wie er gekommen war. Also ganz nach königlicher Etikette. Auch diesmal war wieder das diplomatische Corps in den Tuilerien versammelt. Napoleon befand sich noch im Schlafzimmer bei seiner Frau und spielte in ausgelassener Weise auf dem Teppich des Fußbodens mit dem kleinen Napoleon, dem

damals ein Jahr alten Sohn seines Bruders Louis und Hortense's, dem älteren Bruder des späteren Louis Napoleon, der das Kaiserreich noch einmal in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wieder aufrichten sollte.

Mitten in diesem lustigen Spiel mit dem Kinde meldete man dem Gewaltigen die Ankunft der Diplomaten. Hastig sprang er in die Höhe, nachdem er den Kleinen fast unsanft auf den Teppich gesetzt, und war wie verwandelt. Alle Heiterkeit war im Nu aus seinem Antlitz gewichen; finster und zornig waren seine Züge, marmorblaß sein Gesicht. Er dachte an England.

„Gehen wir!" stieß er hervor und eilte voraus, ohne seiner Gemahlin den Arm zu bieten, was er sonst immer that.

Alle folgten ihm bestürzt.

Im Audienzsaal angelangt, ging er sogleich und ohne Jemand zu grüßen, auf Lord Withworth zu und begann ohne jede Einleitung sich über England auf's Bitterste zu beklagen. Mit jeder Minute wuchs sein Zorn; die ganze Versammlung stand wie gebannt vor Schrecken. Zuletzt konnten seine harten und drohenden Worte kaum mehr über die bleichen, zitternden Lippen. Keiner wagte, sich auch nur zu rühren und tödtliche Angst lag auf allen Gesichtern. Der Lord stammelte betroffen nur einige unverständliche Phrasen.

Infolge dieser Herausforderung kam es zunächst zu einem heftigen Zeitungskrieg zwischen englischen und französischen Blättern. Niemand war empfindlicher für Angriffe in der Presse als Napoleon, und die englischen Pamphlete und

Schmähungen, die nun gegen ihn persönlich gerichtet wurden, erregten seinen ingrimmigen Aerger. Er hielt es nicht unter seiner Würde, die im „Moniteur" erscheinenden Erwiederungen und Noten selbst zu überwachen, und sehr oft diktirte er seinem Kabinetssekretär Maret die Antwort auf englische Zeitungsartikel, die ihn verletzt hatten. Mit eigener Hand, nebenbei bemerkt, schrieb er nämlich so gut wie nichts. Seine Handschrift war so schlecht und unleserlich, daß kein Mensch und oft er selbst nicht sie entziffern konnte. Zudem war seine Orthographie sehr mangelhaft und selbst zu schreiben war ihm schon deshalb zuwider, weil er nicht die geringste Geduld besaß zur Verrichtung irgend einer mechanischen Arbeit. Er diktirte daher, und zwar ganz in der Weise, wie er zu sprechen pflegte, wobei er mit hastigen großen Schritten auf und ab ging.

Im Sommer 1803 beschloß Bonaparte eine Reise nach dem eroberten Belgien, welche mit großer Pracht ausgeführt werden sollte. Der erste Konsul wollte sich allem Volk in der Herrlichkeit eines Souveräns zeigen und Stimmung für die Einsetzung seiner Dynastie machen, woran er jetzt lebhaft dachte. Es fiel ihm nicht schwer, Josephine zu überreden, nur ja Alles an Schmuck und Putz mitzunehmen, was geeignet sein könnte, das Volk zu blenden und zu gewinnen. In den französischen Städten empfing man ihn denn auch mit Volksjubel und mit königlichen Ehren, die Häuser waren bekränzt und beflaggt, alle Behörden mußten zur Vorstellung aufmarschiren, ihn begrüßen und beglückwünschen. In diesen Reden voll der niedrigsten Schmeicheleien wurde die Republik zwar noch immer mit Namen genannt,

im Uebrigen aber waren die Worte wie an einen Monarchen gerichtet. In flandrischen Städten that man auf erhaltenen Wink hin sogar noch ein Uebriges, um Napoleon gefällig zu sein. Man bat nämlich den Konsul in tiefster Ehrfurcht, das Glück Frankreichs und den Frieden Europa's dadurch noch mehr und dauernder zu befestigen, daß er seinen gegenwärtigen unsicheren Titel mit einem anderen vertausche, der besser seiner hohen Mission entspräche.

Beim ersten Mal, wo ihm dies Ansinnen vorgetragen wurde, lächelte Napoleon heimlich, faßte sich aber schnell und erwiederte dann mit geschickt gespielter Entrüstung, daß jeder Schritt zur Vergrößerung seiner Macht, der nur im Geringsten die Republik schädigen könne, seiner unwürdig sei, denn er sei nichts mehr als ihr erster Bürger. So wies er die Krone noch zurück, obwohl er froh war, daß man anfing, sie ihm anzubieten.

Bankette und Festlichkeiten folgten dann überall, für ihn der langweiligste Theil dieser Ehrenbezeigungen. „Dergleichen ist nicht für mich," sagte er zu seiner Umgebung, „Feste und Vergnügen sind nicht nach meinem Geschmack."

Nach der Rundfahrt durch Belgien kehrte er nach Frankreich zurück, und zwar über Sedan. Er kam, um den „Willen des Volkes" auszuführen und für sich ein Kaiserthum zu errichten. In dieser Absicht ließ er das Reglement für die Ehrenlegion ausarbeiten; sie sollte eine Schöpfung größtmöglichen Glanzes werden.

Kaum war er wieder in St. Cloud angekommen, so drängten sich die Deputationen der hohen Staatskörper zu ihm, um ihm ihre Huldigungen in tiefster Ehrfurcht dar-

zubringen. Er antwortete ihnen kurz und stolz als der Herr, in dessen Belieben es stehe, wann er den Krönungsmantel umlegen wolle. Das Kaiserreich war in Sicht.

Der thierische Instinkt.

Von

Paul Tunsch.

Wenn der Dichter für die ihn durchstürmenden Empfindungen nicht die rechten Worte zu finden vermag und die Produkte seiner Feder häufig nur der matte Abglanz der in ihm lebenden Ideale sind, so geht es dem Gelehrten oft nicht minder so. Auch für seine hochanstrebenden Ideen, seine weittragenden Begriffe ist der Reichthum des Sprachschatzes zu arm und er greift in seiner Verlegenheit zu besonderen, oft eigenthümlichen Ausdrücken, die im Munde des Laien nicht selten zu dem ausgedehntesten Mißbrauch führen. So entstand z. B. die zuweilen geradezu unübersetzbare Sprache der Philosophen, die dem Laien unverständlich ist, und solchen Ursprungs ist auch der so viel mißbrauchte und unklare Ausdruck „Instinkt". Das wilde Thier stürzt auf seine Beute, das scheue Wild flieht die Kugel des Jägers und der treue Hund folgt der Spur seines Herrn — Alles wird mit dem Universalwort „Instinkt" bezeichnet, welches, wie sich der Engländer

Lewes ausdrückt, „eines jener Worte ist, hinter denen die Menschen ihre Unwissenheit vor sich selbst verbergen".

Was ist denn aber dieser sogenannte Instinkt? —

Versuchen wir die Beantwortung dieser Frage durch Beispiele aus der Natur zu geben: Die weiße Spinne spinnt ihre Netze auf weiße oder hellgelbe Blüthen, wo sie selbst weniger bemerkbar ist, zieht sich zurück und erwartet so ihre ahnungslose Beute. Daß das Thierchen mit Berechnung handle, daß es wisse, daß es auf hellen Blüthen seiner Körperfarbe wegen seinen Feinden sowohl als der von ihm aufgelauerten Beute weniger bemerkbar ist, als auf dem dunklen Zaune, der schwarzen Mauer, oder grünen Blättern, das wird Niemand behaupten wollen. Nein, es ist der Instinkt, welcher es lehrt, zweckmäßig zu handeln, ohne daß es sich dessen völlig bewußt ist. „Instinkt", definirt Dr. A. Bernstein diesen Begriff, „nennt man die, lebenden Wesen innewohnende Kraft, die sie treibt, zweckmäßige Dinge zu thun, ohne daß diese Wesen es wissen, weshalb sie so handeln."

Der wichtigste und unmittelbarste Instinkt ist der Trieb der Thiere zur Erreichung der Nahrung oder der Beute, welcher in gleichem Maße der ganzen Thierwelt zukommt. Hier tritt uns entweder die rohe Gewalt des Starken oder die List des Schwachen entgegen. Der blutdürstige Tiger, welcher sich auf das flüchtige Wild stürzt, entlockt uns weniger Bewunderung, als die winzige Spinne, die ihre klebrigen Netze zieht, sich an einem Faden in ihr Versteck zurückzieht und dort stundenlang, ohne sich zu regen, die größere Fliege erwartet, die sich in ihre Ma=

schen verirrt. Ruhig sieht sie dann zu, bis sich ihr Opfer bei der Anstrengung, sich gewaltsam zu befreien, immer tiefer in die tückischen Schlingen verwickelt, um dann blitzschnell hervorzustürzen, ihr Opfer zu umweben und so gefesselt mit Ruhe zu tödten. Interessant ist auch die Art und Weise, wie sich die Larve des Ameisenlöwen, welche sich nur mit Mühe und äußerst langsam bewegen kann, der schnelleren und geschickteren Ameise bemächtigt. Der Instinkt lehrt dieses Thierchen eine wirkliche Falle graben, in welche die Ameisen hineinstürzen. Es beginnt mit der Untersuchung des Bodens und wählt dann meist solche Orte, wo es eine größere Passage von Ameisen oder anderen kleineren Insekten erwartet. Hat es den Boden für geeignet befunden, so zieht es einen Zirkel, welcher den Umriß der nachmaligen Grube darstellt. Nun begibt die Larve sich in die Mitte des Zirkels und beginnt zu graben, indem sie stets einen Fuß als Schaufel benutzt, die ausgegrabene Erde aber auf das Köpfchen legt und durch einen heftigen Ruck weit über den Kreis hinausschleudert, wodurch das Fortschaffen der Erde erspart wird. Um die Oeffnung in der Mitte gräbt das Thierchen nunmehr einen Graben, um diesen einen zweiten, und gräbt so rückwärts schreitend fort, bis es den Zirkel erreicht hat und nun die Grube fertig ist. Sehr oft trifft es auch unvermuthet auf ein Hinderniß, z. B. ein Steinchen, das sich im Boden befindet. Dann gräbt das Thier um dasselbe herum ungestört weiter und erst nach vollendeter Arbeit geht es an die Hinausschaffung des Hindernisses, und es ist bewundernswerth, zu beobachten, wie es sich abmüht, den Stein

auf seinen Rücken zu laden und aus der Grube zu schleudern. Gelingt dies nicht, so entschließt es sich zum Hinausschieben desselben, doch geschieht dies erst nach langer Ueberlegung und dann mit größter Vorsicht, da hiebei eine Furche in der Grube entsteht und dieselbe mehr oder weniger verschüttet wird. Ist der Stein glücklich aus der Grube geschafft, so entfernt ihn das Thier weit von dem Rande derselben, damit er nicht durch Herabrollen das mühsam vollendete Werk beschädige. Nun gräbt sich die Larve in den Boden inmitten der Grube halb ein, legt sich Erde auf das Köpfchen und erwartet mit Ruhe die Beute. Wenn die ahnungslos dahineilende Ameise in die Grube stürzt, wird sie sofort ergriffen und ihr das Blut ausgesogen. Sollte sie jedoch nicht ganz herabfallen und sich durch die Flucht zu retten versuchen, so überschüttet die Larve dieselbe dermaßen mit Erde, daß sie betäubt hinabgleitet und dem Feinde im Hinterhalte zur Beute wird.

Zu dem Triebe, sich mit List seiner Beute zu bemächtigen, gehört auch das leise Heranschleichen und plötzliche Ueberfallen einzelner Thiere. Als ein schreckliches Beispiel dieser Art wird die Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit geschildert, mit welcher Krokodile Menschen aus den Kähnen in's Wasser reißen. Es soll dies oft mit einer so furchtbaren Geschicklichkeit geschehen, daß von dem unglücklichen Opfer kein Schrei vernommen und der Ueberfall von den Gefährten erst bemerkt wird, wenn das Thier mit seinem Opfer bereits in der Tiefe verschwunden ist.

Diesem Instinkte verwandt ist der Trieb zur Auf-

speicherung der Nahrung für die Zeit der Noth, der uns in zwei verschiedenen Formen entgegentritt. Manche Thiere bringen ihre Nahrung in besonders erbauten Räumen als Vorräthe unter, während andere der Verfettung des eigenen Körpers nachgehen, von der während des Winterschlafes der Lebensprozeß seinen Unterhalt zieht. Der gefräßige Hamster z. B. legt seine Wohnung groß und bequem an, sie besteht aus einer Anzahl zierlich gewölbter Höhlen, die durch einen schmalen Gang, gleich einer Gallerie, verbunden sind. In einer dieser Höhlen befindet sich das Bett des Thieres aus trockenen Kräutern, während alle übrigen Höhlen Vorrathskammern für Nahrung sind, mit deren Hilfe das Thier den Winter überdauert. Der Bär, das Murmelthier legen dagegen ihre Nahrungsmagazine für den Winter gleichsam in ihrem eigenen Körper an. Sie gehen während des Reichthums an Nahrung im Sommer der eigenen Verfettung nach, legen sich außerordentlich fett zum Winterschlafe nieder, während dessen sie wohl leben und athmen, jedoch eine äußerst langsame Blutcirkulation und demnach sehr geringen Stoffwechsel haben. Ihr Fett genügt, um ihr Lebenslicht spärlich zu erhalten, bis die Wärme sie weckt und sie sich völlig abgemagert erheben, ihnen aber auch zugleich in der ebenfalls wieder erwachten Natur neue Nahrung geboten wird.

Der Trieb zur Erbauung von Wohnungen zum Schutze gegen schlechtes Wetter oder gegen Feinde ist ebenso wichtig als interessant. Bewundernswerth ist dieser Instinkt bei einer Spinne, welche die Minirspinne genannt wird. Dieselbe gräbt ihre Wohnung in Gestalt einer fingerhutartigen

Grube in Lehmboden und bekleidet deren Wände mit einem festen Mörtel. Die große Oeffnung oberhalb derselben aber, welche jedem ihrer Feinde den Zutritt ermöglichen würde, verschließt sie durch einen Deckel, welcher sich gleich unseren Fallthüren in Angeln bewegt und mit staunenswerther Genauigkeit auf die Oeffnung paßt. Die Angeln dieser Fallthüre webt die Spinne aus Fäden, die eine Schlinge bilden und sowohl an den oberen Grubenrand, als an die Thüren befestigt werden. An der gegenüberliegenden Seite, dort, wo sich bei unseren Thüren das Schloß befindet, bohrt sie sowohl in die Thüre als die Wand der Grube feine Löcher, so daß sie — wenn sie von einem Feinde verfolgt in ihre Wohnung flieht — durch das Hindurchziehen ihrer Beinchen durch diese Löcher die Thüre von innen so fest zu verschließen vermag, daß Jener unmöglich eindringen kann.

Die Kunst der Vögel beim Nestbau ist allgemein bekannt und bedarf keiner besonderen Erwähnung, nur sei hier eines kleinen, unserem Dompfaffen ähnlichen Vogels in Indien Erwähnung gethan. Derselbe baut sein Nest zum Schutze gegen Affen und Schlangen, welche seinen Eiern nachstellen, am Ende eines schwanken Zweiges, wohin ihm seine Feinde nicht folgen können. Das Nest hat eine längliche Form, ungefähr wie eine Birne, und die Oeffnung befindet sich unterhalb, so daß der Vogel nur fliegend hineingelangt.

Daß der Trieb zur Erbauung von Wohnungen kein erlernter, sondern angeborener ist, wird uns schon dadurch bewiesen, daß Vögel, welche in der Gefangenschaft in Bauern

aufgezogen sind und niemals ein Nest ihrer Gattung haben bauen sehen, freigelassen, sofort an den Bau des ihrer Art eigenthümlichen Nestes gehen und dasselbe mit derselben Gewandtheit verfertigen, als ihre in dieser Kunst längst bewährten Kameraden in der Freiheit.

Ueberraschend ist auch der Instinkt, welcher das Thier seinen Feind oder die Todesgefahr erkennen läßt. Einem Salamander, der nie in seinem Leben einen Blutegel gesehen hatte, brachte man einen solchen in's Glas und Ersterer zeigte sofort alle Anzeichen des Schreckens und der Furcht. Doch es spielt hiebei durchaus nicht etwa ein von dem feindlichen Geschöpf ausgehender Geruch eine Rolle, denn auch wenn man Egel und Salamander durch eine Glaswand trennte, blieb das Benehmen des Letzteren das gleiche. Derselbe Trieb ist es aber auch, welcher das Stachelschwein lehrt, sich im Falle der Gefahr nicht wie die übrigen Thiere mit Zähnen und Krallen zu vertheidigen, sondern sich so zusammenzurollen, daß seine den ganzen Körper bedeckenden Stacheln aufrecht stehen und in dieser Lage mit der größten Ruhe und Ausdauer zu verharren, bis die Gefahr aus der Nähe ist. Es weiß, daß seine verletzenden Stacheln ein Berühren unmöglich machen. Dem nämlichen Triebe folgt der Tintenfisch, wenn er, von Feinden verfolgt, einen schwarzen Saft in's Wasser spritzt, welcher dasselbe so trübt, daß der Verfolger nichts zu sehen vermag, so daß der Fisch unterdessen flüchten kann.

Nicht minder eigenthümlich ist der Trieb der Thiere zur Erhaltung der Nachkommenschaft. Derselbe erscheint uns namentlich bewundernswerth bei vielen Insekten,

die für eine Nachkommenschaft sorgen, welche sie nie sehen und nie kennen lernen, denn während diese erst im Frühjahr die Eier verläßt, sterben die Eltern bereits im vorhergehenden Herbste. Merkwürdig ist es auch, daß sie die Eier in Stoffe legen, welche ihnen selber weder zur Nahrung dienen, noch daß sie dieselben zum Baue ihrer Wohnung benutzen, die aber den später auskriechenden Larven zur Nahrung und als Behausung dienen.

Eine weitere große Rolle im Instinkt der Thiere spielt der mächtige Trieb des Wanderns, der weit verbreiteter ist, als man gewöhnlich glaubt. Diesen Trieb finden wir sowohl bei Thieren, die in der Luft, als bei solchen, die im Wasser und auf dem Lande leben. Die ihn veranlassende Ursache liegt theils im Nahrungsmangel, theils in periodisch wechselnden Temperaturverhältnissen. Ebenso mächtig wie er ist, ebenso angeboren und blind ist er aber auch, denn man hat in der Gefangenschaft Zugvögel aufgezogen, welche niemals mit ihren Genossen zusammenkamen, noch jemals diese wandern gesehen, und dennoch um die Zeit des Fortziehens eine große Unruhe zeigten und, als man sie freiließ, mit ihren Gefährten in die Ferne zogen. Das Merkwürdige bei der Wanderung der Zugvögel ist, daß sie über Tausende von Ortschaften dahinziehen und noch mehr rechts und links liegen lassen, aber dennoch ihr heimathliches Dörfchen, dasselbe Gehöft, dasselbe Dach und den nämlichen Winkel wiederfinden, wo sie ihr altes Nest gehabt.

Der thierische Instinkt ist keineswegs etwas, das dem Thiere von Anfang an unabänderlich innewohnte, wie es

den Anschein hat, sondern gewissenhafte Forschungen haben dargethan, daß er sich im Laufe der Zeit auch verändert hat. So ist z. B. ein Neuseeländischer Vogel, nestor notabilis, welcher der Gattung der Papageien angehört, im Laufe der Zeit aus einem harmlosen Fruchtfresser zu einem blutdürstigen Fleischfresser geworden, was zugleich eine Umänderung seiner inneren und äußeren Organe bedingt.

Daß nun der Instinkt, der, wie wir oben gezeigt, die Thiere vor Schaden bewahrt und sie das Nützliche zu thun lehrt, sie doch nicht immer und unter allen Umständen zu schützen vermag, lehren andererseits zahlreiche Beispiele. Die wegen ihrer Intelligenz so berühmten Ameisen setzen sich haufenweise auf die Zunge ihres Erbfeindes, des Ameisenbären. Die Mücke fliegt wiederholt dem Lichte zu, obgleich sie eben halb geröstet kaum entkommen ist, und setzt ihr gefährliches Spiel solange fort, bis sie in den Flammen endet. So kann auch die Fliege ihre unglücklichen Gefährten auf der Leimruthe den Todeskampf ringen sehen, ohne abgehalten zu werden, in dasselbe Verderben zu stürzen.

Wenn nun auch das Handeln des Thieres zumeist den Eingebungen des Instinktes entspricht, so läßt sich ihm doch andrerseits, wie zahlreiche Beobachtungen dargethan haben, nicht ein bewußtes Handeln, eine gewisse Intelligenz, ein durch Schlüsse zusammengesetztes Urtheil absprechen, das natürlich quantitativ von dem menschlichen sehr weit verschieden ist. Von den vielen Beweisen, welche diese Ansicht bestätigen, mögen nur einige wenige angeführt werden.

Um die Intelligenz der Ameisen zu prüfen, bereitete Professor Leukart in Gießen den an einem Baume auf- und niederlaufenden Thieren ein scheinbar unüberwindliches Hinderniß, indem er den Baum mit einer breiten Binde des für diese Insekten tödtlichen Tabaksöls bestrich. Als die von oben kommenden Thierchen an den Rand des Ringes gelangten und die Gefahr des Ueberschreitens erkannten, traten sie Alle den Rückzug an und ließen sich, um zum Boden zu gelangen, von den Aesten des Baumes zur Erde niederfallen. Die von unten kommenden Ameisen kehrten ebenfalls um, erschienen jedoch nach einer Weile wieder und zwar trug jeder von ihnen ein Bröckchen Erde zwischen den Kiefern. Die Erde wurde auf den Oelring aufgelegt und so allmählig ein sicherer Uebergang geschaffen, durch welchen der Verkehr wieder hergestellt war. In einem ähnlichen anderen Falle holten die über dem Hinderniß befindlichen Ameisen von den Blättern des Baumes Blattläuse herab, welche sie in die Flüssigkeit klebten und so eine Brücke von diesen Insekten herstellten.

Ueber die Schlauheit der durch die Verfolgung listig gewordenen Ratte wird uns von einem Kaufmann in Berlin folgender Fall erzählt. Derselbe stellte in seinem von Ratten sehr heimgesuchten Magazine eine Falle auf, welche so konstruirt war, daß, wenn an der in ihrer Mitte befindlichen Lockspeise gezupft wurde, die Thüre der Falle zufiel. Die ersten Ratten liefen in ihr Verderben, doch dann war die Lockspeise regelmäßig weggefressen und merkwürdigerweise die leere Falle geschlossen. Zur Erklärung

dieses Räthsels legte der Kaufmann sich in einer hellen Mondnacht auf die Lauer. Er sah bald zwei Ratten, eine große starke und eine kleine magere der Falle sich nähern. Die größere stellte sich mit dem vorderen Theile des Körpers unter die Thüre der Falle, während die kleine hineinschlüpfte und die Lockspeise losriß. Die Thüre fiel — auf die Schulter des stärkeren Thieres, während das kleinere durch die Lücke entschlüpfte. Jetzt senkte die größere den Kopf zur Erde, so daß die Thüre ganz zufiel. Der auf dem Wege der List erworbene Raub wurde nun von beiden mit Ruhe in einem Winkel verzehrt.

Nicht minder interessante Beobachtungen hat man an den ebenso durch ihre Grausamkeit als durch ihre List bekannten Spinnen gemacht. So hat man z. B. bemerkt, daß dieselben ihre schlaffgewordenen und demnach dem Winde ausgesetzten Netze durch das Gewicht von eingewebten Steinchen und Holzstückchen wieder spannen. Eine Spinne ließ nun zuerst ein so befestigtes Gewicht soweit herabhängen, daß unten hindurchgehende Thiere und Menschen es herunterrissen, befestigte es aber alsdann so hoch, daß jene bequem hindurchpassiren konnten.

Fälle, wie die vorliegenden, wo das Thier anscheinend Denkoperationen verrichtet, sind jedoch als Ausnahmefälle zu betrachten, wobei noch festzustellen ist, ob dieses, scheinbar auf einem selbstständigen Urtheil beruhende Handeln der Thiere, nicht nur ein komplizirteres Wirken des Instinktes darstellt, und ob der Instinkt überhaupt nicht nur eine unentwickeltere Art des Denkens und Schließens ist — geht doch auch das menschliche Denken nach gewissen, sehr

wichtigen instinktiven Gesetzen vor sich. Jedenfalls ist so viel sicher, daß die Grenze, wo das instinktive Handeln der Thiere aufhört und ein wirkliches Schließen des Verstandes beginnt, sehr unbestimmt ist.

Früher erklärte man den Instinkt als eine geheime Lebenskraft, welcher man alle Aeußerungen des Lebens zuschrieb. Seit der epochemachenden Lehre Darwin's ist man jedoch der Ansicht, daß der Instinkt im Laufe ungemessener Zeiträume mit der Entwickelung der Organismen durch Einwirkung natürlicher Ursachen entstanden ist. Hiebei setzt man zunächst die Erfahrung, d. h. ein durch Schlüsse gewonnenes mehr oder minder klares Urtheil voraus. Hundert- und aberhundertmal, meint man, mögen Thiere die ihnen schädliche Nahrung verzehrt haben, oder ihren Feinden erlegen sein; mit der Zeit aber mußte sich hieraus eine unbestimmte Scheu und Furcht vor allem Schädlichen und Gefährlichen entwickeln, aus der ein Ausweichen und Fliehen der Gefahr entstand, das durch ofte Wiederholung zu einer mächtigen Gewohnheit wurde, die sich im Laufe der Zeit immer mehr im Nervensystem, Rückenmark und Gehirn eingraben und so befestigen mußte. Eine zweite Ursache glaubt man in der Anpassung an die Bedingungen äußerer Verhältnisse zu finden, als deren Resultat man namentlich den Wandertrieb der Thiere und den Trieb zur Aufspeicherung der Nahrung ansieht. Zu den Wirkungen der beiden Ursachen von Erfahrung und Anpassung, erklärt man weiter, mußte noch eine dritte — die Vererbung auf die Nachkommenschaft hinzukommen, welche die bereits erworbenen

Gewohnheiten auf jede neue Generation übertrug und denselben ihren dauernden und bleibenden Charakter gab.

Obgleich diese Erklärung das Ungezwungene und Natürliche für sich hat, gewährt sie dem wißbegierigen Geist doch nicht vollständige Befriedigung, und es muß der einen oder anderen Richtung noch vorbehalten bleiben, ihre Ansicht im weiteren Eindringen „in's Innere der Natur" durch beweisende Argumente zur Unumstößlichkeit zu erheben.

Der Instinkt gehört somit noch zu den am wenigsten erklärten Erscheinungen, welche uns die weise und wunderbare Schöpfung bietet. Hoffen wir von der Zukunft, daß sie auch in dieses Dunkel die Fackel der Erkenntniß tragen und so wieder einen neuen Stein in den großen Geistesbau einfügen wird, an welchem die begabtesten Geister der Menschheit schon seit Jahrtausenden gearbeitet haben.

Die Todesstrafe im Mittelalter.

Kulturhistorische Skizze

von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Je nach dem Kulturzustande der verschiedenen Völker und Zeiten hat das strafrechtliche Verfahren sehr mannigfache und zum Theil einander gerade entgegengesetzte Prinzipien sowohl als auch Formen gehabt. Ein solcher Punkt, in welchem die Wandlung der menschlichen Anschauung in schroffem Gegensatz hervortritt, ist namentlich die Anwendung der Todesstrafe. Während dieselbe heute in einer ganzen Reihe von Staaten, zum Beispiel in Holland, Portugal, Rumänien, in der Schweiz und in einigen nordamerikanischen Staaten völlig abgeschafft ist, wie sie denn auch vor der Einführung des norddeutschen Strafgesetzbuches im Königreich Sachsen, in Oldenburg, Anhalt und Bremen nicht mehr vollzogen wurde, und während in unserem Zeitalter die Wissenschaft überhaupt mit der Frage der Zulässigkeit einer solchen Strafe beschäftigt ist, herrschte darüber im Mittelalter nicht allein gar kein Zweifel, sondern man machte von der Todesstrafe allerorten den ausgedehntesten Gebrauch und, was besonders charakteristisch ist, man brachte sie nur allzuhäufig in so raffinirt quäle-

rischen, wahrhaft unmenschlichen Formen zur Anwendung, daß wir heute nur mit Entsetzen darauf zurückzublicken vermögen.

Begriffe wie Humanität und Menschenwürde kannte eben das Mittelalter nicht, wenigstens nicht in der Bedeutung und mit den Folgerungen, die wir heute damit verbinden. Daher herrschten die fürchterlichsten Mißbräuche in der Kriminaljustiz, und namentlich die Todesstrafe bildete in mannigfach verschärften Formen ein häufig angewendetes Mittel zur Sühne von an sich ganz geringen Verbrechen. Aber nicht nur bei dem Verlaufe der Hinrichtung zum Tode Verurtheilter, sondern auch schon dem bloß Angeschuldigten gegenüber bei der Untersuchung machte sich die Rohheit der damaligen Rechtsanschauung geltend, indem man durch die Martern der Folterwerkzeuge von dem Verdächtigen Bekenntnisse zu erpressen suchte. Jeder unvollständige Indicienbeweis konnte „durch peinliche Frage", das heißt durch die Folter ergänzt werden, so daß ein unter den Qualen der Tortur abgelegtes Geständniß die Verurtheilung begründete.

Im eigentlichen Mittelalter hatte die Grausamkeit bei Hinrichtungen noch nicht so Platz gegriffen wie in späterer Zeit und namentlich im 15. bis 18. Jahrhundert. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V., welche 1532 zum Reichsgesetz erhoben wurde, schaffte zwar manchen wilden Auswuchs des gerichtlichen Verfahrens ab, behielt aber doch immer, dem Geiste ihrer Zeit gemäß, die quälerischen Arten der Todesstrafe und auch die Tortur bei. Eine mildere Justiz wurde dadurch nicht herbeigeführt, im Gegen=

theil war die Grausamkeit nun erst sanktionirt und in ein bestimmtes System gebracht, was von den Gewalthabern weidlich ausgebeutet wurde.

Anfangs war der Galgen das gewöhnlichste Mittel, um Verbrecher vom Leben zum Tode zu befördern, daher auch der Scharfrichter noch heute den Namen Henker führt. Man brachte die Verurtheilten hinaus vor die Stadt oder das Dorf und knüpfte sie am ersten besten Baume auf. Später wurde statt des Baumes der Galgen benutzt, ein dreibeiniges, eigens zu diesem Zwecke errichtetes Holzgerüste mit drei Querbalken, das als Sinnbild oder als Mahnzeichen der nimmer schlafenden Gerechtigkeit vor den Thoren fast einer jeden größeren Stadt aufgestellt ward. Da aber sowohl der Aufbau, als auch die Ausbesserung eines solchen Galgens nach der Volksanschauung anrüchig, „unehrlich" machte, so mußten sämmtliche Baugewerke des Ortes gemeinschaftlich daran arbeiten, so daß die Schmiede die Klammern, die Zimmerleute die Balken, die Müller die Leiter u. s. w. lieferten, damit keiner den andern wegen dieser Beschäftigung verspotten könne. An vielen Orten war es Vorschrift, den Galgen so hoch zu errichten, daß ein Reiter mit aufrechtem Spieße darunter hinwegreiten könne; der Gehenkte wurde aber nach eingetretenem Tode nicht sogleich abgenommen, sondern blieb in der Regel längere Zeit zur Speise der Raubvögel und zum heilsamen Schrecken für die Bevölkerung am Galgen. Kam es vor, daß ein zur Strafe des Hängens verurtheilter Missethäter sich der Exekution durch die Flucht entzog, so wurde wenigstens sein Name an den Galgen geschlagen.

Im Uebrigen bildete im frühen Mittelalter — neben dem Kerker — der Tod durch den Strang das häufigste Strafmittel, und unter Umständen konnte schon ein Diebstahl dazu führen, obwohl die Aberkennung des Lebens eigentlich nur auf Ehebruch und Mord stand, und selbst auf letzterem nur dann, wenn er absichtlich an einem Freigeborenen begangen worden war. Bei den alten Volksgerichten und zum Theil noch bis in das spätere Mittelalter hatte die Vollstreckung unmittelbar nach dem Urtheilsspruche zu erfolgen, und zwar durch den Jüngsten der Schöffen. Da aber das Werk der Hinrichtung für anrüchig gehalten wurde, so übertrug man dasselbe gern besonderen Henkern, in deren Händen es schließlich auch ganz verblieb. Um solche Leute zu gewinnen, verschmähte man es sogar nicht, Verbrecher unter der Bedingung zu begnadigen, daß sie sich dem Henkersdienste widmeten.

Eine der ältesten Vollziehungsarten der Todesstrafe ist ferner die Enthauptung, die sogar im Vergleich mit dem Hängen noch als eine gewisse Bevorzugung für den Delinquenten angesehen wurde, weil sie nicht wie das Hängen für entehrend galt. In Deutschland wurde sie meist mit dem Schwerte, in England dagegen mit dem Beile vollzogen. Das Scharfrichterschwert hatte eine gerade, breite, zweischneidige Klinge, welche oben breiter als am Griffe war, den man mit zwei Händen fassen konnte. Der Tod durch's Schwert stand nach mittelalterlichem Rechte unter anderen schweren Verbrechen auf Todtschlag, einfachem Raub und Brandstiftung, widerrechtlicher Gefangenhaltung und Landfriedensbruch. In einzelnen Fällen der

Enthauptung verknüpften sich damit eigenthümliche Sitten. Wurde zum Beispiel ein Bigamist auf diese Weise vom Leben zum Tode gebracht, so mußte er auf dem Wege zum Richtplatz in jedem Arme eine Puppe tragen und es geschah nicht selten, daß sein Körper nach der Enthauptung oder auch statt derselben in zwei Stücke zerhauen ward, die den betreffenden Frauen, mit denen er sich des gesühnten Verbrechens schuldig gemacht, übergeben wurden. Auch das Schleifen des Verbrechers auf einer Kuhhaut nach der Richtstätte war eine vielverbreitete Gewohnheit. Das Gesetz verlangte übrigens bei Enthauptungen ausdrücklich, daß der Rumpf dermaßen vom Kopfe getrennt werde, „daß aus dem Verurtheilten zwei Stücke gemacht und dazwischen ein Wagenrad hindurchgehen möge.“

Beide Vollstreckungsarten, das Hängen wie die Enthauptung, gehören noch zu den einfachen Methoden der Hinrichtung. Aber man hatte später deren, wie schon gesagt, noch ganz andere. Mit der Sühne des Verbrechens bezweckte man zugleich die Abschreckung von Frevelthaten, und diese glaubte man nur durch möglichst grausame Mittel erzielen zu können. Die peinliche Gerichtsordnung Karl's V., deren wir schon oben gedachten, fußte ganz besonders auf diesem Grundgedanken und theilte daher die Todesstrafen in zwei Hauptklassen, in die einfache und geschärfte. Die erste umfaßte den Tod durch den Strang und durch das Schwert, während unter den geschärften der Feuertod, das Pfählen, das Säcken oder Ertränken, das Rad und das Viertheilen verstanden waren.

Das Lebendigverbrennen geschah in der Regel mittelst

Scheiterhaufens, und zwar als Sühne für Hexerei und Ketzerei, dann auch für Kirchenraub, Mordbrennerei, Grabschändung, Giftmord und dergleichen mehr. Das Urtel lautete auf „Verbrennen des Leibes mit Fleisch und Bein, Haut und Haar, zu Pulver und Asche“. Falschmünzer aber, sowie Elternmörder pflegte man dadurch „abzuthun“, daß man sie in einen Kessel voll siedenden Oeles oder Wassers stürzte. In besonders verschärften Fällen wurde der Verbrecher vorher noch mit glühenden Zangen gezwickt, ihm auch wohl eine Hand oder ein Fuß abgeschlagen. Einen Milderungsgrad suchte man dagegen insofern anzubringen, als man den Verurtheilten heimlich mit einer Schlinge um den Hals versah, die man, sobald die Flammen an seinem Leibe emporzüngelten, zuzog und ihn so erwürgte, ehe er die entsetzlichen Martern des Verbrennens spürte. Oder man brachte (im späteren Mittelalter) einen Sack mit Schießpulver vor seiner Brust an, damit er durch dessen Explosion schneller sterbe.

Ist schon diese Todesart eine gräßliche, so hat doch die raffinirte Grausamkeit vergangener Jahrhunderte noch schauderhaftere Mittel der Hinrichtung ersonnen. Dahin gehört zunächst das Pfählen, womit besonders Kindsmörderinnen bestraft wurden. Es bestand darin, daß man der Verurtheilten, nachdem man einen Erdhügel über ihren Körper aufgeworfen hatte, einen spitzen Pfahl durch den Leib trieb und sie auf diese schreckliche Weise langsam sterben ließ. Karl V. setzte dann in seiner peinlichen Gerichtsordnung an Stelle dieser barbarischen Maßregel das mildere Säcken oder Ertränken, auf das wir weiter unten zurückkommen werden.

Sehr häufig war mit der Prozedur des Pfählens die Strafe des Lebendigbegrabens verbunden, namentlich bei Ehebruch, und in solchen Fällen hatte dann der betrogene Gatte das Recht, beim Einrammen des verhängnißvollen Pfahles die ersten drei Schläge zu thun.

Nicht selten wurde auch der Delinquent lebendig eingemauert, und die Tortur dieser Strafe verstärkte man noch damit, daß man durch eine offen gelassene Spalte dem Eingemauerten eine Zeitlang Lebensmittel verabreichte, dann allmählig damit nachließ und ihn so einem langsamen Hungertode preisgab. Beim Abbruch von alten Schlössern und Klöstern hat man häufig die Gebeine solcher Unglücklichen im Gemäuer aufgefunden.

Die gewöhnlichste Todesstrafe für Frauen bestand im Ertränken und zwar bei Landesverrath, Kindsmord, Rückfall im Diebstahl, bisweilen auch bei Hexerei. So wurde die unglückliche Baderstochter Agnes Bernauer, mit welcher sich Herzog Albrecht III. von Bayern heimlich und gegen den Willen seines Vaters vermählt hatte, als Zauberin, die es dem jungen Herzog mit Liebestränken angethan habe, zum Tode verurtheilt und am 12. Oktober 1435 bei Straubing in der Donau ertränkt. In diesem Falle hatte man (wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Stellung der Delinquentin oder vielmehr ihres Gemahls) blos ihre Füße zusammengebunden und sie so in den Strom hinabgestürzt; in den meisten Fällen aber suchte man die Prozedur noch dadurch zu beschleunigen, daß man der Verurtheilten einen schweren Stein um den Hals hing, oder sie wohl auch (nach römischer Sitte) mit einem Hund, einer Schlange,

einem Hahn und einer Katze in einen Sack nähte (daher der Ausdruck Säcken) und so im Wasser versenkte.

Sehr selten und wohl nur als Akt der tumultuarischen Volksjustiz kam die Steinigung vor, wobei der Verbrecher einfach an einen Pfahl oder Baumstamm gebunden und dann mit Steinwürfen getödtet wurde. Oder man trieb ihn auch durch die Reihen des mit Steinen bewaffneten Volkes, während dagegen bei den alttestamentlichen Juden diese Strafe weit umständlicher war: der Verbrecher wurde bis an die Hüften entblößt, worauf ein Zeuge ihn zuerst von einem zwei Mann hohen Gerüste herabstieß. Lebte er dann noch, so warf der andere Zeuge einen großen Stein gegen das Herz des Verurtheilten, und traf dieser nicht tödtlich, so warf die ganze Versammlung, bis das Ziel erreicht war. Das christliche Zeitalter kannte diese Hinrichtungsmethode als gerichtlichen Akt nicht, wenigstens ist sie als solche nicht nachweislich; auch das Hinabstürzen von hohen Felsen, wie es in Rom in den älteren Zeiten der Republik und dann wieder zur Kaiserzeit vom tarpejischen Felsen hinab gebräuchlich war, oder das Eingießen von geschmolzenem Blei in den Mund und das von den Juden im gelobten Lande an den Besiegten vollstreckte Zersägen fehlt bei uns; nichtsdestoweniger hat auch in Deutschland das menschliche Denkvermögen Alles aufgeboten, um dem Tode der wirklichen Verbrecher und Aller, die bei der mangelnden Rechtspflege dazu gestempelt wurden, eine möglichst qualvolle Form zu geben.

Als eine der schrecklichsten Ausgeburten der strafenden Justiz muß das Viertheilen bezeichnet werden, wobei

der Verurtheilte mit Armen und Beinen an vier Pferde gekettet und diese dann mit aller Gewalt auseinander getrieben wurden. Die peinliche Halsgerichtsordnung von 1532 setzt diese barbarische Strafe noch auf Landesverrath. In Frankreich wurden die Königsmörder auf diese Weise umgebracht, zuweilen erfolgte auch vorher Enthauptung und dann erst Viertheilung und Anheftung der Theile des Kadavers an Thoren und Straßenecken. Von historischen Personen, die diesem furchtbaren Schicksale erlagen, seien hier nur erwähnt der durch seine langjährigen „Händel" bekannte Wilhelm v. Grumbach, der Sprößling eines der ältesten Rittergeschlechter Ostfrankens, sowie sein Anhänger, der Kanzler Christian Bruck, welche Beide, nachdem sie in die Hände ihrer Feinde gefallen waren, 1567 in Gotha geviertheilt wurden. Nicht besser erging es dem Küchenjungen Hans Schwalbe, welcher bei dem sächsischen Prinzenraub im Jahre 1455 dem Ritter Kunz von Kauffungen als Mithelfer gedient hatte; er wurde mit glühenden Zangen zerrissen, während Kunz, wahrscheinlich unter Berücksichtigung seines adeligen Standes, einfach enthauptet wurde.

Die schimpflichste von allen Todesstrafen aber war das Rädern, welches im Mittelalter an Mördern, Mordbrennern, Verräthern, Straßen- und Kirchenräubern vollzogen wurde. Schon bei den Griechen und Römern findet man diese furchtbare Strafe in Gebrauch, und zwar band man den Verbrecher an den Speichen eines Rades ausgestreckt fest und drehte dieses schnell so lange um, bis jener den Geist aufgab. Im Mittelalter vollzog man die Strafe des Räderns auf zweierlei Weise. Entweder zerschlug man

mit einem schweren Rade oder mit einer eisernen Keule dem Verbrecher die Glieder von oben herab, und zwar zuerst mit einem Stoße gegen die Brust, der ihn meistens schon der Besinnung beraubte, weshalb man ihn den Gnadenstoß nannte, oder man begann die Prozedur von unten herauf mit der Zerschmetterung der Unterschenkel und Vorderarme, dann der Oberschenkel und Oberarme, worauf der Körper auf ein Rad geflochten wurde, das wagrecht auf einem Pfahle steckte. Auch die Hinrichtung durch das Schwert verschärfte man nicht selten dadurch, daß nach der Exekution der Rumpf und die Glieder auf das Rad geflochten, der Kopf aber auf dem Pfahl befestigt und so beides öffentlich zur Schau ausgestellt wurde. Man glaubte eben durch solche grausame Hinrichtungen und ihren Anblick abschreckend auf das Volk wirken zu sollen, um die Verbrechen zu vermindern.

Heute ist man betreffs der Todesstrafe längst zu ganz anderen Ansichten gelangt. Nicht nur, daß man die grausamen Verschärfungen durchgehends abgeschafft und für alle Fälle die einfache, möglichst schnelle, sichere und schmerzlose Prozedur angenommen hat, auch die Oeffentlichkeit der Hinrichtung ist eine sehr beschränkte geworden und erfolgt meistens innerhalb des abgeschlossenen Hofes der Gerichtsgebäude unter Zulassung nur weniger Augenzeugen. Auch hat man sie auf die schwersten Verbrechen beschränkt, wie Mord und Hochverrath, welche das deutsche Strafgesetzbuch zum Beispiel allein mit der Todesstrafe bedroht, während die übrigen Verbrechen mit Zuchthaus, Gefängniß, Haft und Geldstrafen gesühnt werden. Während in Deutschland

und Frankreich die Enthauptung, ist in England, Nordamerika, Rußland und Oesterreich noch der Strang des Galgens das gebräuchliche Hinrichtungsmittel. In den meisten civilisirten Staaten aber schreitet man auch nach erfolgtem Urtelsspruch des Gerichtshofes doch nur in seltenen, besonders schweren Fällen zur Vollziehung des Todesurtheils, und der Landesherr verwandelt meist, wenn dem Verbrecher einige Milderungsgründe zur Seite stehen und er sich reuig zeigt, auf dem Gnadenwege die Strafe in lebenslängliches Gefängniß.

Die Sprengstoffe der Neuzeit

in ihrer Verwendung für Kriegs- und Friedenszwecke.

Von

Hasso Harden.

Das Hauptsprengmaterial in Bergwerken, bei Eisenbahn- und Straßenbauten, im Kriege u. s. w. war bis vor gar nicht langer Zeit noch das Schießpulver in verschiedenen Zusammensetzungen und Mischungen. Aber die Neuzeit mit ihren kühnen Eisenbahnbauten, für die kein Hinderniß zu groß, die mitten durch das Herz der Gebirge sich ihren Weg bahnen, erwies sehr bald, daß das Schießpulver als Sprengmaterial eine sehr begrenzte Wir-

kung habe und jedenfalls den Anforderungen nicht genüge, die man stellen müsse, wenn es gälte, tausend und mehr Kilometer lange Tunnels durch das feste Urgestein der Gebirge zu schlagen. Und siehe da, die Chemie war schnell bei der Hand mit neuerfundenen Explosivstoffen, deren Wirkung eine geradezu erstaunliche, vorher kaum für möglich gehaltene war. Jetzt gibt es kaum noch ein Hinderniß, und mag es noch so gewaltig, noch so fest sein, das man mit diesen Sprengstoffen der Neuzeit nicht überwinden könnte, und doch ruht die Sprengtechnik nicht mit ihren Versuchen und Forschungen: fast jeder Tag stellt neue Stoffe zur Verfügung, die wieder die alten an Kraft und Wirkungsfähigkeit überbieten.

Von allen diesen verschiedenartigen Sprengstoffen aber, deren Zahl nachgerade Legion geworden ist, die sich jedoch zum großen Theil nur durch geringfügige Veränderung der Mischung ihrer einzelnen Bestandtheile unterscheiden, haben *für das praktische Leben* heute nur die „Schießbaumwollpräparate" und die „Dynamite" Werth. Außer ihnen wäre höchstens noch den „Pikratpulvern" einige Aufmerksamkeit zu widmen, welche in neuester Zeit besonders in Frankreich von sich reden machen und auch in England und Deutschland versuchsweise bei der Artillerie als Granatensprengladung Verwendung gefunden haben; über ihre Wirkungsweise liegen jedoch noch so wenige praktisch gewonnene Resultate vor, daß wir uns damit begnügen können, sie ebenso wie die Sprengel'schen Explosivstoffe, die Volkmann'schen Präparate und das Xanthatpulver hier nur beiläufig dem Namen nach zu erwähnen.

Die Schießbaumwolle ist die ältere Schwester der Dynamite. Bereits Mitte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts stellten Braconnot und Pelouze in Frankreich aus Wolle ein explosibles Gemenge her, aber erst 1846 entdeckten Schönbein in Basel und Böttcher in Frankfurt a. M. ein praktisch brauchbares Verfahren, Baumwolle durch Behandlung mit Salpeter- und Schwefelsäure in einen Sprengstoff von bisher ungeahnter Wirkung zu verwandeln.

Es ist heute längst in Vergessenheit gerathen, welches Aufsehen zu jener Zeit die Erfindung der Schießbaumwolle machte; die ganze Welt war voll von dem epochemachenden Fortschritt der Chemie.

Der deutsche Bundestag ernannte eine Kommission in Mainz zur Prüfung der Schießbaumwolle in Bezug auf ihre Verwendbarkeit für Feuerwaffen, aber die stürmischen Ereignisse des Jahres 1848 unterbrachen die Arbeiten derselben und als später die Untersuchungen über die Schießbaumwolle wieder aufgenommen wurden, konnte sich der Bund nicht entschließen, die von den Erfindern geforderte Summe von 40,000 Thaler zu zahlen. Außerdem waren die damals angewandten Fabrikationsmethoden noch zu unvollkommen, man legte auf die chemische Reinheit der verwendeten Rohmaterialien noch zu wenig Werth, und erst nachdem der österreichische Artillerie-General Lenk verschiedene Fortschritte in der Herstellungsweise konstatiren konnte, erwarb die österreichische Regierung die Schönbein-Böttcher'sche Erfindung und führte die Schießbaumwolle offiziell in der Armee ein.

Indessen war das Präparat noch immer seiner Wirkungsweise und Zusammensetzung nach zu wenig bekannt, seine Herstellung krankte an allerlei technischen Schwierigkeiten, und mehrfache Explosionen von verheerender Wirkung, die man stets der unbesiegbaren Heimtücke des Sprengstoffs zuzuschreiben geneigt war, brachten den Sprengstoff bald in äußerst schlechten Ruf; als aber gar 1865 unmittelbar vor den Thoren Wiens ein Magazin mit 500 Centnern Schießbaumwolle aus vollkommen unaufgeklärten Ursachen in die Luft flog, schien dies die Ehrensalve auf der Grabstätte der neuen Erfindung zu sein — Oesterreich schaffte seine „Schießwollbatterien" schleunigst ab, die großen Fabriken zu Hirtenfeld bei Wien und zu Le Bouchet bei Paris wurden geschlossen, und da inzwischen in dem Nitroglycerin und Dynamit zwei scheinbar der Schießbaumwolle überlegene Konkurrenten entdeckt waren, hielt man dieselbe für ein vollkommen bei Seite gelegtes Präparat von höchstens historischem Interesse. Großbritannien allein setzte mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit die Studien über den so viele vorzügliche Eigenschaften in sich vereinigenden Explosivstoff fort und es sind ganz besonders die Arbeiten des Chemikers der Werkstätte zu Woolwich, des berühmten F. A. Abel, und seines Assistenten Brown einerseits, der Herren v. Falkenstein auf Kruppa-Mühle in Schlesien und des Hauptmann Munke zu Berlin andererseits, welche der Schießbaumwolle allerdings in vollständig abgeänderter Form speziell für militärische Zwecke die ausgebreitetste Verwendung gesichert haben, während auch ihre Bedeutung als Sprengstoff für

die Industrie neuerdings wieder in der Zunahme begriffen ist.

Es ist vor Allem die absolute Reinheit aller verwendeten Materialien, welche der Schießbaumwolle, wie sie neuerdings zur Verwendung gelangt, die Gefahr einer Selbstentzündung benimmt; Abel hat aber ferner die früher in Form von lockeren Lunten und Bauschen fabrizirte Schießbaumwolle in einer Art Holländer, welche dem bei der Papierfabrikation verwendeten ähnlich ist, zu einem feinen Brei zerkleinert, der nachträglich in feste Stücke comprimirt wird; bei dieser comprimirten Schießbaumwolle ist die Heftigkeit der Explosion wesentlich verringert und es sind geringere und billigere Baumwollsorten dabei zu verwenden. Gleichzeitig fand Abel, daß sich die Schießbaumwolle, wenn sie vor der Einwirkung des direkten Tageslichtes geschützt wird, im feuchten Zustand fast absolut gefahrlos aufbewahren läßt, während die Frage, wie man die Präparate leicht und absolut sicher zur Explosion bringen könne, durch die Anwendung zweckentsprechender Zündvorrichtungen ebenfalls gelöst wurde.

Es ist eine von Sprengtechnikern gern gezeigte Probe, daß sie von einem Stück comprimirter Schießbaumwolle die Hälfte mit dem Messer abschneiden, letztere in der Hand halten, mit einem Schwefelholz entzünden und ruhig abbrennen lassen wie ein Blatt Papier — daß sie darauf aber mit der anderen Hälfte einen mächtigen Holzblock in tausend Splitter zerschmettern! Diese scheinbar räthselhafte doppelte Wirkungsweise desselben Stoffes beruht in der Eigenthümlichkeit, welche die comprimirte und nasse

Schießbaumwolle mit den Dynamiten theilt, daß nämlich die Entzündungstemperatur bedeutend niedriger liegt als die Temperatur, welche zur Explosion erforderlich ist und daß die letztere nur durch direkte Erhitzung bis auf einen höheren Wärmegrad oder durch einen kräftigen mechanischen Impuls (Schlag, Stoß, Reibung) erzielt werden kann. Hieraus erhellt, weshalb die Anwendung besonderer Detonationszünder mit kräftig wirkendem Knallsatz bei der Schießbaumwolle geboten ist.

In ähnlicher Weise wie die Schießbaumwolle aus Baumwolle, Schwefel- und Salpetersäure, wird das Nitroglycerin aus den gleichen Säuren und Glycerin, der Grundsubstanz aller natürlichen Fette, gewonnen. Der neue Stoff wurde bereits 1847 von Sobrero in Paris entdeckt und in seiner Bedeutung als Sprengstoff gewürdigt, aber erst seit 1863 von Nobel in Stockholm für die Praxis nutzbar gemacht, denn erst den mit seltener Kühnheit und durchdringendem Verstande ausgeführten Versuchen dieses hervorragenden Ingenieurs war es gelungen, eine einfache und im Großen ausführbare Methode der Nitroglycerinbereitung zu ermitteln und die Bedingungen einer praktischen Anwendung des Stoffes für Sprengzwecke festzustellen.

Enorme Wirkungskraft, bedeutende Ersparniß an Bohrarbeit und bequeme Anwendung besonders in feuchtem Gestein machten das Nitroglycerin schnell beliebt und die Nobel'schen Fabriken gewannen von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung. Da brach plötzlich eine wahre Periode von Unglücksfällen, welche durch die Explosionen von Nitro-

glycerinmassen herbeigeführt waren, herein. Die Nobel'sche Fabrik in Stockholm flog 1864 in die Luft, auf der Rhede von Aspinwall in Centralamerika explodirte am 3. April 1866 eine große Ladung Nitroglycerin, welche auf dem Dampfer „European" verfrachtet war, zerstörte mehrere vor Anker liegende Schiffe, zertrümmerte die Quais und tödtete über fünfzig Menschen. Nicht minder zerstörend wirkte eine elf Tage darauf zu San Francisco stattfindende Explosion von Nitroglycerin, die ein ganzes Häuserviertel niederlegte und acht Menschen so verstümmelte, daß es nicht möglich war, ihre Identität festzustellen. Mehrere andere Katastrophen in England folgten unmittelbar und die Tagesblätter füllten sich mit Schilderungen der entsetzlichen Zerstörungen, welche der Sprengstoff anrichtete. Ein Schrei des Entsetzens tönte durch die ganze aufgeregte Welt, man ging so weit, ein gänzliches Verbot der Fabrikation und des Gebrauches von Nitroglycerin zu verlangen.

Es gehörte die ganze Ueberzeugungskraft und Zähigkeit des nordischen Ingenieurs dazu, trotz alledem sein Ziel weiter zu verfolgen. Er stellte auf's Neue großartige Versuche an und demonstrirte vor vielen Kommissionen immer wieder die relative Ungefährlichkeit seines Sprengöls; er wies nach, daß die erwähnten Explosionen fast stets nur durch den Leichtsinn der Arbeiter herbeigeführt worden seien, daß dieselben z. B. Flaschen mit gefrorenem Nitroglycerin auf ein Schmiedefeuer gesetzt hätten, um sie aufzuthauen, daß gefüllte, lecke Gefäße voll Sprengöl mit glühenden Löthkolben verlöthet worden seien u. s. w.; vor Allem aber

wußte Nobel seinen Präparaten durch gewisse neue Verbindungen eine wirklich bedeutend größere Gefahrlosigkeit zu geben. So erfand er ein Verfahren, dem Nitroglycerin durch Auflösen in Holzgeist seine Explosionsfähigkeit gänzlich auf so lange Zeit zu nehmen, bis es durch Wasserzusatz wieder ausgeschieden ist, und es gelang ihm endlich, ein noch viel bequemeres, billigeres und praktischeres Mittel insofern zu entdecken, als er das Sprengöl von porösen Körpern und zwar zunächst von Infusorienerde aufsaugen ließ. Diese Infusorienerde — Kieselguhr genannt — besteht aus den übrig gebliebenen Panzern abgestorbener Infusorien, kommt in Lagern von großer Mächtigkeit in der Lüneburger Haide, bei Berlin, am Vogelsberg und an manchen anderen Orten vor und hat die Fähigkeit, fast 75 Prozent Flüssigkeit aufzunehmen. Nobel's neue Masse — von ihm Kieselguhr-Dynamit genannt — eröffnet eine Reihe neuer Sprengstoffe: der Dynamite.

Man sagt, Nobel sei durch Zufall auf die Anwendung des Kieselguhrs gekommen; er habe die mit Sprengöl gefüllten Blechbüchsen für den Transport meist in Infusorienerde gepackt und sei gelegentlich einer ausgelaufenen Büchse auf die Eigenschaften des porösen Stoffes aufmerksam geworden, daß nämlich in ihm die Wirkungskraft des Nitroglycerins vollkommen erhalten bleibt, die Neigung zur Explosion aber bedeutend herabgemindert wird. Kieselguhr-Dynamit ist eine teigartige Masse von gelblicher Färbung, brennt, wenn nicht eingeschlossen, selbst in größeren Mengen ohne Explosion ab, sobald man es durch einfaches Feuer zu entzünden versucht, und explodirt nur

bei Anwendung explosiver Körper (Zündhütchen 2c.), durch plötzliches Erhitzen auf einen hohen Wärmegrad oder durch heftigen Stoß und Schlag. Ihr Grundbestandtheil, die Infusorienerde, ist für die Sprengwirkung selbst ohne Einfluß und man hat sie daher in neuester Zeit durch Stoffe ersetzt, welche mit ihren günstigen Eigenschaften eine nutzbringende chemische Wirkung vereinen. Diesen Bemühungen sind diejenigen Dynamite zu verdanken, bei denen als Aufsaugesubstanz eigenthümlich präparirter Holzstoff oder Kollodiumwolle, eine ungefährlichere Abart der Schießbaumwolle, verwendet wird; im ersteren Falle erhält man den sogenannten Cellulose-Dynamit, im zweiten die Sprenggelatine, und mißt man besonders der letzteren in Fachkreisen eine geradezu epochemachende Bedeutung bei. Sie ist der stärkste aller bis jetzt bekannten, in der Praxis verwendbaren Sprengstoffe und doch kann ihre Explosibilität durch gewisse Zusätze derart herabgemindert werden, daß sie sogar auf allernächste Distanz durch das Einschlagen von Gewehrkugeln nicht zur Explosion gebracht wird.

Wir bemerkten bereits, daß die Sprengtechnik sich seit der Erfindung der neuen Explosivstoffe ein bedeutend größeres Gebiet sowohl auf dem Boden der gewerblichen Praxis als in der Militärtechnik erschlossen hat, und einzelne Unglücksfälle oder Verbrechen, wie z. B. die durch den Amerikaner Thomas veranlaßte Explosion in Bremerhafen, können die sich jährlich steigernde Verwendung heftig wirkender Sprengstoffe nicht aufhalten. Es ist zunächst der Bergbau, der den größten Vortheil aus den modernen

Sprengmitteln zu ziehen gewußt hat. Man hat berechnet, daß jährlich etwa 2 bis 3 Millionen Kubikklafter Gestein mittelst Dynamits gesprengt, und daß an dieser Sprengarbeit gegenüber der Verwendung von Schwarzpulver etwa 10 bis 15 Millionen Mark gespart werden; es ist aber die auf 20 Prozent veranschlagte Beschleunigung der bergmännischen Arbeit, wie sie die Anwendung der Dynamite allein durch die Möglichkeit, kleinere Bohrlöcher bei gleicher Wirkung zu benutzen, bei der vorstehenden Berechnung nicht mit eingeschlossen, und Tranzl, der Erfinder des Cellulose-Dynamits, weist mit Recht darauf hin, daß hierdurch mindestens 60,000 Menschen weniger der Leben und Gesundheit in so hohem Grade gefährdenden bergmännischen Arbeit ausgesetzt werden.

Eisenbahn- und Straßenbauten werden durch Benutzung der enormen Sprengkraft der Schießbaumwolle oder der Dynamite in hohem Grade beschleunigt und billiger gemacht, so daß es fast keinen bedeutenden Bau der Neuzeit gibt, an dessen Ausführung jene nicht auf das erfolgreichste mitgewirkt haben. Stromregulirungen sind in einem Umfange ermöglicht, den man früher für unmöglich erklärt hätte, und Felssprengungen mitten im tobenden Ocean werden mit einer Leichtigkeit und Sicherheit ausgeführt, die staunen macht. Wer erinnerte sich nicht der vor nicht langer Frist vollzogenen Sprengung der Felsenriffe von Hellgate an der Einfahrt zum Hafen von New-York, jener bewundernswerthen Bezwingung eines mächtigen Hindernisses der Schifffahrt durch die Kraft menschlichen Geistes. Die ausgehöhlten Reservoirs tief auf dem Meeresgrunde waren

gefüllt, die elektrische Leitung vollendet und in athemloser Erwartung harrten Tausende längs der langgestreckten Ufer des Moments der Zündung. Werden die Hunderte von Centnern der kräftig wirkenden Sprengstoffe nicht den Ocean aus seinen Tiefen aufwühlen? Wird die Kraft der Explosion nicht alle Gebäude der Stadt New-York selbst in ihren Grundfugen erschüttern? Da gibt der leitende Ingenieur das Zeichen — das dreijährige Töchterlein des Präsidenten berührt einen Knopf — die Leitung ist geschlossen — der elektrische Funke zuckt hinüber — ein schäumender Wasserberg bäumt sich auf, um sofort wieder in sich zusammenzusinken, und ruhig gleiten die Wellen über das einstige, die Schifffahrt so mächtig hindernde Riff hinweg und tragen Tausende von Booten über die Stelle, dicht besetzt mit staunenden Menschen, die kaum glauben wollen, daß das große Ereigniß sich so leicht, so spielend vollzogen, daß die Hand eines Kindes das Element besiegt hat.

In der Land- und Forstwirthschaft haben die neuen Sprengstoffe eine Verwendung gefunden, an welche noch vor einem Dezennium Niemand gedacht hätte, die aber Zeugniß dafür ablegt, wie vielseitig der menschliche Geist scheinbar fern liegende Erfindungen sich nutzbar machen kann. Die sogenannte „Tiefkultur", d. h. die Lockerung des Bodens bis auf über zwei Meter Tiefe ist ohne übermäßige Kosten allein durch zweckmäßige Dynamitsprengungen zu bewirken. Die Tendenz unseres Ackerbaues richtet sich nämlich immer mehr darauf, auch die tiefer gelegenen Bodenschichten zur Pflanzennährung heranzuziehen, den Wurzeln die dort selten versiegende Feuchtigkeit zu-

gänglich zu machen. Was jedoch durch mechanische Einwirkung selbst mit den mächtigsten Hilfsmitteln moderner Agrikultur, mit den schweren durch Dampfkraft getriebenen Tiefpflügen nicht zu erreichen war, das bewirken wenige Dynamitpatronen mit Leichtigkeit. In der Forstwirthschaft war das Roden der Baumstubben bisher eine schwere und wenig lohnende Arbeit, heute sprengt man die tiefverwurzelten Stämme mit Dynamit und erspart nicht nur Zeit und Arbeitskräfte, sondern erzielt auch finanziell sehr befriedigende Resultate, ja man hat sogar bereits ganze Waldstrecken mittelst Sprengungen niedergelegt.

Ganz besonders hervorragend ist die Bedeutung der modernen Sprengmittel für die Militärtechnik geworden. So vorzüglich das gewöhnliche Schießpulver seiner treibenden Eigenschaften wegen für Schußwaffen sich erweist, so ist die Kraftäußerung des früheren, dem Schießpulver ganz nahe verwandten Sprengpulvers doch, wie schon erwähnt, unverhältnißmäßig gering und es bedarf bedeutender Massen, um große Wirkungen zu erzielen. Gerade für militärisch-technische Zwecke aber ist es oft von der größten Wichtigkeit, mächtige Zerstörungen durch ein kleines, leicht zu verbergendes und leicht handliches Volumen Sprengstoff hervorzurufen und hiezu sind die Dynamite sowohl als die Schießbaumwolle ungemein geeignet.

Wir wollen absehen von den mannigfachen Verwendungen, die der Sprengtechnik im Festungskriege wie bisher gesichert bleiben und die unserem Leserkreise bekannt sein werden: Minen- und Palissadensprengungen spielten ja bereits in den Kriegen früherer Jahrhunderte eine hervorragende Rolle

und es ist hier hauptsächlich die erhöhte Sicherheit der elektrischen Zündung, der wir einen größeren Erfolg zusprechen möchten. Im Feldkriege aber, besonders zur Sperrung von Kommunikationswegen, und im Seekrieg haben die modernen Sprengstoffe für die Kriegführung geradezu neue Momente geschaffen.

Mit der Einreihung der Eisenbahnen unter die Hilfsmittel der Kriegskunst nahm das Transportwesen im Felde eine gänzlich veränderte Gestalt an; gerade weil aber die Vortheile, welche der erfahrene Heerführer aus einer durchdachten und planmäßig organisirten Verwendung der eisernen Schienenwege zu ziehen vermag, so ungemein groß sind, treten im Wechselspiel des Krieges häufig Situationen ein, in denen es gilt, den Gegner an der Benutzung derselben zu verhindern, die Kommunikationen vor der eigenen Front momentan zu unterbrechen oder bei rückwärts gehenden Bewegungen die Verkehrslinien gründlich zu zerstören. Die weitgedehnten Bahnstrecken mit ihren komplizirten Ausweichungen, mit Brücken und Tunnels bieten leichte Gelegenheit, diese Unterbrechungen auszuführen, und Schießbaumwolle und Dynamit werden alsdann zu Waffen, deren gewaltige, an einem Ort konzentrirte zerstörende Wirkung bisweilen schwerer in's Gewicht fällt als ein verlorenes Gefecht. Der deutsch-französische Feldzug von 1870 liefert hiefür zahlreiche Beispiele. Der gesprengte Tunnel von Nanteuil auf der Verbindungslinie zur deutschen Cernirungsarmee von Paris nöthigte Deutschlands Heeresleitung, die Eröffnung des Bombardements der Hauptstadt um Monate hinauszuschieben, und die Sorge um die Sicherung der rückwärtigen

Kommunikationen zwang zur Aufstellung starker Etappentruppen, welche der offensiven Thätigkeit der Feldarmee entzogen werden mußten. Eine Kavalleriepatrouille, mit wenigen Dynamitpatronen ausgerüstet, vermag den auf der Eisenbahn erfolgenden Vormarsch einer ganzen Armee aufzuhalten, und eine unternehmende Freischaar, die eine Bahnbrücke im Rücken des feindlichen Heeres sprengt, schneidet letzterem unter Umständen seine Lebensader ab, macht die Regelmäßigkeit der Verpflegung unmöglich, den rechtzeitigen Nachschub von Verstärkungen fraglich.

Im Seekriege ist die Wichtigkeit der Seeminen und Torpedos seit dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, in welchem allein durch die Südstaaten 7 Monitors und 11 Holzkriegsschiffe des Gegners mittelst der mörderischen unterseeischen Sprengtechnik total zerstört und 7 weitere Fahrzeuge schwer beschädigt wurden, allgemein anerkannt worden. Dienen die Seeminen speziell zur Vertheidigung der bedrohten Küste, zur Sperrung von Buchten, Häfen und Flußeinfahrten, so ist die Aufgabe der modernen Torpedos eine wesentlich offensive: gleich einem unterseeischen Geschoß werden sie in bestimmter Tiefe unter dem Meeresspiegel in scharfer Richtung auf das feindliche Schiff vermittelst zusammengepreßter Luft in Bewegung gesetzt und ihre Berührung mit der Wand des feindlichen Fahrzeugs genügt, um die mächtigste Panzerfregatte in die Luft zu sprengen. Wieder ist es die Schießbaumwolle, die wegen ihrer Unempfindlichkeit gegen Feuchtigkeit in den Torpedos meist zur Anwendung gelangt, und die deutsche sowohl wie die englische Marine haben sich zur Füllung der

Whitehead'schen Fischtorpedos ausschließlich für diesen Sprengstoff entschieden. Ein theures Geschoß freilich ist solch ein Whitehead'scher Torpedo, denn abgesehen von dem hohen Preis, welchen sich der Erfinder für die Ueberlassung seines Steuerungsgeheimnisses zahlen ließ, kostet angeblich jedes Exemplar 7500 Mark.

Im letzten russisch-türkischen Feldzug haben die Russen neunmal auf türkische Schiffe Torpedo-Angriffe unternommen, von denen drei vollkommen gelangen.

Fast möchte man fragen: Geht der nie rastende Menschengeist nicht zu weit in der Erfindung furchtbarer Zerstörungsmittel und sollte es nicht besser gewesen sein, wenn die ganze Schaar der modernen Sprengstoffe mit allen ihren schreckensvollen Aeußerungen dem menschlichen Entwickelungsgang fern geblieben wäre? Aber auch das Pulver mahnt uns an grauenvolle Kriegsbilder, an Tod und Verwüstung und doch ist es nicht ein Feind, sondern ein Freund der Menschheit geworden: mit seiner Hilfe wurden die Kriege vielleicht zwar blutiger, sicher aber kürzer und menschlicher. Und je mehr der Mensch mit der größeren Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Sprengstoffe und ihrer Wirkung die Gigantenkräfte der Explosivkörper der Neuzeit zähmt, sie seinem Willen unterwirft, je mehr die Sprengtechnik auch auf friedlichem Gebiet ihren Wirkungskreis erweitert — Geld, Zeit und Menschenkraft sparend — um so enger reihen auch jene sich den übrigen Kulturfortschritten unseres Jahrhunderts an und verdienen als solche gewürdigt zu werden.

Das russische Kaiserhaus.

Von

Ernst Hellmuth.

Das tragische Geschick, welches die nihilistischen Mörderhände dem Kaiser Alexander II. am 13. März 1881 bereiteten, hat ein allgemeineres Interesse überhaupt an dem russischen Herrscherhause der Romanows aufgerufen. Es scheint in der That, als hätten dunkle Mächte sich verschworen, daß auf dem stolzesten Throne der Erde die Freude am Dasein und an den Genüssen des Lebens eitles Verlangen sein solle. Läßt doch ein Blick auf die Geschichte dieses so hoch erhobenen, über das größte Reich der Welt gebietenden Geschlechts erkennen, daß jene Schicksalsmächte seit zwei Jahrhunderten nur zu oft gewaltthätig in dessen Bestimmungen gegriffen haben.

Das Haus Romanow, dessen Nachkommenschaft weiblicher Linie noch jetzt auf Rußlands Throne sitzt, ist uralten Herkommens. Sagenhaft verliert sich das Emporkommen dieses Bojarengeschlechtes in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung; in stolzen Würden zeigt es sich schon in den Anfängen der russischen Geschichte, und im 16. Jahrhundert wird es durch Heirath nahe verwandt mit dem damals herrschenden Zaren-

geschlecht, welches zum Stammvater Rurik hatte — jenen kriegslustigen Waräger, der sich im 9. Jahrhundert einen Herrschersitz in Nowgorod eroberte. Nachdem der Letzte von Rurik's Stamm 1598 gestorben war, erhoben im Jahre 1613 die geistlichen Herren, die Bojaren und die Boten der Städte den siebenzehnjährigen Jüngling Michael Romanow auf den russischen Thron. Er wie seine ersten Nachfolger waren glückliche „Mehrer des Reiches" nicht allein, sondern auch Männer, denen wohlwollende Gesinnung und friedliches Familienleben nachgerühmt wurde.

Anders ward es in letzterer Beziehung mit dem wildgenialen Peter I., der als Schöpfer der russischen Staatsmacht mit Recht der Große genannt wird. Gewaltthaten und Mord der Verwandten um der Thronfolge willen erfüllten schon seine Kindheit, und eine jener Palastrevolutionen, welche noch mehrfach in der Geschichte des Hauses Romanow eine so unglückselige Rolle spielen sollten, begründete 1682 sein Recht auf den Thron. Thatsächlich hatte denselben allerdings sein geistesschwacher Stiefbruder Iwan (als Zar Iwan III.) inne, für welchen dessen Schwester Sophie herrschsüchtig die Regentschaft führte. Wenige Jahre später (1689) beseitigte der junge Peter auch Sophie, indem er sie in ein Kloster einsperrte, und übte die Alleinherrschaft aus, obwohl er bis zu dem 1696 erfolgten Tode Iwan's III. diesen dem Namen nach als Mitregenten gelten ließ. Mit einer grauenvollen Hinrichtung seiner Gegner am Moskauer Hofe und der für sie kämpfenden Strelitzen, der alten Zarengarde, eröffnete er seine Regierung und damit beginnt der wilde Zug,

der durch die Geschichte seiner Nachfolger sich weiter fortsetzt.

Man könnte vermeinen, derselbe sei durch die Einimpfung des europäischen Bildungsstoffes in die halbasiatische Natur dieses Geschlechtes hervorgerufen worden. Peter seinerseits wurde mit dem Geist der Civilisation zuerst unter den Mitgliedern seines Hauses in Berührung gebracht und dieser Einfluß bewirkte in erster Linie die gewaltige und nie beendete Gährung seines ganzen Wesens. Der Vermittler dieses Geistes, sein Lehrmeister darin und Rathgeber war ein Genfer Namens Lefort, der als holländischer Offizier mit einer niederländischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war und am Hofe Peter's verblieb. Als junger Prinz wurde Peter nicht müde, diesem einnehmenden Manne zuzuhören, wenn er ihm von den Sitten und dem Leben, dem Handel und den Künsten der westeuropäischen Völker erzählte. Da schwoll ihm die Brust voll Sehnsucht, auch sein Vaterland zu solcher Kulturstufe emporheben zu können und um dies durchzusetzen, machte er sich zum Zaren und wurde als solcher ein Despot ohne Gleichen.

Barbarei und Ehrgeiz nach Aneignung der Civilisation charakterisirten des Zaren ganzes Leben, und als unversöhnte Gegensätze arbeiteten beide Triebkräfte in der Geschichte des russischen Kaiserhauses auch fort. Es ist bekannt, mit welcher Grausamkeit Peter seine civilisatorischen Ideen in Rußland zur Durchführung brachte, wie er denselben ohne Bedenken zahllose Menschenleben opferte und selbst seines Sohnes Alexei, des Thronfolgers, nicht schonte,

als er in diesem den künftigen Zerstörer seiner Werke ahnte. Der Unglückliche starb als Gefangener in der Peter-Paulsfestung, wahrscheinlich an den Folgen von Knutenhieben, die man ihm, dem angeblichen Staatsverräther, als Folter auf Befehl Peter's ertheilte.

Als Peter I. im Jahre 1725 starb, gab es als einzigen Sprossen seines Geschlechtes nur noch den kleinen Sohn des unglücklichen Alexei, mit dessen Tod der Schöpfer des neueren russischen Staates eine lange währende, verderbliche Unregelmäßigkeit der Thronfolge bewirkte. Ein Gesetz, welches Peter 1722 erlassen hatte, wonach dem jedesmaligen Herrscher das Recht eingeräumt wurde, sich den Würdigsten nach freier Wahl zum Nachfolger zu setzen, gab den Besitz des Thrones überdem förmlich dem Ränkespiel der Hof- und Staatsdienerschaft preis und schuf für Palastrevolutionen einen dankbaren Boden. Es war eine solche, wenn auch unblutige, mit welcher Menschikow, der aus niedrigem Stande bis zum Minister emporgestiegene Günstling Peter's, dessen Gemahlin Katharina nunmehr auf den Thron hob, dessen Besitz rechtlich nur dem neunjährigen Peter, Alexei's Sohn, zustand. Erst als Katharina I. nach zweijähriger Regierung 1727 starb, kam jener einzige Enkel Peter's des Großen als Peter II. zur Herrschaft, freilich noch als ein Knabe, für den Menschikow despotisch den Regenten spielte, bis er von seinen Feinden gestürzt und nach Sibirien geschickt ward. Peter II. wurde nur vierzehn Jahre alt und mit ihm erlosch 1730 der Mannsstamm der Romanows.

Die herrschende Kamarilla rief nun Anna Iwanowna,

eine Tochter jenes bereits erwähnten Iwan III., des geistesschwachen Stiefbruders Peter's I., zur Kaiserin aus, ebenfalls wieder eine willkürliche Besetzung des Thrones, der mit nächstem Anrecht entweder der unvermählten hinterlassenen Tochter Peter's I., Elisabeth, oder Anna's älterer Schwester Katharina, Herzogin von Mecklenburg, zukam. In Anna dachten Diejenigen, die ihr die Krone schenkten, ein schwaches Werkzeug ihres Ehrgeizes zu finden, doch täuschten sie sich. Mit Hilfe ihrer deutschen Günstlinge Münnich und Ostermann, sowie ihres Lieblings Biron aus Kurland, eigentlich Bühren, erlangte Anna bald nach ihrer Thronerhebung durch einen Staatsstreich alle unumschränkte Gewalt einer Selbstherrscherin. Freilich wurde dieselbe von Biron, den man zum Herzog von Kurland erhob, ausgeübt, und zwar in der Weise eines tyrannischen Sultans. Wer ihm feindlich gesinnt oder gefährlich war, mußte es durch den Henker oder in der sibirischen Verbannung büßen. Er bestimmte auch, als Anna im Jahre 1740 kinderlos starb, wer von der kaiserlichen Familie die Erbschaft des Reiches erhalten sollte. Er erwählte dazu den jungen, kaum drei Monate alten Großfürsten Iwan, Sohn der Herzogin Anna von Braunschweig, einer Tochter der älteren Schwester der verstorbenen Kaiserin, jener erwähnten Katharina von Mecklenburg, die an den Herzog Ulrich von Braunschweig verheirathet war. Biron selbst ließ sich von dem ihm ergebenen Senat zum Regenten und sogar zur kaiserlichen Hoheit ernennen.

Nur wenige Wochen währte indeß seine neue Herrlichkeit, dann nahmen ihn seine Nebenbuhler, Münnich an der

Spitze, gefangen und schickten ihn nach Sibirien. Anna, Iwan's IV. Mutter, erklärte sich zur Regentin und Münnich leitete nun mit Ostermann die Staatsgeschäfte. Aber schon zog sich das Verderben auch über diesen Männern und ihrem Werke zusammen.

Elisabeth, die Tochter Peter's, deren Recht auf den Thron ihres Vaters, wie aus dem Obigen hervorgeht, bisher völlig bei Seite geschoben worden war, erwarb sich durch ihre Schönheit einen Anhang, der eine Verschwörung bildete, um das angemaßte Regiment der deutschen Günstlinge zu stürzen und Elisabeth zur Zarin zu erheben. Der Wundarzt Lestocq war die Seele dieses Komplottes. In der Nacht vom 5. zum 6. Dezember 1741 nahmen die dafür gewonnenen Gardetruppen erst die großfürstliche Familie sammt der Regentin Anna in ihrem Palaste gefangen, dann die seitherigen Machthaber Münnich, Ostermann und Andere. Elisabeth ließ sich am nächsten Morgen als Kaiserin huldigen. Der junge, erst zweijährige Zar Iwan IV. wurde in einen Kerker zu Iwangorod bei Narwa und von da 1756 in die Festung Schlüsselburg gebracht, wo er, wie wir weiter unten sehen werden, 1764 ermordet wurde. Seine Eltern wurden nach Sibirien verbannt und starben im Exil, sein Vater erst nach vierunddreißig Jahren. Die anderen Gefangenen wurden zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüst begnadigt und sämmtlich nach Sibirien gebracht. Lestocq war jetzt an der Spitze, bis auch er erfahren mußte, wie schnell und schmachvoll das Glück den Emporkömmling verlassen kann. Elisabeth ließ den Mann, der sie auf den Thron erhoben,

im Zorn über seine Vorliebe für Friedrich II. von Preußen mit der Knute bestrafen und dann ebenfalls nach Sibirien bringen. Sie war überhaupt eine grausame, rachsüchtige und dabei in ihrem Privatleben äußerst zügellose Frau. Zwar schaffte sie die Todesstrafe ab, doch ließ sie desto reichlicher ihre Opfer unter der Knute und mit abgeschnittenen Zungen in Sibirien verenden. Die Verwaltung des Staates gerieth unter ihr in die heilloseste Verwirrung und eine geheime Inquisition beging schreiende Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten in ungezählter Menge.

Ueber zwanzig Jahre lang stand Rußland unter der barbarischen Herrschaft Elisabeth's. Schon bald nach ihrer Thronbesteigung (1742) hatte sie ihren Neffen Peter Ulrich zum Erben des Reiches ernannt, derselbe war als Sohn der mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählten ältesten Tochter Peter's des Großen Anna am 29. Januar 1728 zu Kiel geboren. Unangefochten nahm er am 5. Januar 1762 als Peter III. nach dem Tode seiner kaiserlichen Tante, in deren Sterbestunde ihm sogar schon von den Großen und Behörden des Reiches gehuldigt ward, Besitz von dem Throne. So stand nun an der Spitze Rußlands das deutsche, ursprünglich oldenburgische Haus Holstein-Gottorp mit der weiblichen Nachfolge von Peter dem Großen, und schon dieser Umstand erregte den Ingrimm der altrussischen, den Deutschen feindlich gesinnten Partei. Peter III. that außerdem nur zu viel, die nationalen Empfindungen zu verletzen. Seine abgöttische Verehrung des großen Friedrich und alles preußischen Wesens, die Vorliebe für seine nach Petersburg ge-

holten holsteinischen Truppen, die Gunstbezeugungen an die Deutschen in seinem Dienst reizten seine Feinde nicht minder, wie seine rohen Vergnügungen und Lieblingsneigungen die öffentliche Meinung ungünstig gegen ihn stimmten. Im ersten Anlauf seiner Regierung zeigte er sich zwar großherzig, schaffte die Knutenstrafe ab und ließ die zahllosen von Elisabeth Verbannten, auch Münnich, Biron und Lestocq, zurückkommen. Aber er war doch nur ein launenhafter Charakter und aller achtungswerthen Eigenschaften bar.

Sein Sturz wurde von den Altrussen beschlossen und mit ihnen verschwor sich zu diesem Zwecke seine eigene Gemahlin Katharina, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Ihre Ehe mit Peter war höchst unglücklich. Nicht nur seine Lebensweise machte ihn in ihren Augen mit Recht verächtlich, sondern er kränkte und beleidigte sie auch absichtlich vor dem Hofe und legte gegen den von ihr erhaltenen Sohn Paul so große Abneigung an den Tag, daß er sich sogar mit dem Gedanken trug, ihm die Thronfolge zu verschließen. Katharina, die für ihre eigene Freiheit und für ihr Leben fürchtete, faßte deshalb den kühnen und verbrecherischen Plan, sich selbst auf den Thron zu schwingen. Als der Zar sich an die Spitze seiner gegen Dänemark zu Felde ziehenden Truppen stellte, ließ sie sich in der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1762 zur Kaiserin ausrufen, unterstützt von ihren Helfershelfern, unter denen die aus gemeinem Stande emporgekommenen Orlows die Hauptrolle spielten. Peter verzichtete auf die Thronfolge und unterzeichnete ohne Zaudern die ihm darauf von Katharina

gesandte Entsagungsurkunde. Trotzdem nahm man ihn gefangen und brachte ihn nach einem Landhause Ropscha, wo ihn die Orlows mit ihren Genossen am 17. Juli 1762 auf eine schauderhafte Weise erwürgten.

Aber noch ein Mord an einem männlichen Sprößling des Kaiserhauses erschien nöthig, um Katharina's angemaßte Herrschaft unbedroht zu lassen. Jener Iwan IV., der, wie bereits erwähnt, einmal als einjähriger Knabe schon Zar geheißen, lebte noch immer im Kerker von Schlüsselburg. Neue Befehle ergingen an seine Wächter, ihn beim ersten Befreiungsversuch zu erstechen. Das genügte, sein Schicksal sich bald erfüllen zu lassen: Man setzte eine Soldatenabtheilung gegen Schlüsselburg in Bewegung, welche thun mußte, als ob sie es auf einen Befreiungsversuch des Gefangenen absehe, und angesichts dieser erkünstelten Gefahr wurde richtig der unglückliche Iwan 1764 mit Degen- und Bajonnetstichen umgebracht.

Katharina II., eine eitle, sinnliche, doch hochbegabte und energievolle Frau, wußte durch glänzende Erfolge unter ihrer Regierung in Vergessenheit zu bringen, wie sie zum Throne gelangt und blutbefleckt das zweifelhafte Recht darauf erreicht hatte. Nächst Peter dem Großen erwarb sie sich die größten Verdienste um Rußland im vorigen Jahrhundert. Ihre in aufgeklärtem Geiste durchgeführten Reformen erstreckten sich nach allen Richtungen hin und sollten Rußland zu einem civilisirten Staate machen. Unter ihr erweiterte Rußland seine Grenzen außerordentlich und trat in engere politische Beziehungen zu Europa, um fortan in dessen Geschichte eine hervorragende Rolle zu

übernehmen. Siebenundsechzig Jahre alt starb Katharina am 17. November 1796. Ihr Hauptgünstling war nach Orlow der ehemalige Fähnrich Potemkin gewesen.

Ihr Sohn Paul I. leitete wieder eine Regelmäßigkeit in der Erbfolge des russischen Kaiserhauses ein, wie sie seit Peter dem Großen nicht mehr Platz gegriffen hatte. Allerdings nahm damit die schicksalsreiche Geschichte desselben noch keineswegs einen ruhigen Charakter an. Paul I. vielmehr sollte eines der tragischen Schicksale wieder ereilen, die eine so verhängnißvolle Bedeutung für die Selbstherrscher aller Reußen gehabt haben. Er war eine sultanische Natur, die in der Ausübung schrankenloser Macht einen Mißbrauch trieb, welche auf geistige Verstörtheit zurückgeführt werden mußte. In seinem cäsarischen Wahnwitz, der grausame Züge trug, erschien er der eigenen Familie so gefährlich, daß sie seinen Untergang beschloß. Die Verschworenen überfielen ihn in der Nacht zum 24. März 1801 in seinem Schlafgemach und ermordeten ihn. Paul hatte sich in seinem feindseligen Mißtrauen gegen seine Söhne eben mit dem Plane getragen, sie von der Thronfolge auszuschließen; ja, sein finsterer Ausspruch gegen die Fürstin Anna Gagarin: „Bald werde ich mich genöthigt sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir einst theuer waren," hatte das Schlimmste für die Großfürsten besorgen lassen. Der Plan Katharina's, Paul zu Gunsten seines Sohnes Alexander vom Zarenthron auszuschließen, hatte diesen Haß des Vaters gegen seine Söhne hervorgerufen.

Unter dem blutigen Schatten desselben übernahm der

älteste Sohn Alexander I. die Regierung. In ihm spiegelten sich die verschiedensten und widerspruchsvollsten Ideen der Zeit; in ihm waren zugleich auf Aufklärung und Freiheit gerichtete Bestrebungen und durchaus auf Willkür und geistige Unterdrückung zielende Absichten verkörpert. Weichmüthig und edlen Neigungen zugethan, verfiel er nach den bekannten glänzenden Erfolgen gegen Napoleon I. in religiöse Schwärmerei, in Schwermuth und Mißtrauen gegen Alle. Er konnte nicht den überlieferten Barbarismus seines Geschlechtes verleugnen, aber er wurde in Rußland als ein höheres Wesen angesehen und ist daher seinem Gedächtniß ein gewisser Kultus in der eigenen Familie geblieben. Als ein sich vereinsamt fühlender, im Gemüth unglücklicher Mann starb er am 1. Dezember 1825, gerade in dem Augenblicke, da sich eine weitverzweigte Verschwörung anschickte, ihm und dem russischen Despotismus den Untergang zu bereiten.

Dem Erbrecht nach hätte jetzt, da Alexander keinen zur Erbfolge berechtigten Sohn hinterließ, Großfürst Konstantin, der zweite Sohn des Kaisers Paul, den Thron besteigen müssen. Aber dieser asiatisch gesinnte, ungeberdige, wilde Prinz hatte freiwillig schon 1822, um sich mit einer Polin zu verheirathen, auf sein Recht verzichtet und beharrte darauf, indem er erklärte, daß es ihm an den für die Regierung nöthigen Fähigkeiten fehle. So kam denn die Reihe an den dritten der Brüder, Nikolaus, der am 24. Dezember 1825 seine Thronbesteigung ankündigte. Die Antwort darauf war der Ausbruch jener Verschwörung der sogenannten Dekabristen, die schon unter Alexander I.

eine Revolution vorbereitet hatten und deren Häupter namentlich den Petersburger Offizierskreisen angehörten. Sie bewirkten einen Militäraufstand, der aber bei seiner überhasteten Insceneseßung durch die Entschlossenheit des Kaisers Nikolaus von ihm persönlich schnell unterdrückt ward. An den Urhebern wurde ein schreckliches Strafgericht vollzogen. Fünf derselben sollten geviertheilt, einunddreißig enthauptet werden, siebenzehn mit lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken, dreiundfünfzig mit Verbannung und militärischer Degradation ihr Verbrechen büßen. Nur insofern übte der Kaiser Gnade, daß er die fünf Ersteren hängen ließ und die Einunddreißig in die Bergwerke von Nertschinsk schickte.

Dieses Gericht mit Galgen und Deportation bildete den Anfang der Herrschaft des Kaisers Nikolaus, die in starrem Despotismus dreißig Jahre lang auf Rußland drücken sollte und in stolzem Ehrgeiz sich für Europa als weltgebietende Macht fühlbar machte, bis der Krimkrieg (1853 bis 1856) den blendenden Zauber derselben zerstörte. Unter dem niederschlagenden Eindruck der militärischen Niederlagen, die Rußland in diesem orientalischen Kriege erlitt, starb Nikolaus am 2. März 1855.

Seine Krone kam auf das Haupt seines Sohnes Alexander II., der als ein milder und friedliebender Charakter mit großen Hoffnungen begrüßt wurde. Er suchte auch den Erwartungen, die er erregt hatte, gerecht zu werden. Unter allen Reformen, die er erstrebte und deren Durchführung bei den herrschenden Zuständen im Beamtenthum nur auf zu viele Hindernisse stieß, war die Aufhebung der

Leibeigenschaft durch das Manifest vom 3. März 1861 die ruhmvollste. Sie enthob dreiundzwanzig Millionen Menschen der Sklaverei, und dies mußte wohl eine vollständige Umgestaltung aller inneren Verhältnisse des Reiches hervorbringen. Die Befreiung der Bauern beruhte auf einer Entschädigung an die Gutsbesitzer und Uebernahme von Leistungen von Seiten der Leibeigenen, die dann nach Ablauf gewisser Fristen freie Grundbesitzer werden konnten. Trotz alledem lag es in den so lange unnatürlich erhaltenen Verhältnissen, daß der Adel über seine dadurch geschmälerten Einkünfte und der Bauernstand wegen der nicht sofort eintretenden Befreiung von aller Ablösung unzufrieden wurde und daß aus dieser Stimmung das Grundelement für eine revolutionäre Agitation entstand, welche unter dem Namen Nihilismus in einer Reihenfolge von Attentaten auf die höchsten Beamten und selbst gegen das Leben des Kaisers sich furchtbar machen sollte. Einem solchen nihilistischen Attentat fiel durch eine Dynamitbombe Alexander II. zum Opfer. Auch in sein Leben sollten also die dunklen Schicksalsmächte greifen; auch an ihm sollte sich erfüllen, daß von Geschlecht zu Geschlecht des russischen Kaiserhauses vom Stamme der Romanow ein tragisches Verhängniß sich in blutigen Ereignissen fortkettet. Aufgang oder Niedergang der einzelnen Regierungen bezeugen es nur zu sehr. Und war das Ende Alexander's II. wieder durch einen Mord herbeigeführt, so hat die Herrschaft seines Sohnes Alexander III. sogleich mit einem Blutgericht über die Urheber dieses Mordes beginnen müssen. Wie bei seinem Großvater Nikolaus, so stand auch am Anfang seiner Re-

gierung der Galgen mit fünf gehenkten Verbrechern aufgerichtet. Wohl kann man sagen, keinem anderen Herrscherhause der neueren Geschichte ist seine Bestimmung so furchtbar geworden.

Mannigfaltiges.

Seltsame Eheschließungen in England. — Aus englischen Romanen wie aus öffentlichen Gerichtsverhandlungen dürfte bekannt sein, welch' tröstliche Rolle gegenüber unglücklich Liebenden, denen hartherzige Eltern die Einwilligung zur Ehe versagt hatten, der wackere Friedensrichter und Hufschmied zu Gretna-Green in der schottischen Grafschaft Dumfries ehemals gespielt. Mit derselben handfesten Geschicklichkeit, mit der er ein zerbrochenes Hufeisen zusammenschweißte, kopulirte er gewerbsmäßig die zu ihm über die Grenze (in das glückliche Land, wo Liebende keiner elterlichen Zustimmung bedurften) geflüchteten jungen Paare, und getröstet zogen diese von dannen. Seit 1857 ist diesem Unwesen gesteuert; genau ein Jahrhundert früher machte der Staat (genauer der „große Lord-Kanzler“ Hardwick) einem noch ärgerlicheren Unwesen ein Ende, das in London selbst bestand. Hier las man an verschiedenen Stellen der Stadt, beispielsweise in der Fleetmarketstraße an einem wüstaussehenden Hause die Inschrift: „Sir, will you be pleased to walk in and be married!“ (Ist es Ihnen nicht gefällig, mein Herr, hereinzukommen und sich zu verheirathen?) und daneben an den Mauerwänden figurirten schreckliche Abbilder einer Manns- und einer Frauensperson mit ineinander gefügten Händen, darunter die lockende Mittheilung

an das Publikum: „Marriages performed within!“ (Hier werden Heirathen vollzogen!) Außerdem lud noch, wie der alte ehrliche Historiker Pennant voll Entrüstung erzählt, „ein schmutziger Kerl an der Hausthüre die Vorübergehenden ein, näher zu treten,“ und drinnen im Hause war ein Pfarrer, „eine ekelhafte, nichtswürdige Figur in zerrissenem Schlafrock, mit feuerrothem Gesicht, stets bereit, ein Paar um einen Schluck Branntwein oder eine Rolle Tabak zu trauen,“ und richtete tausendfältiges Unheil damit an. Elend und Schande ist von diesen Häusern zahllos ausgegangen, bis endlich der Lord-Kanzler Hardwick diesen Augiasstall reinigte. L. Z.

Eine Scene vom Schlachtfelde. — Vor einigen Jahren starb hochbetagt in Leipzig ein angesehener Arzt, welcher mit Vorliebe nachstehende Episode aus dem großen Völkerkriege von 1813 erzählte: Es war am 19. Oktober des gedachten Jahres, als des Vormittags in das Haus meines Vaters auf dem Grimmaischen Steinwege die Nachricht kam, der russische Kaiser werde mit Gefolge bei uns Quartier nehmen. Während auf den Straßen die russischen Hörner erklangen, deren Töne den Einzug der Sieger begleiteten, waren bei uns alle Hände in Bewegung, um den hohen Gast würdig zu empfangen. Wider Erwarten aber bezog der Kaiser eine Wohnung in der im Innern der Stadt gelegenen Katharinenstraße, uns aber wurde ein russischer General mit seinem Adjutanten zugetheilt. Als mein Vater den General, einen noch jungen Mann, empfing, fragte dieser überrascht: „Sie sind der Professor B., der vor etwa fünfzehn Jahren Rektor der Universität war? Zu jener Zeit wurde ich wegen eines Jugendstreiches relegirt. Der flotte Kurländer Student ist Ihnen vermuthlich nicht mehr im Gedächtniß, ich erkenne Sie aber recht wohl wieder. Wie Sie sehen, bin ich nicht zu Grunde gegangen, sondern in Militärdienste getreten und General geworden, das Glück war mir günstig. Mein Name ist F.“ Als mein Vater

unserem Gaste die Familienmitglieder vorstellte, äußerte er, als die Reihe an mich kam: „Mein Sohn Ernst, Student der Medicin, hat große Lust zum Militärdienste.“ — „Der Reiz liegt wohl nur in der glänzenden Außenseite,“ erwiederte der Russe, „wer die Schrecken des Soldatenlebens nicht kennt, läßt sich leicht täuschen. Nehmen Sie diesen Mantel um, setzen Sie meine Militärmütze auf und reiten Sie hinaus auf's Schlachtfeld, man wird Sie überall passiren lassen. Nach Ihrer Rückkehr hoffe ich Sie zu sehen. Du begleitest den Herrn,“ wandte er sich in russischer Sprache an einen berittenen Ordonnanzsoldaten, „die Pferde sind wohl noch gesattelt.“ — Mit Offiziersmantel und russischer Feldmütze angethan, ritt ich, gefolgt von dem Dragoner, vor das Thor, durch welches gestern die Königsberger Landwehrtruppen unter dem tapferen Major Friccius als die Ersten die Stadt stürmend betreten hatten; schon hier thürmten sich mir Haufen von Leichen entgegen, denen ich oft nicht anders auszuweichen wußte, als daß ich über sie hinwegsetzte. Ich wendete mich rechts herum, dem Dorfe Thonberg zu, wo in der Nähe der noch rauchenden Trümmer der Quandt'schen Tabaksmühle Napoleon bivouakirt hatte, und gelangte endlich in die Meusdorfer Gegend, in die Nähe des Hügels, wo die drei verbündeten Monarchen bei der Nachricht des erfochtenen gewaltigen Sieges in die Kniee gesunken waren und ein inbrünstiges Dankgebet zum Himmel gesandt hatten. Hier, wo der Kampf am heftigsten gewüthet, erreichte auch das Elend den höchsten Grad und ich vermochte den Anblick der verstümmelten, blutenden Leichname, das herzzerreißende Jammern der Verwundeten nicht länger zu ertragen; zitternd, auf's Tiefste erschüttert, wandte ich mein Roß zur Heimkehr. Da hörte ich mich plötzlich um einen Trunk Wasser anflehen; es waren zwei Verwundete, ein Oesterreicher und ein Franzose, die dicht beieinander lagen. Dem Letzteren hatte eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert, während dem Oesterreicher der Leib aufgerissen

war. Ich warf die Zügel meines Pferdes dem mich begleitenden russischen Soldaten zu und stieg ab, um den Versuch zu machen, den Wunsch der Verstümmelten zu erfüllen. Nach langem Suchen entdeckte ich in der Nähe eines umgestürzten Marketenderwagens einige gefüllte Bierflaschen; ich nahm eine derselben und eilte damit zu den Verwundeten. Gierig streckten die halb Verschmachteten die Hände nach dem Labsale aus und der Oesterreicher, dem ich die Flasche zuerst bot, leerte sie in einem Zuge bis zur Hälfte aus. Dann riß sie ihm der Franzose fast noch vom Munde weg und drückte sie mit fieberhafter Hast an die vertrockneten Lippen. Plötzlich aber setzte er ab und ohne einen Tropfen zu genießen, schleuderte er mit Aufbietung seiner letzten Kraft die Flasche in mächtigem Bogen weit, weit von sich. „Vive l'empereur!" rief er begeistert aus, während sein Auge in patriotischem Feuer erglühte; dann sank er auf die Erde zurück, wandte den Kopf zur Seite und verschied. Von Fieberschauern durchrieselt, jagte ich über Trümmer und Leichen nach Hause und ein schweres Nervenfieber warf mich nieder und brachte mich dem Tode nahe. Noch heute aber, nach fast sechzig Jahren, steht mir der sterbende Franzose noch vor der Seele, ein Beispiel fanatischen Volkshasses, der ihm nicht erlaubte, trotz der furchtbarsten Durstqualen, mit dem Feinde aus einer Flasche zu trinken. M. L.

Ein wirklicher „Prügelknabe". — Als Prinz Friedrich von Hessen-Kassel (geb. 1676), welcher nach Karl's XII. Tod 1720 den Königsthron von Schweden bestieg, noch als Generalissimus in schwedischen Diensten stand und mit seinem Hilfscorps in dem blutigen norwegischen Felsenkrieg den König unterstützte, wurde er unweit Christiania gefährlich am rechten Bein verwundet. Die Kugel, welche in der Hüfte sitzen blieb, mußte später herausgeschnitten werden, was dem Prinzen die heftigsten Schmerzen verursachte. Friedrich schlug bei jedem Schnitt, welchen der Wundarzt ausführte, diesem in's Gesicht; da nun derselbe auf

diese Weise die Operation nicht vollziehen konnte, der Patient aber außer Stande war, diese mechanische Bewegung zu unterlassen, so half man sich damit, daß man einen Grenadier herbeiholte, welcher für ein gutes Trinkgeld die unvermeidlichen Schläge in Empfang nahm, bis die Kugel glücklich herausgezogen war.

Th. W.

Ein Sorgenbrecher der Indianer. — Was für den Orientalen und Südasiaten Opium und Haschisch, was für die meisten Völker der Erde der Tabak und der Alkohol, das ist für die Indianer der südamerikanischen Andesländer die Coca. Schon die ersten Eroberer des großen Inkareiches in Peru fanden bei den dortigen Indianern die eigenthümliche Sitte des Kauens der Cocablätter. Diese stammen von einem etwa zwei Meter hohen Strauche, der in den Hochthälern Peru's und Bolivia's wild wächst, aber schon seit unvordenklichen Zeiten im Großen angebaut wird. Diese Anpflanzungen haben oft in ihrer terrassenartigen Anlage viel Aehnlichkeit mit unseren Weinbergen, und es wird der Kultur dieses Strauches eine große Sorgfalt gewidmet. Er gehört in die natürliche Familie der Rothholzgewächse und wird in den botanischen Lehrbüchern unter dem Namen „Peruanischer Rothholz- oder Cocastrauch" (Erythroxylon coca, Lam.) aufgeführt. Seine Rinde ist schuppig, seine Blätter eiförmig, glänzend und dunkelgrün, seine Blüthen weiß. Der Name Coca stammt aus der indianischen Aymarasprache und bedeutet wörtlich übersetzt „Pflanze". Sobald die Blätter genügend ausgebildet sind, werden sie von Weibern und Kindern gesammelt und an der Sonne getrocknet, wobei sie eine hellgrüne Farbe annehmen. Frischgetrocknet duften sie lebhaft, fast wie frisches Heu, und bringen auch gleich diesem bei empfindlichen Personen Kopfschmerzen hervor. Die hellgrüne Farbe ist ein Zeichen der Güte, während sie durch Feuchtigkeit dunkler werden und bedeutend an Werth verlieren; haben sie sich aber durch Nässe erhitzt, so sind

sie vollständig unbrauchbar. Sie haben einen gewürzhaften, bitterlichen Geschmack, der sehr an den des grünen Thee's erinnert, und können auch wie dieser verwendet werden, indem man einen Aufguß davon macht, welcher als Thee getrunken aufregend wirkt und Schlaflosigkeit hervorbringt; in größeren Mengen macht er unempfindlich gegen den Hunger, verhindert die Athembeschwerden beim Bergsteigen und erweitert auf längere Zeit die Pupille, wobei das Auge mehr oder weniger unempfindlich gegen grelle Lichteindrücke wird. Doch ist die Verwendung zu Thee nur eine untergeordnete, für gewöhnlich werden die Blätter mit etwas gebranntem ungelöschten Kalk zu einer kleinen Kugel, einem Priemchen, gedreht und nach Art des Kautabaks im Munde kauend umhergewälzt. In Bolivia ersetzt man den Kalk durch die Asche mancher Pflanzen, so z. B. der Quinoa oder Paradiesfeigenwurzel, während im westlichen Brasilien und in den Thälern des Amazonenstromes die getrockneten Blätter mit der Asche der Blätter des Trompetenbaumes (Cecropia peltata) zusammengerieben werden. Von diesem Pulver, das eine grünlichgelbe Farbe hat, nehmen die Indianer von Zeit zu Zeit kleine Mengen in den Mund. — Die Coca ist für den südamerikanischen Indianer unumgängliches Bedürfniß, sie bietet ihm den einzigen Genuß in seinem mühevollen, freudlosen Dasein, sie ist sein Sorgenbrecher, sie erleichtert ihm die schwere und geringbezahlte Arbeit in den Bergwerken und Plantagen. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß es Bewunderung erregt, wie diese Menschen bei sehr frugaler, oft kaum genügender Nahrung die schwersten Anstrengungen fast spielend überwinden, wenn sie nur die genügende Menge von Cocablättern zur Verfügung haben. Dreimal des Tages pflegen die Indianer in den Bergwerken und Plantagen ihre Arbeit zu unterbrechen, um ihren Acullicar, d. i. ihr Kauen, abzuhalten, und ihre weißen Arbeitgeber finden es in ihrem eigenen Interesse, ihnen diese Zeit nicht zu kürzen. Mit einer gewissen

Feierlichkeit läßt sich hiebei der Indianer zur Ruhe nieder und nimmt aus seiner Chuspa, seiner Ledertasche, eines der kostbaren Blätter, um es mit Aetzkalk, den er in einer kleinen Kürbisflasche stets bei sich trägt, vermischt zu einer Kugel zu drehen, die er bedächtig in den Mund schiebt und so lange kaut, bis sie keinen Geschmack mehr gibt, worauf er sich eine neue dreht. Durch die Einwirkung der Coca versinkt er in eine Art Apathie, in welcher er sein elendes Dasein vergißt und sich glücklich träumt, in welcher ihm vielleicht Bilder von der einstigen Größe seines Volkes zur Zeit des großen Inkareiches vorschweben, dessen ehemalige Existenz ihm aus Ueberlieferung und Sage recht wohl bekannt ist. Die tief ausgeprägte Schwermuth dieser Menschen mag neben der Jahrhunderte langen Knechtung wohl zum Theil mit auf der Wirkung des Cocablattes beruhen. Im Allgemeinen kann man übrigens die Wirkung der Coca für den daran Gewöhnten bei mäßigem Genuß als günstig bezeichnen, hat man doch Beispiele, daß indianische Bergleute, die ihr ganzes Leben Coca kauten, weit über hundert Jahre alt geworden sind. Ganz anders ist diese Wirkung jedoch, wenn die Coca im Uebermaß genossen wird; denn dann wirkt sie zerstörend im höchsten Grade. Die Blätter enthalten ein dem Nikotin verwandtes Alkaloïd, das Cocaïn, welches bei übermäßigem Genusse zuerst Schwächung der Verdauung, dann Leberleiden und Gallenstein hervorruft, wobei sich der Appetit ungemein vermindert, sich manchmal aber plötzlich zu einem wahren Heißhunger nach den ungenießbarsten und ekelhaftesten Dingen steigert. Die beklagenswerthen Opfer gehen in der Regel an der Wassersucht zu Grunde, sie führen im Volksmunde den Namen Coqueros und stehen in demselben üblen Rufe, wie bei uns etwa ein unverbesserlicher Trunkenbold. Uebrigens wird die Coca auch nach Art des Opiums als Arzneimittel angewendet. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der Anbau und die Zubereitung der Cocablätter allein jährlich Tausende von Menschen beschäftigen, wie

dieselben auch einen sehr wichtigen Handelsartikel bilden. Ist doch die Produktion in Bolivia allein so groß, daß die Regierung jährlich über 1,200,000 Mark an Steuern davon einnimmt, und man kann die Gesammtproduktion dieser Blätter für das Jahr auf über 120,000 Centner schätzen, wobei der Centner je nach der Güte etwa auf 225 bis 240 Mark zu stehen kommt.

Th. W.

Die Hexenwage. — Bis zum Jahre 1648 erhielt sich zu Oudewater in Holland folgender sonderbare Gebrauch: Diejenigen, welche der Hexerei beschuldigt waren, hatten das Recht, sich auf der großen Stadtwage zum Beweise ihrer Unschuld wiegen zu lassen. Der Gebrauch verdankte wahrscheinlich dem Aberglauben seine Entstehung, wonach Personen, die in einem Bündnisse mit dem Teufel stehen, ihre Schwere verlieren, was sie ja auch befähigen sollte, durch die Luft zu fliegen. Die Delinquenten wurden bis auf das Hemd entkleidet und dann in Gegenwart des Stadtschreibers und des Gerichtsschöffen gewogen, wofür sie 6 Gulden und 10 Sols zu zahlen hatten. Es wurde ihnen alsdann eine Bescheinigung ausgestellt, „daß ihr Gewicht einer ordentlichen Manns- oder Weibsperson gemäß und an ihrem Leibe nichts Teuflisches zu finden sei". — Die ganze Prozedur scheint demnach darauf hinausgelaufen zu sein, den Leuten zu Gunsten der Herren vom Gericht den Beutel zu erleichtern, da Jedermann willig den für die damalige Zeit übrigens bedeutenden Betrag zahlte, wenn er dadurch der Anklage wegen Hexerei entgehen konnte. Wer kein Geld hatte, war freilich übel daran, indessen läßt sich annehmen, daß man sich vorher seine Leute besah und sich vergewisserte, ob dieselben im Stande waren, das Geld zu zahlen, ehe man sie der Hexerei beschuldigte. F. Z.

Der Nahrungswerth des Obstes ist ein verhältnißmäßig geringer und namentlich besitzen die Pflaumen nur sehr wenig zur menschlichen Ernährung geeignete Bestandtheile. Der

berühmte Chemiker Professor Fresenius in Wiesbaden hat in dieser Beziehung interessante Untersuchungen angestellt und gefunden, daß ein Ei ebensoviel Nahrungsstoff besitzt als 1 Pfund 2 Loth Kirschen, 1 Pfund 8 Loth Trauben, 1 Pfund 16 Loth Reinette-Aepfel, 2 Pfund Stachelbeeren und fast 4 Pfund Rothbirnen. Mit den Kartoffeln verglichen ergab sich, daß 100 Pfund davon an Nahrungsstoff gleich sind 114 Pfund Kirschen, 120 Pfund Trauben, 127 Pfund Reinetten, 192 Pfund Rothbirnen und — 327 Pfund Pflaumen. M. L.

Enttäuschung. — Ein Engländer hatte von der goldenen Bulle gehört, welche bis auf den heutigen Tag im Römer zu Frankfurt am Main aufbewahrt und den Fremden auf Verlangen vorgezeigt wird. Nun hatte sich der Sohn Albions von derselben eine seltsame Vorstellung gemacht, welche von der Wirklichkeit wesentlich abwich. Als er auf seiner Reise durch Deutschland nach Frankfurt kam, war sein erster Gang nach dem Römer, um sich die nach seiner Ansicht größte Merkwürdigkeit der alten Mainstadt, „the golden bull“, zeigen zu lassen. Wie erstaunte er aber, als er ein mit großen Wachssiegeln in kostbare Hüllen eingebundenes Aktenstück erblickte. „Das soll sein der goldene Bull?“ rief der Engländer aus. „Ich hab' gemeint, es wär' serr eine große Ochs (bull, englisch = Ochse) von Gold, was hat machen lassen Kaiser Karl IV. vor fünfhundert Jahren;“ und enttäuscht lief der Wißbegierige die Treppe hinab, ohne die übrigen Kunstwerke und Alterthümer auch nur eines Blickes zu würdigen. G. Sch.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

